

RHEIN – DONAU – ELBE – RHÔNE: MITTELEUROPÄISCHE GESCHICHTE VOM WASSER AUS BETRACHTET

© Thomas Frenz, Passau 2020

Das Zeichen ☹ verweist auf Abbildungen, die beim mündlichen Vortrag gezeigt wurden, aber hier aus Copyrightgründen weglassen sind.

Mit einem Nachtrag 2024.

Einleitung

1. Kapitel: Zeitraster

I. Teil: Der Rhein

2. Kapitel: Von Cäsar zu Karl dem Großen
3. Kapitel: Wikinger, Normannen, Frankreich
4. Kapitel: Die Salier
5. Kapitel: Die Staufer
6. Kapitel: Ein Fluß – vier Kurfürsten
7. Kapitel: Wilhelmus von Nassauen
8. Kapitel: Deutscher Fluß mit welschem Strand

II. Teil: Mobilität auf dem Wasser und über das Wasser – Schiffe, Hochwasser, Brücken

9. Kapitel: Die Flüsse als Verkehrswege
10. Kapitel: Brückenbau und Brückenstädte
11. Kapitel: Alternative – überregionale Fortbewegung zu Lande

III. Teil: Die Elbe

12. Kapitel: Widukind und die Sachsen
13. Kapitel: Die Ottonen und die Ostexpansion des Deutschen Reiches
14. Kapitel: Fernab vom Zentrum des Reiches
15. Kapitel: Der Löwe aus Mitternacht

IV. Teil: Nicht nur Süßwasser

16. Kapitel: Nordsee ist Mordsee
17. Kapitel: Wirtschaft ist Macht – Die Hanse

V. Teil: Die Donau

18. Kapitel: Der Fluß als Limes
19. Kapitel: Bayern
20. Kapitel: Awaren, Karolinger, Ungarn
21. Kapitel: Aus der Schweiz nach Österreich (Rudolf von Habsburgs Weg nach Osten)
22. Kapitel: Bavarus ille – das Zeitalter Ludwigs des Bayern
23. Kapitel: Von Wien (1529) bis Wien (1683)

VI. Teil: Blick über den Zaun – Reisen auf dem Wasser außerhalb Mitteleuropas

24. Kapitel: Die "liebe Reise über See" – Outremer

25. Kapitel: Den Osten im Westen suchen

VII. Teil: Die Rhône

26. Kapitel: Das Königreich Burgund

27. Kapitel: Bequeme Anreise zum Konzil (1245, 1274, 1311)

28. Kapitel: Der Papst an der Rhône

29. Epilog: Schifffahrt heute

Bemerkung zu dieser Vorlesung: vermutlich wird es auch im WS 2020/1 noch nicht wieder möglich sein, die Vorlesung als Präsenzveranstaltung durchzuführen, so daß wir also auf das verzichten müssen, was Kaiser Karl V. als "la douceur de notre présence" (die Süße unserer Anwesenheit) zu bezeichnen pflegte. Der Text wird Ihnen in gewohnter Weise im StudIP unter "Dateien" zur Verfügung stehen, und es wird am Ende des Semesters die Klausur wohl als "open book-Examen" geben. Für Rückfragen erreichen Sie mich telefonisch (die Nummer steht im Telefonbuch) oder in nostalgischer, aber seit über 3000 Jahren bewährter Weise als Brief; bitte keine Emails!

M. D. u. H., ich begrüße Sie zur Vorlesung "Rhein – Donau – Elbe – Rhône: Mitteleuropäische Geschichte vom Wasser aus betrachtet" und beginne gleich ganz patriotisch mit einem Lied über den Rhein:

Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall:
"Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wer will des Stromes Hüter sein?"
Lieb Vaterland, magst ruhig sein:
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

Durch Hunderttausend zuckt es schnell,
Und aller Augen blitzen hell.
Der Deutsche, bieder, fromm und stark,
Beschirmt die heilige Landesmark.
Lieb Vaterland, magst ruhig sein:
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

Er blickt hinauf in Himmelsaun,
Wo Heldenväter niederschaun,
Und schwört mit stolzer Kampfeslust:
"Du, Rhein, bleibst deutsch wie meine Brust."
Lieb Vaterland, magst ruhig sein:
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

"Und ob mein Herz im Tode bricht,
Wirst du doch drum ein Welscher nicht.

Reich wie an Wasser deine Flut
Ist Deutschland ja an Heldenblut."
Lieb Vaterland, magst ruhig sein:
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

"Solang ein Tropfen Blut noch glüht,
Noch eine Faust den Degen zieht
Und noch ein Arm die Büchse spannt,
Betritt kein Welscher deinen Strand."
Lieb Vaterland, magst ruhig sein:
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

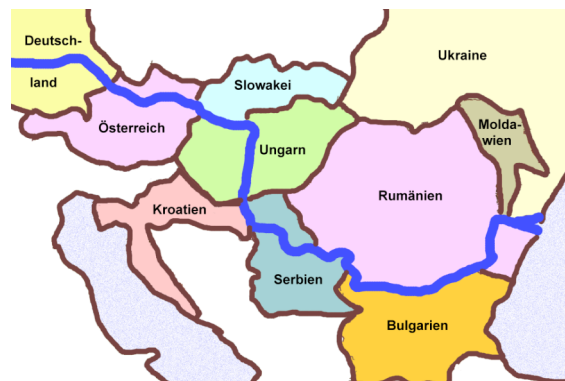
Der Schwur erschallt, die Woge rinnt,
Die Fahnen flattern hoch im Wind:
Am Rhein, am Rhein, am deutschen Rhein
Wir alle wollen Hüter sein!
Lieb Vaterland, magst ruhig sein:
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

Das war die quasi inoffizielle Nationalhymne des Zweiten Deutschen Kaiserreichs 1871 – 1918. Sie müssen sich das Ganze von einem Männerchor gesungen vorstellen; nicht unbedingt schön, aber inbrünstig. Manches erscheint uns heute unfreiwillig komisch, war damals aber bitterernst gemeint. Der Rhein erscheint hier vor allem als Grenze, hinter der die Franzosen lauern; wir kommen auf die politische Situation am Ende der Vorlesung zurück.

Es geht aber auch anders, wie Sie bei diesem Lied über die Donau ersehen können:

Als wir jüngst in Regensburg waren,
Sind wir über die Donau gefahren.
Da war'n viele Holden,
Die mitfahren wollten.
Ja, schwäbische, bayerische Dirndl'n, juchheirassa,
Muß der Schiffsmann fahren.

Hier zeigt sich eine andere, nämlich die verbindende Funktion eines Flusses, der immerhin heute durch fünf Länder fließt und weitere fünf berührt:



Deutschland, Österreich, Slowakei, Ungarn, Kroatien, Serbien, Bulgarien, Rumänien, Moldawien und die Ukraine.

Um eine Brücke geht es auch in folgendem Lied, wobei ich Ihnen gleich die zugehörige Brücke zeige:



Warum die Brücke in der Mitte des Flusses aufhört, erfahren wir später. Aber jetzt erst einmal das Lied:

*Sur le pont d'Avignon,
on y danse, on y danse,
sur le pont d'Avignon,
on y danse tout en rond.*

Und dann wird aufgezählt, wer dort alles tanzt: *les beaux messieurs, les belles dames, les officiers, les bbs, les bons amis, les musiciens, les abbs, les gamins, les laveuses* usw. Also: die eleganten Herren, die schönen Damen, die Herren Offiziere, die Kinder, die guten Freunde, die Musikanten, die Geistlichen, die Gassenjungen, die Wscherinnen usw. Beiläufig: mit den *bons amis*, den "guten Freunden", sind wahrscheinlich Homosexuelle gemeint.

Die Brücke von Avignon hat eine interessante Geschichte, die uns einiges über den Brückenbau im Mittelalter lehren kann, und sie war eine Zeitlang durchaus eine Grenzbrcke; auch dazu später mehr. Daß sich Flüsse generell zur Benennung von Grenzen eignen, zeigt folgendes Lied, von dem Ihnen vor allem die dritte Strophe bekannt sein dürfte. Hier ist aber die erste Strophe wichtig:

Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt,
Wenn es stets zu Schutz und Trutze brüderlich zusammen-
hält.
Von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den
Belt:
Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt.

Auch auf diesen Text und seine geographischen Angaben kommen wir zurück. Das Lied hat aber einen mittelalterlichen Vorläufer, der immerhin von Walther von der Vogelweide stammt und den Aspekt wieder etwas anders setzt:

*Von der Elbe unz an den Rn
und her wider unz an Ungerlant
mugen wol die besten sn,
die ich in der werlt hn erkant.
Kann ich rechte schouwen
guot gelz unt lp,
sem mir got, s swere ich wol, daz hie diu wp
bezzet sint danne ander frouwen.*

"Von der Elbe bis an den Rhein und dann weiter bis nach Ungarn hin mögen es wohl die besten sein, die mir auf der Welt begegnet sind. Wenn ich Bildung und Gestalt wohl betrachte, bei Gott!, so müßte ich wohl schwören, daß hier die Frauen besser sind als die Damen an anderen Orten."

*Tiusche man sint wol gezogen,
rehte als engel sint diu wîp getân.
Swer si schildet, derst betrogen,,
ich enkan sîn anders niht verstân.
Tugent und reine minne,
swer die suochen will,
der sol komen in unser lant: da ist wünne vil.
Lange müeze ich leben dar inne!*

"Deutsche Männer sind wohl gebildet, aber die Frauen sind wie Engel. Wer sie herabsetzt, der hat sie nicht alle, ich kann es nicht anders ausdrücken. Wer Tugend und reine Minne suchen will, der soll in unser Land kommen: hier ist Wonne viel. Lange möchte ich dort leben!" Ich lasse das inhaltlich unkommentiert, auch wenn ich dem Gedanken, während der Vorlesung von Engeln umgeben zu sein, durchaus etwas abgewinnen kann.

Es ist jetzt aber an der Zeit, daß wir die Nationalhymnen und Lieder beiseite lassen und daß ich Ihnen einen Überblick darüber gebe, was Sie im Laufe des Semesters erwartet. Es ergibt sich von selbst eine Gliederung in vier Teile für die vier Flüsse. Davor möchte ich aber noch ein kurzes Einleitungskapitel vortragen, in dem ich einen ganz knappen Überblick über den zeitlichen Ablauf der Geschichte Mitteleuropas gebe, denn ich werde bei den einzelnen Kapiteln immer etwas vor- und zurückspringen müssen. Deshalb ist ein Zeitraster, in das sich die Ereignisse einordnen lassen, nützlich. Außerdem habe ich zwischen die Abschnitte über die Flüsse noch drei Intermezzi eingefügt, die übergreifendere Fragen anreißen, und zwar 1. "Mobilität auf dem Wasser und über das Wasser – Schiffe, Hochwasser, Brücken", 2. "Nicht nur Süßwasser", wobei vor allem von Nord- und Ostsee und dem dortigen Handel die Rede sein soll, und 3. einen "Blick über den Zaun – Reisen auf dem Wasser außerhalb Mitteleuropas". Und dann kommt noch ein Epilog "Schiffahrt heute".

Zu meiner eigenen Person darf ich noch folgende Angabe machen: ich war bis zum Wintersemester 2012/2013 Professor für Historische Hilfswissenschaften an dieser Universität und bin seitdem im Ruhestand, genauer: 16. Ruhestandssemester, im halbe aber, wie Sie sehen, weiterhin eine Vorlesung – übrigens ohne Bezahlung.

1. KAPITEL: ZEITRASTER

VIELE LEUTE VERWECHSELN Geschichte mit Geschichtszahlen, die man auswendig lernen muß, und finden sie deshalb langweilig

und uninteressant. Ich kann davon ausgehen, daß Sie diesem Irrtum nicht unterliegen, sonst wären Sie nicht hier. Aber es ist doch sinnvoll, ein gewisses Zeitraster im Hintergrund zu haben, in das man die verschiedenen Ereignisse und Zustände, von denen die Rede ist, einhängen kann. Einige Jahreszahlen kann man schon behalten, so etwa 800 für die Kaiserkrönung Karls des Großen, 1077 der Bußgang Heinrichs IV. nach Canossa, 1348 der Schwarze Tod oder 1492 die europäische Entdeckung Amerikas.

Aufschlußreich ist auch die Frage, wann denn nun das Mittelalter beginnt und wann es endet. (Ich habe früher gerne meine mittelalterlichen Proseminare mit dieser Frage begonnen.) Man sagt allgemein, das Mittelalter dauere von 500 bis 1500. Aber was kommt als Einzeldatum in Frage? 313 das Toleranzedikt Kaiser Konstantins, das die freie Ausübung der christlichen Religion im Römischen Reich erlaubte; 476 das Ende des Weströmischen Reiches; um 500 die Taufe des fränkischen Königs Chlodwig; 568 die langobardische Eroberung Italiens; 622 die Entstehung des Islam; 711 die muslimische Eroberung Spaniens. Der Erkenntnisgewinn liegt darin, daß man **ein** Datum nicht nennen kann und daß sich die Jahreszahlen auf fast ein halbes Jahrtausend ausstreuen, je nachdem, welchen geographischen, religiösen oder sonstigen Blickwinkel man einnimmt.

Viel spannender und aufschlußreicher als solche einzelnen Jahreszahlen ist die Frage, was etwa gleichzeitig stattfand. Dann kommt man z.B. zu der Erkenntnis, daß fast gleichzeitig mit dem Bußgang Heinrichs IV. nach Canossa 1077 zwei weitere, weniger bekannte Ereignisse erfolgten, die aber auf die Dauer nicht weniger wichtig waren. 1071 unterlag der byzantinische Kaiser Romanos IV. in der Schlacht von Mantzikert den türkischstämmigen seldschukischen Truppen, die so freien Zugang nach Kleinasien und Palästina gewannen. Der Kaiser sandte daraufhin einen Hilferuf an die lateinischen Christen in Mittel und Westeuropa; das war der Auslöser der Kreuzzüge. Fast zur gleichen Zeit, 1085, gelang es in Spanien, Toledo von den Moslems für die Christen zurückzuerobern. Das gilt als der erste große Erfolg der Reconquista.

Wenn wir jetzt aber ohne großen theoretischen Ballast versuchen, die Geschichte Mitteleuropas im Mittelalter in ein Zeitraster zu bringen, können wir uns zweckmäßig an die verschiedenen Königsdynastien halten. Dabei begegnen wir als erstem dem fränkischen Reich unter den Merowingern. Chlodwig vereinigt dieses Reich um 500 aus vielen Kleinstämmen. In den kommenden 250 Jahren wird es zwar immer wieder unter den Familienmitgliedern aufgeteilt und wiedervereinigt, bleibt aber als Gesamtstaat erhalten. Es umfaßt das heutige Frankreich sowie West- und Südwestdeutschland. Ob auch Bayern dazugehörte, werden wir im 19. Kapitel noch näher erörtern.

Die Merowinger werden 751 durch die Karolinger abgelöst. Gleich die zweite Gestalt in ihrer Königsreihe ist Karl der Große, der das Gebiet seines Reiches in Deutschland um Sachsen und Bayern erweitert. Unter Sachsen ist dabei das Gebiet des heutigen Niedersachsens und Westfalens zu verstehen, also die Landschaften westlich der Elbe. Auch das karolingische Reich wird mehrfach geteilt und wiedervereinigt. Aber zu Beginn des 10. Jahrhunderts ist die Dyna-

stie genealogisch erschöpft und stirbt aus. Es kommt zu einem Dynastiewechsel, und zugleich teilt sich ihr Reich in die beiden Nachfolgestaaten Frankreich und Deutschland auf. Die Nachfolgedynastien sind in Frankreich die Kapetinger, in Deutschland die Ottonen. In der französischen Geschichtswissenschaft ist es üblich, die Dynastien als *race* (also Rasse) zu bezeichnen und durchzuzählen. Wir haben als bis ins 10. Jahrhundert folgende Entwicklung:

	Merowinger (1 ^{ère} race)	481–751	
	Karolinger (2 ^{ème} race)	751–918/36	
Frankreich		Deutschland	
Kapetinger (3 ^{ème} race)	936–1328	Ottonen	919–1024

Die französischen Kapetinger erwiesen sich also, wie Sie bereits sehen, als außerordentlich langlebig. Bei uns in Deutschland wechselten die Dynastien dagegen recht schnell, so daß sich keine langfristige Tradition herausbilden konnte. Diejenige der Ottonen umfaßt nur fünf Namen: Heinrich I., Otto I., der Große, Otto II., Otto III. und Heinrich II., der Heilige. Dann kommen die Salier an die Macht: Konrad II., Heinrich III., Heinrich IV. und Heinrich V., und dann ist nach vier Namen schon wieder Schluß. Dann kommt ein dynastischer Ausreißer, Lothar III., auf den schließlich die Staufer folgen: Konrad III., Friedrich I. Barbarossa, Heinrich VI., Philipp von Schwaben, Friedrich II. und Konrad IV., also wieder nur sechs Namen, und außerdem hat Philipp von Schwaben ein Konkurrenten in dem Welfen Otto IV.:

	Merowinger (1 ^{ère} race)	481–751	
	Karolinger (2 ^{ème} race)	751–918/36	
Frankreich		Deutschland	
Kapetinger (3 ^{ème} race)	936–1328	Ottonen	919–1024
		Salier	1024–1155
		Lothar III.	1125–1137
		Staufer Otto IV.	1138–1254 1198–1218

Dann folgt in Deutschland erst einmal gar nichts, Bis 1273 gibt es keinen König, den man ernsthaft als solchen bezeichnen könnte, auch wenn es einige Titelträger gibt. Man spricht auch vom Interregnum oder, wenn Sie es dramatisch haben wollen, in den Worten Friedrich Schillers von "der schrecklichen, der kaiserlosen Zeit". Das ändert sich erst wieder mit der Wahl Rudolf von Habsburgs. Die erste Phase der Habsburgischen Dynastie dauert bis 1308. Sie ist unterbrochen von der Regierung König Adolfs von Nassau 1291 – 1298.

	Merowinger (1 ^{ère} race)	481–751	
	Karolinger (2 ^{ème} race)	751–918/36	
Frankreich		Deutschland	
Kapetinger (3 ^{ème} race)	936–1328	Ottonen	919–1024
		Salier	1024–1155
		Lothar III.	1125–1137
		Staufer Otto IV.	1138–1254 1198–1218
		Interregnum	
		Habsburger Adolf v. Nassau	1273–1308 1291–1298

Danach kommt es wieder zu einem Dynastiewechsel, denn es wird Heinrich Graf von Luxemburg zum König gewählt, und zwar mit durchaus antihabsburgischer Tendenz. Die Dynastie der Luxemburger regiert bis 1437. Allerdings folgt auf Heinrich VII., der ganz jung stirbt, kein anderer Luxemburger nach (denn es ist kein geeigneter Kandidat vorhanden), sondern der Wittelsbacher Ludwig IV., auch genannt Ludwig des Bayer, von 1313 bis 1347. Danach kommen wieder drei Luxemburger: Karl IV., Wenzel und Sigismund. Dies drei sind zugleich Könige von Böhmen.

	Merowinger (1 ^{ère} race)	481–751	
	Karolinger (2 ^{ème} race)	751–918/36	
Frankreich		Deutschland	
Kapetinger (3 ^{ème} race)	936–1328	Ottonen	919–1024
		Salier	1024–1155
		Lothar III.	1125–1137
		Staufer Otto IV.	1138–1254 1198–1218
		Interregnum	
		Habsburger Adolf v. Nassau	1273–1308 1291–1298
		Luxemburger Ludwig IV.	1308–1437 1313–1347

In der Luxemburger Zeit gibt es noch eine kleine, aber unbedeutende Unterbrechung durch Rupprecht von der Pfalz 1400 – 1410. Danach folgt aber die zweite Phase der Habsburgischen Dynastie von 1437 bis zum Ende des Alten Reiches 1806. Mit einer ganz kleinen Ausnahme: 1742 – 1745 kann sich der bayerische Kurfürst Karl Albrecht als Karl VII. zum Kaiser wählen lassen, aber es gelingt ihm nicht, sich wirklich gegen die Habsburger durchzusetzen.

	Merowinger (1 ^{ère} race)	481–751	
	Karolinger (2 ^{ème} race)	751–918/36	
Frankreich		Deutschland	
Kapetinger (3 ^{ème} race)	936–1328	Ottonen	919–1024
		Salier	1024–1155
		Lothar III.	1125–1137
		Staufer Otto IV.	1138–1254 1198–1218
		Interregnum	
		Habsburger Adolf v. Nassau	1273–1308 1291–1298
		Luxemburger Ludwig IV. Rupprecht	1308–1437 1313–1347 1400–1410
		Habsburger Karl VII.	1347–1806 1742–1745

Was tut sich derweil in Frankreich? Während der Luxemburger Zeit endet dort die 3. Dynastie, die Kapetinger, und wird durch die 4. Dynastie, die Valois, abgelöst, wobei diese beiden Familien aber so eng verwandt sind, daß man eigentlich gar nicht von einem Dynastiewechsel sprechen kann. Warum man es trotzdem tut und warum das berechtigt ist, werden wir im 3. Kapitel beobachten.

	Merowinger (1 ^{ère} race)	481–751	
	Karolinger (2 ^{ème} race)	751–918/36	
Frankreich		Deutschland	
Kapetinger (3 ^{ème} race)	936–1328	Ottonen	919–1024
		Salier	1024–1155
		Lothar III.	1125–1137
		Staufer Otto IV.	1138–1254 1198–1218
		Interregnum	
		Habsburger Adolf v. Nassau	1273–1308 1291–1298
Valois (4 ^{ème} race)	1328–1589	Luxemburger Ludwig IV. Rupprecht	1308–1437 1313–1347 1400–1410
		Habsburger Karl VII.	1437–1806 1742–1745

1589 stirbt die Dynastie der Valois aus, oder salopp gesprochen: sie wird ausgestorben, denn der letzte König dieser Linie, Heinrich III., wird ermordet. Es folgt die ganz entfernt verwandte Dy-

nastie der Bourbonen nach, die dann bis zur Exekution Ludwigs XVI. 1792 an der Regierung ist, und außerdem nach der Revolution noch einmal von 1814 bis 1848.

	Merowinger (1 ^{ère} race)	481–751	
	Karolinger (2 ^{ème} race)	751–918/36	
Frankreich		Deutschland	
Kapetinger (3 ^{ème} race)	936–1328	Ottonen	919–1024
		Salier	1024–1155
		Lothar III.	1125–1137
		Staufer Otto IV.	1138–1254 1198–1218
		Interregnum	
		Habsburger Adolf v. Nassau	1273–1308 1291–1298
Valois (4 ^{ème} race)	1328–1589	Luxemburger Ludwig IV. Rupprecht	1308–1437 1313–1347 1400–1410
		Habsburger Karl VII.	1437–1806 1742–1745
Bourbonen (5 ^{ème} race)	1589–1792		
	(Revolution) 1814–1848		

Die Tabelle zeigt unübersehbar, wie vor allem im eigentlichen Mittelalter, im 10. – 15. Jahrhundert, in Deutschland ständig die Familien in der Königswürde abwechseln, während sich in Frankreich eine sehr langfristige Entwicklung abspielt. Dies erlaubt den französischen Königen, Frankreich als einheitlichen Zentralstaat auszubauen. Außerdem bildet sich dort die Idee der Erbfolge im Königtum heraus, während Deutschland immer ein Wahlreich bleibt. Diese Entwicklung wurde in der älteren Literatur (im Grunde noch bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts) als Mangel der deutschen Geschichte gewertet, die zu politischer Zersplitterung und Machtlosigkeit geführt habe. Wir sehen das heute anders: daß sich die Entwicklung hauptsächlich auf der Ebene der Territorien abgespielt hat, bedeutet auch Nähe zu den wirklichen Bedürfnissen der Bevölkerung, die vom fernen Paris aus oft nur schwer erkennbar sind. Insofern zählt die föderale Ordnung der Bundesrepublik heute zu den wertvollsten Traditionen der deutschen Geschichte, und es war kein Zufall, daß die beiden diktatorischen Regime in Deutschland, die Nationalsozialisten und die Kommunisten in der DDR, als eine ihrer ersten Maßnahmen die Länder abgeschafft haben.

Wir können unserer Übersichtstabelle jetzt noch die Verhältnisse in England hinzufügen.

		Merowinger (1 ^{ère} race)	481–751	
--	--	---------------------------------------	---------	--

		Karolinger (2 ^{ème} race)	751–918/36	
England	Frankreich		Deutschland	
Normannen 1066–1154	Kapetinger (3 ^{ème} race)	936–1328	Ottonen	919–1024
Plantagenet 1154–1399			Salier	1024–1155
			Lothar III.	1125–1137
			Staufer Otto IV.	1138–1254 1198–1218
			Interregnum	
Lancaster 1399–1461			Valois (4 ^{ème} race)	1328–1589
	Luxemburger Ludwig IV. Rupprecht	1308–1437 1313– 1347 1400– 1410		
	Habsburger Karl VII.	1437–1806 1742– 1745		
York 1461–1485	Bourbonen (5 ^{ème} race)	1589–1792		
Tudor 1485–1603				
Stuart 1603–1714				
Hannover 1714–heute				
		(Revolution)		
		1814–1848		

In nähere Beziehung zu Mitteleuropa trat England erst seit 1328. Dabei ist allerdings zu beachten, daß England hier nur das eigentliche England meint. Schottland war im Mittelalter ein eigenständiger Staat, der erst mit dem Antritt der Stuart-Dynastie mit England in Personalunion vereinigt und erst 1707 in die politische Zwangsunion gepreßt wurde.

Etwa seit der Jahrtausendwende werden auch die drei östlichen Staaten Polen, Böhmen und Ungarn faßbar. Dabei werden die Herrscher zunächst als Herzöge bezeichnet. Der Königstitel wird in Ungarn seit dem Jahre 1000, in Böhmen definitiv¹ seit 1198, in Polen² seit 1295 getragen. Das Herzogtum bzw. Königreich Böhmen war dabei lehnsabhängig vom deutschen König.

Italien wurde nach dem Ende des Weströmischen Reiches 476 zunächst von germanischen Königen beherrscht: erst von Odowakar (476–493), dann von den Ostgotenkönigen Theoderich dem Großen und seinen Nachfolgern. 553 ließ der oströmische Kaiser Justinian es zurückerobern, aber schon 568 marschierten die Langobarden dort ein und errichteten ihr Königreich, das 774 von Karl

¹ Vorher schon vorübergehend 1085 und 1158.

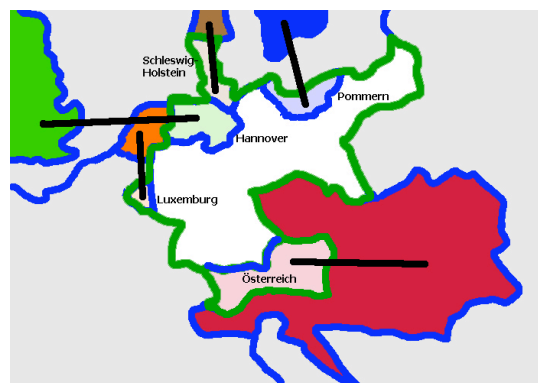
² Vorher schon vorübergehend 1025.

dem Großen erobert wurde. Seitdem war es bis 888 Teil des karolingischen Reiches. Nach dem Aussterben der Karolinger führten verschiedene Könige verschiedener Herkunft den Königstitel, teils auch mehrere gleichzeitig. Man hat sie früher als "italienische Nationalkönige" bezeichnet, was aber irreführend Verwendung des Begriffs "Nation" darstellte. 950 übernahm der deutsche König Otto der Große die Macht in Italien, das seitdem mit dem deutschen Königtum in Personalunion vereinigt war. (Das Gesagte gilt im wesentlichen für Norditalien; die Verhältnisse in Mittel- und Süditalien greifen zu weit über das Thema dieser Vorlesung hinaus.)

Ende des Weströmischen Reiches	476
Odowakar	476–493
Ostgoten	493–553
Byzantinische Restauration	553–568
Langobarden	568–774
Karolinger	774–888
sog. Nationalkönige	888–950
Personalunion mit dem deutschen König	seit 950

Vielleicht fragen Sie jetzt: was ist eigentlich mit den Niederlanden, Belgien, Luxemburg, der Schweiz, Liechtenstein und Österreich? Die Antwort lautet: alle diese Länder gehörten im Mittelalter ganz selbstverständlich zum deutschen Königreich. Die Schweiz und die Niederland wurden erst 1648 im Rahmen des Westfälischen Friedens, der den Dreißigjährigen Krieg beendete, zu selbständigen Staaten. Belgien war bis 1830 ein Teil der Niederlande.

Für die anderen Länder stellt sich die Frage etwas anders. Eine große Schwäche des Reiches nach 1648 und während der Zeit des Deutschen Bundes 1814 bis 1866 war der Umstand, daß eine Reihe von Mitgliedsländern mit ausländischen Staaten in Personalunion verbunden waren. so



Pommern mit Schweden, Schleswig-Holstein mit Dänemark, Hannover mit England, Luxemburg mit den Niederlanden und Österreich mit Ungarn und dem weiteren Länderkomplex der Habsburger.

Das Problem Pommern löste sich 1720, aber die übrigen Unionen und damit auch Einflußnahmen dauerten bis ins 19. Jahrhundert fort. Bismarcks Politik zielte darauf, diesen Zustand zu beenden. So wurden in deutsch-dänischen Krieg 1864 die Dänen aus

Schleswig-Holstein vertrieben, im Krieg von 1866 Hannover preußisch annektiert. Mit der Niederlage der Habsburger 1866 wurde Österreich aus dem Deutschen Bund hinausgedrängt, so daß es an der Reichseinigung 1870/1 nicht mehr teilnahm. Luxemburg wurde wegen der Personalunion mit den Niederlanden 1871 ebenfalls nicht aufgenommen; das Land war Bismarck wohl zu unbedeutend. Liechtenstein war jetzt zwischen Österreich und der Schweiz eingeklemmt und überlebte auf diese Weise.

Als 1918 das Habsburgerreich zusammenbrach und die Klammer mit Ungarn aufhörte, wollten die deutschsprachigen Gebiete des Vielvölkerstaates ganz selbstverständlich jetzt zum Deutschen Reich gehören, aber die Siegermächte des 1. Weltkriegs, vor allem Frankreich, untersagten dies unter Bruch der soeben selbst aufgestellten Regeln über die Selbstbestimmung der Völker. So entstand der (deutsch-)österreichische Staat, der heute noch besteht. 1938 erfolgte der "Anschluß" Österreichs an Deutschland doch noch, aber unter den Vorzeichen des Nationalsozialismus. Deshalb wurde Österreich nach dem Ende des 2. Weltkrieges als eigenständiger Staat weitergeführt.

Damit haben wir uns ein ganzes Stück von unserem eigentlichen Thema entfernt. Indes ist es sinnvoll, sich solche Zusammenhänge einmal klar zu machen.

I. TEIL: DER RHEIN

Der Name "Rhein" kommt wie viele andere geographische Bezeichnungen in Mitteleuropa aus dem Keltischen. Die Lautform ist *rīn* mit langem i. Davon leitet sich sekundär das lateinische *Rhenus* ab. Die keltische Lautgestalt lebt weiter im französischen *Rhin* und im alt- und mittelhochdeutschen *Rīn*, wie wir es schon bei Walther von der Vogelweide gehört haben. Beim Übergang von Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen wird das lange i wie bei vielen anderen deutschen Wörtern diphthongiert zu ei, deshalb also heute der Rhein. Diese Diphthongierung unterbleibt nur im Hochalemannischen, also im Schweizerischen, wo es heute noch der Rhin heißt.

Damit haben wir bereits das Ursprungsgebiet des Rheins erwähnt. Er entspringt in den Schweizer Alpen zunächst in Form von zwei Quellflüssen, dem vorderen und dem hinteren Rhein, die sich kurz vor Chur bei Reichenau in Graubünden vereinigen. Sie fließen nun unter dem Namen Alpenrhein nordwärts und passieren als erste historisch interessante Region Liechtenstein. Die Liechtensteiner Nationalhymne, die auf die Melodie des englischen God save the queen gesungen wird, belehrt uns:

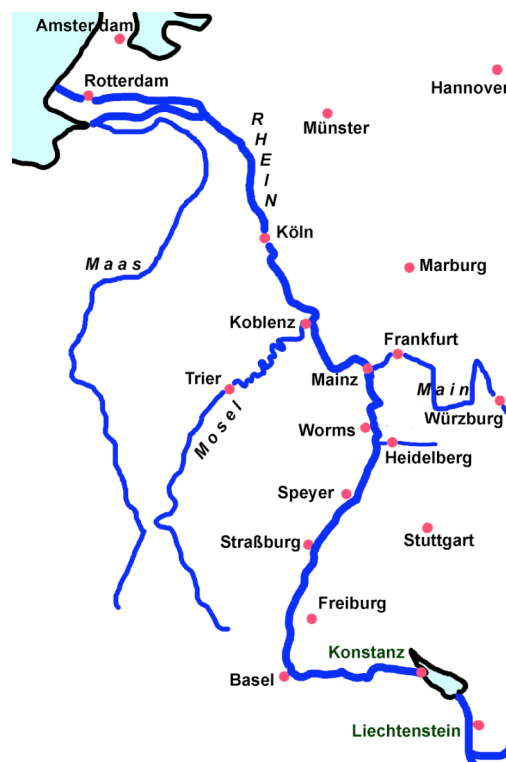
Oben am deutschen Rhein
Lehnet sich Liechtenstein
An Alpenhöhn.
Dies liebe Heimatland
Im deutschen Vaterland

Hat Gottes weise Hand
Für uns ersehnt.

Der "deutsche" Rhein erschien nach dem 2. Weltkrieg nicht mehr opportun, ebenso das "deutsche Vaterland". Deshalb lautet die heute gültige Fassung wie folgt:

Oben am **jungen** Rhein
Lehnet sich Liechtenstein
An Alpenhöhn.
Dies liebe Heimatland,
Das teure Vaterland
Hat Gottes weise Hand
Für uns ersehnt.

Die Grafen von Liechtenstein gehörten seit dem späten Mittelalter zu den österreichischen Landherrn, der obersten Adelschicht unterhalb des Herzogs. 1719 wurde ihre Grafschaft zu einem reichsunmittelbaren Fürstentum erhoben, und als solches war es seit 1815 ein Mitgliedsstaat des Deutschen Bundes. Liechtenstein liegt geographisch eingeklemmt zwischen dem österreichischen Vorarlberg im Osten und der Schweiz im Westen. Deshalb wurde es 1871 bei der Gründung des Bismarckreiches nicht berücksichtigt und ist bis heute ein unabhängiger Staat.



Der Rhein fließt anschließend weiter nach Norden und mündet bei Bregenz in den Bodensee, wobei er das aus den Alpen mitgebrachte Geröll zu einem veritablen Delta aufschüttet. Er durchfließt den Bodensee, ohne sich wirklich mit ihm zu vermischen, und gelangt im Westen nach Konstanz, wo von 1414 bis 1418 das 16. öku-

menische Konzil stattfand, das übrigens gleichzeitig der größte politische Kongreß des Mittelalters war. Dann fließt der Rhein in den sog. Gnadensee, einen westlichen Nebenarm des Bodensees. In ihm liegt die Insel Reichenau, deren Kloster zur Karolingerzeit ein bedeutendes kulturelles Zentrum war.

Danach strebt der Rhein, wieder zu einem normalen Fluß geworden und jetzt Hochrhein benannt, weiter nach Westen. Bei Schaffhausen stürzt er in einem spektakulären Wasserfall in die Tiefe. Schließlich erreicht er Basel. Dort bog er ursprünglich nach Süden ab und floß durch die Burgundische Pforte ins Tal der Rhône und weiter ins Mittelmeer. Das änderte sich aber, als es vor einigen Zehntausend Jahren zu jenem Grabenbruch kam, durch den das heutige Oberrheintal entstand. Der Rhein nahm seitdem den bequemeren Weg und floß, ausschweifend mäandernd, nach Norden bis Mainz. Erst im frühen 19. Jahrhundert wurde er begradigt, wodurch sich die Länge der Wasserstraße und damit die Fahrzeit auf die Hälfte verkürzten. Allerdings erhöhte sich dadurch seine Fließgeschwindigkeit, und er wurde anfälliger für Überschwemmungen.

Auf der Mitte der Strecke nach Mainz nimmt er seinen ersten wichtigen Nebenfluß auf, den Neckar. Etwa 25 km neckaraufwärts liegt Heidelberg, das Zentrum der Pfalzgrafschaft bei Rhein, die in der deutschen, aber auch der bayerischen Geschichte eine wichtige Rolle spielt. Auf der linken Rheinseite liegen der Reihe nach die Bisthofsstädte Straßburg, Speyer, Worms und eben Mainz.

Bei Mainz mündet der zweite wichtige Nebenfluß in den Rhein, der Main. Etwa 40 km mainaufwärts liegt mit Frankfurt/Main eine der wichtigsten Städte des deutschen Mittelalters, was sich in Bezeichnungen wie *des riches sâl* oder *specialis domus imperii* niederschlägt. Seit dem Hochmittelalter findet in Frankfurt die deutsche Königswahl statt, seit der Mitte des 16. Jahrhunderts auch die Königskrönung. Frankfurt/Main ist also die eigentliche deutsche Hauptstadt.

Deshalb war es nur konsequent, daß 1848 die Nationalversammlung nach Frankfurt einberufen, die die deutschen Teilstaaten unter demokratischen Vorzeichen zu einem Gesamtstaat vereinigen sollte. Hier sehen Sie den Einzug der Abgeordneten in den Tagungsort, die Paulskirche:



Es kam auch zur Verabschiedung einer Verfassung, die aber nie wirklich in Kraft trat:



Daß die deutsche Einigung statt dessen 1871 in Form eines Obrigkeitsstaates unter preußischer Dominanz erfolgte, zählt zu den bedauerlichen Seiten der deutschen Geschichte. Frankfurt/Main war dann noch einmal als deutsche Hauptstadt im Gespräch, nämlich 1949. Allerdings wünschten die Politiker, vor allem Konrad Adenau-

er, damals bewußt eine lediglich "provisorische" Hauptstadt, so daß dann Bonn diese Rolle übernahm.

Damit haben wir geographisch etwas vorausgegriffen, denn der Rhein ist bisher ja erst bis nach Mainz geflossen. Dort macht er eine scharfe Biegung nach Westen und fließt als Mittelrhein in einem relativ engen Tal weiter, dessen ersten Abschnitt man als Rheingau bezeichnet. Bei Koblenz mündet der dritte große Nebenfluß in den Rhein, aber diesmal von der linken Seite her, die Mosel. (Der Name Koblenz kommt übrigens von lateinisch *confluentia*, Zusammenfluß.) Am Oberlauf der Mosel – in Luftlinie etwa 100 km südwestlich, aber die Fahrstrecke auf dem Fluß ist wesentlich länger – liegt Trier, das in der Spätantike sogar eine Weile Hauptstadt des Römischen Reiches war und im Mittelalter und der Frühen Neuzeit Sitz eines Erzbischofs.

Der Rhein führt uns, jetzt als Niederrhein, über Bonn nach Köln, ebenfalls Erzbischofssitz, an die niederländische Grenze, wobei erwähnt sei, daß die Niederlande (ebenso wie die Schweiz) bis 1648 staatsrechtlich Teil des deutschen Reiches waren. In den Niederlanden spaltet sich der Rhein in mehrere Teilflüsse auf, die dort als *Waal*, *Lek* und *Ijssel* bezeichnet werden und in die Nordsee münden. Ganz am Ende fließt dem Rhein die aus Frankreich und Belgien kommende Maas parallel.

So viel zur geographischen Orientierung, und damit zur Geschichte am Rhein.

2. KAPITEL: VON CÄSAR ZU KARL DEM GROSSEN

In den Jahren 58 – 51 vor Christi Geburt eroberte Caius Iulius Caesar das keltische Gallien, also Frankreich, als Provinz für das Römische Reich. Er selbst schildert die Vorgänge in seinen Memoiren *De bello Gallico* und berichtet dabei auch, daß er zweimal, in Jahren 55 und 53, den Rhein überquert habe, dann aber jedesmal so dringend an anderer Stelle gebraucht wurde, daß er den Vorstoß abbrechen mußte, im Jahre 55 bereits nach 18 Tagen. In dieser Weise kommentiert er ja stets seine erfolglosen Aktionen. Er schreibt³: "Aus den angeführten Gründen hatte Cäsar beschlossen, über den Rhein zu setzen. Ihn aber auf Schiffen zu überqueren, hielt er nicht für genügend sicher. Er war auch überzeugt, daß das unter seiner und des römischen Volkes Würde sei. Obwohl sich die Schwierigkeit eines Brückenbaues wegen der Breite, der reißenden Strömung und der Tiefe des Flusses als sehr groß erwies, glaubte er dennoch, den Bau durchführen zu müssen oder auf andere Weise das Heer nicht hinüberzuführen zu dürfen." Dann folgen eine Menge technische Details. Und weiter hören wir⁴: "Als Cäsar dies erfuhr und all das durchgeführt hatte, weswegen er das Heer hinüberzusetzen beschlossen hatte, nämlich den Germanen Schrecken einzujagen, an den Su-

³ Buch 4 Kapitel 17.

⁴ Buch 4 Kapitel 20.

gambreb Rache zu nehmen und die Ubier von ihrer Bedrängnis zu befreien, glaubte er nach einem achtzehntägigen Aufenthalt rechts des Rheins, genug zu Ruhm und Nutzen getan zu haben, marschierte nach Gallien zurück und ließ die Brücke wieder abbrechen."

Cäsars Rheinübergang erwähnt übrigens 1200 Jahre später Otto von Freising in seiner Weltchronik.

Ich bin übrigens überzeugt, daß Cäsar seine Kommentare nicht selbst verfaßte, sondern sich dazu eines Ghostwriters bediente, wie das noch im 21. Jahrhundert ein ehemaliger deutscher Bundeskanzler tat.⁵ Cäsars *De bello Gallico* war bis in meine Schulzeit der erste richtige lateinische Text, den man nach dem Grammatikunterricht lesen mußte, und zwar mit der Begründung, Cäsars Latein sei grammatisch besonders korrekt und sprachlich besonders einfach. Wenigstens bis 1945 empfahl ihn aber auch der Umstand, daß *De bello Gallico* ein militärischer Text war, durch dessen Lektüre die Gymnasiasten auf ihre spätere Rolle als Soldaten vorbereitet werden sollten.

Da Cäsar also jenseits des Rheines nicht aktiv wurde, blieb dieser bis ins 2. Jahrhundert die Grenze zwischen dem Römischen Reich und dem freien Germanien. Es gab zwar unter Kaiser Augustus noch weitere Feldzüge, so etwa durch Drusus, Tiberius, Germanicus und Caecina, aber sie blieben ohne nachhaltige Folgen – wenn sie nicht gar, wie derjenige des Quintilius Varus im Jahre 9 nach Christi Geburt, spektakulär scheiterten. So kommt es, daß alle rheinischen Städte mit römischen Wurzeln, wie Straßburg, Speyer, Worms, Mainz, Koblenz, Bonn, Köln usw. auf der linken Rheinseite liegen

Unter Augustus konzentrierte man sich vielmehr auf die Eroberung des süddeutschen Raumes bis zur Donau.

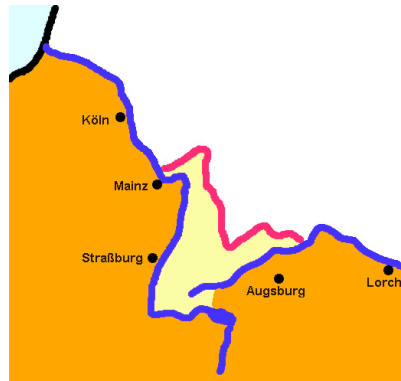
Im Jahre 15 vor Christi Geburt drang in einem kombinierten Feldzug Drusus über das Etschtal, den Brenner und das Inntal nach Norden vor, während Tiberius von Westen her über den Bodensee zur oberen Donau hin einmarschierte; dabei soll es auf dem Bodensee eine Seeschlacht gegeben haben.

Der tiefe, auch strategisch bedenkliche Einschnitt auf der rechten Rheinseite bis zur Donau hin blieb aber,



⁵ Daß Caesar von sich selbst in der 3- Person schreibt bzw. schreiben ließ, spielt bei dieser Einschätzung keine Rolle. Im Mittelalter hielt man Sallust für den Autor.

und erst Anfang des 2. Jahrhunderts wurde auch das dazwischen liegende Gebiet besetzt:



Da es an dieser neuen Grenze aber keinen schützenden Flußlauf gab, mußte sie durch Wall, Graben, Palisaden und Kastelle geschützt werden. Das ist natürlich der berühmte Limes, dessen Reste zum Teil heute noch in der Landschaft zu erkennen sind. Manche dieser Kastelle, so etwa die Saalburg nördlich von Mainz, wurden zu pädagogischen Zwecken im 19. Jahrhundert wieder aufgebaut.

Die Errichtung des befestigten Limes markiert das Ende der römischen Expansion nach Norden und war zugleich, wie jeder Mauerbau an einer Grenze, ein Zeichen der Schwäche. Von jetzt an stießen nicht mehr die Römer nach Norden vor, sondern die Stoßrichtung kehrte sich um: die überwiegend germanischen Stämme expandierten nach Süden. Man nennt diesen Vorgang gewöhnlich die Völkerwanderung. Deren mögliche Gründe können und wollen wir hier nicht erörtern. Ich möchte nur so viel sagen, daß von der Spätantike an eine Klimaverschlechterung mit deutlich sinkenden Temperaturen eintrat, die bis zur Karolingerzeit andauerte.

Die andrängenden germanischen Stämme wurden auf die Dauer vom Limes nicht aufgehalten, sondern drangen im 4. Jahrhundert sowohl nach Gallien als auch nach Süddeutschland vor. In Erinnerung blieb vor allem ein Übergang über den zugefrorenen Rhein am Neujahrstag 407.

Nachhaltig und dauerhaft eroberten schließlich im späten 5. Jahrhundert die Franken die römischen Provinzen in Gallien. Diese Franken waren zunächst ein loser Verband zahlreicher Kleinstämme, aber es gelang dem Anführer der Salfranken, deren Schwerpunkt am Niederrhein lag, diese Stämme zu einem Staat zu vereinigen. Welche Methoden er dabei anwandte, wollen wir lieber nicht näher untersuchen. Dieser Anführer war Chlodwig, der seine Familie bis auf einen sagenhaften göttlichen Ahnen Merowech zurückführte, deshalb also das Reich der Merowinger.

Die Rechtsgewohnheiten der Salfranken wurden später aufgezeichnet, und zwar in lateinischer Sprache als *lex Salica*. In der *lex Salica* gibt es eine Bestimmung, daß Frauen keinen Grundbesitz erben könnten, sondern nur Männer. Mehrere Jahrhunderte später wurde dieser Paragraph als Beleg für die Behauptung herangezogen, daß die Frauen im französischen Königshaus nicht erbber-

tigt seien – diese Behauptung war dann der Auslöser des sog. Hundertjährigen Krieges von der Mitte des 14. bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts.

Aber noch sind wir 1000 Jahre früher, im 5. Jahrhundert. Wichtig ist, daß die nach Gallien einfallenden Franken ihre rückwärtigen Beziehungen zu ihren Herkunftsorten jenseits des Rheins nicht aufgaben, so daß sich das Merowingerreich zu beiden Seiten des Rheins erstreckte. Der Fluß war somit kein Grenzfluß mehr, sondern die zentrale Transportachse des Reiches, und dies blieb er für nächsten 1200 Jahre.

Chlodwig versuchte auch die Alemannen seiner Herrschaft zu unterwerfen, aber mit diesem Versuch hatte er sich doch etwas übernommen. Im Jahre 496 kam es bei Zülpich zu einer Schlacht, bei der sich das Kriegsglück immer mehr den Gegnern des Frankenkönigs zuneigte. Er rief seine heidnischen Götter und Vorfahren an, aber diese brachten ihm keine Hilfe. Deshalb versuchte er es – so berichtet jedenfalls die Legende – mit dem christlichen Gott, den die Königin bereits verehrte. Er schlug dem christlichen Gott einen Deal vor: du läßt mich gegen die Alemannen gewinnen, und ich bekehre mich mit meinem Volk zum Glauben an dich und empfangе die Taufe. Der christliche Gott ging auf dieses Geschäft ein, Chlodwig besiegte die Alemannen, unter denen er zur Strafe ein gar nicht christliches Blutbad anrichtete.

Aber er erfüllte seinen Teil der Abmachung und ließ sich mit samt allen seinen Gefolgsleuten taufen. Dabei kam es zu einem Zwischenfall: der Teufel versuchte in letzter Minute – so immer noch die Legende –, diese Bekehrung der Franken zu verhindern, indem er das bei der feierlichen Taufzeremonie zu verwendende Salböl beiseite schaffte. Aber siehe da! der Heilige Geist selbst kam in Gestalt einer Taube vom Himmel herab und brachte das benötigte Öl. Hier eine Darstellung des Vorgangs in einer Handschrift des 14. Jahrhunderts:



Der Rest des Öles wurde aufbewahrt, und das Öl aus dieser *sainte ampouille* diente später als Salböl bei der Krönung der französischen Könige bis zum Jahre 1830.

Die Geschichte des merowingischen Reiches, zu dem seit 530 auch noch das Reich der Thüringer gehörte, verlief außerordentlich chaotisch und gewalttätig. Es wurde mehrmals zwischen Brüdern aus der merowingischen Dynastie aufgeteilt und dann wiedervereignet, wobei auch die Fehde der beiden Königinnen Fredegunde und Brunichilde eine Rolle spielte. (Diese beiden Königinnen sind die Vorbilder der Königinnen Brünhild und Kriemhild aus dem Nibelungenlied, aber wir kommen auf sie noch einmal im 26. Kapitel zurück.) Im späten 7. und frühen 8. Jahrhundert wurden die Könige vom Vorsteher des königlichen Hofes, dem *maior domus* oder auf deutsch "Hausmeier" in den Hintergrund gedrängt und waren nur noch dem Namen nach Könige.

Schließlich wagte es im Jahre 751 der Hausmeier Pippin der Jüngere, den letzten merowingischen König abzusetzen und selbst die Königswürde zu übernehmen. Die Adelsfamilie, der er entstammte, führte ihre Abstammung auf einen "Karl" zurück, deshalb die Karolinger. Der Name Karl und die Namensvariante Karlmann war in ihr sehr beliebt, weshalb es üblich ist, die verschiedenen Karle durch Beinamen zu bezeichnen, wie Karl der Kahle, Karl der Dicke, Karl der Einfältige usw.

Der bekannteste Karolinger ist natürlich Karl der Große, der Sohn Pippins. Als Pippin 768 starb, teilte er sein Reich zwischen seinen beiden Söhnen Karl und Karlmann auf, wobei Karl mehr die nördlichen und westlichen, Karlmann die südlichen und östlichen Gebiete erhielt. Auseinandersetzungen, wenn nicht gar ein Bürgerkrieg, zwischen den beiden 21 und 17 Jahre alten Brüdern schienen unausweichlich, auch wenn es Pippins Witwe Bertrada zunächst noch gelang, die Rivalitäten unter der Decke zu halten. Dann aber tat Karlmann seinem Bruder den Gefallen, am 4.12.771 im Alter von 20 Jahren zu sterben, so daß Karl Alleinherrscher wurde. Seitdem herrschte er unangefochten, auch wenn es immer noch einzelne Gruppen im Frankenreich gab, die die Entthronung der Merowinger für einen rechtswidrigen Staatsstreich hielten; aber das blieb ohne Folgen.

Karl der Große hat das Frankenreich in alle Himmelsrichtungen erweitert; dazu schauen wir uns zweckmäßig die Karte an. So sah das Reich Karls des Großen an, als er die Alleinherrschaft antrat:



Die Expansion nach Norden erwies sich als das mühsamste und langwierigste Unterfangen. Die Unterwerfung und Christianisierung der Sachsen begann 772 und brachte immer wieder Rückschläge. 785 schien der abschließende Erfolg mit der Taufe des Sachsenherzogs Widukind erreicht, aber schon 792 kam es zu neuen Aufständen, die erst 804 endgültig niedergeschlagen waren.



Im Laufe dieser Kämpfe soll Karl 778 in Verden an der Aller 5000 sächsische Gefangene haben töten lassen, was ihm den Ruf eines "Sachsen-schlächters" einbrachte. Aus diesem Grunde hatte Karl in der Propaganda der Nationalsozialisten einen ausgesprochen schlechten Ruf. Wahrscheinlicher hat aber dieses "Verdener Strafgericht" gar nicht stattgefunden, sondern hier ein Lesefehler in der Quelle vor, und das lateinische Wort *delocavit* (er hat umgesiedelt) als *decollavit* (er hat enthaupten lassen) mißverstanden wurde. Deshalb wurde Karl der Große während der Nazizeit als "Sachsen-schlächter" diffamiert.

An dem Mißverständnis *decollavit* statt *delocavit* ist aber soviel richtig, daß Karl gegen die Sachsen und ihre Neigung, die christliche Taufe zwar formal zu empfangen, dann aber wieder ins Heidentum zurückzufallen, mit den schärfsten Maßnahmen vorging, wozu auch Hinrichtungen gehörten. Erst allmählich kam er zu der Erkenntnis, daß mildere Maßnahmen weitaus erfolgversprechender waren. Gut hundert Jahre später ist Sachsen dann so erfolgreich christianisiert, daß es eines der Kerngebiete des sich nunmehr entwickelnden deutschen Staates werden kann. Wir kommen darauf zurück, wenn wir uns vom 12. Kapitel an mit der Elbe befassen.

Parallel zur Eroberung Sachsens – oder besser als lästige Unterbrechung dieses Unternehmens – unterwarf er 774 im Einvernehmen mit dem Papst das langobardische Reich. Bei dieser Gelegenheit lernte er ein weiteres großes Flußsystem kennen, die Poebene, mit deren Geschichte wir uns aber nicht näher befassen wollen.



Schließlich okkupierte Karl 788 Bayern und setzte die dortige einheimische Dynastie der Agilolfinger ab. Darauf gehen wir im 19. Kapitel näher ein. Dann wollen wir auch die Frage erörtern, ob das eine Neueroberung war oder ob Karl nur ein Gebiet zurückerwarb, das eigentlich schon immer zum Frankenreich gehört hatte:



Schließlich empfing Karl an Weihnachten 800 in Rom die Kaiserkrone. In unserem Zusammenhang sind noch zwei Städte wichtig, die eng mit Karl dem Großen zusammenhängen, Frankfurt/Main und Aachen.

Die Bedeutung Frankfurts ist vorhin bei der Vorstellung des Rheins schon angeklungen. (Es empfiehlt sich übrigens, bei Frankfurt immer den Flußnamen hinzuzufügen, denn es gibt noch drei weitere Orte dieses Namens: zum einen Frankfurt an der Oder, wo eine wichtige Brücke über diesen Fluß führt, dann die Gemeinde Frankfurt im Steigerwald, 45 km ost-südöstlich von Würzburg, und eine Stadt Frankfurt in Nordamerika.)

Wenn man, wie ich, in Frankfurt/Main aufgewachsen ist, lernt man im Fach Heimatkunde auch die Legende über Frankfurt und Karl den Großen kennen. Sie besagt, daß Karl der Große beim Kampf mit den Sachsen in eine äußerst gefährliche Situation geriet: er stand am Main und wurde von den heidnischen Sachsen so sehr bedroht, daß er keinen Weg mehr zur Flucht fand. Er schickt ein inbrünstiges Gebet zum christlichen Gott, und siehe da! er beobachtet, wie eine Hirschkuh ihren Nachwuchs auf eine Furt durch den Main führt. Er folgt ihr mit seinem Heer und ist gerettet. Genau an dieser Stelle, wo Gott den Franken die Furt gezeigt hat, gründet er die Stadt Frankfurt, und die von ihm schließlich doch besiegten Sachsen siedelt er zwangsweise auf der anderen Mainseite an. Tatsächlich heißt der Teil Frankfurts, der südlich des Mains liegt, bis heute Sachsenhausen.

Die Geschichte hat zwei kleine Schönheitsfehler. Erstens ist sie geographisch falsch orientiert, denn wenn Karl vor den Sachsen floh, müßte er von Norden her an den Main gekommen sein. Und zweitens ist die geographische Lage Frankfurts so günstig, daß es dort schon seit vorgeschichtlicher Zeit eine Siedlung gab, und übrigens auch in der Nähe einige römische Niederlassungen wie Bonames (lateinisch *bona mensa*) und Bad Vilbel (lateinisch *villa bella*).

Die Furt durch den Main gab es wirklich. Schon bald wurde dort eine Brücke gebaut, an die sich eine weitere Geschichte anschließt: der Baumeister konnte den versprochenen Termin nicht einhalten – das soll bei öffentlichen Bauten ja auch heute noch vorkommen – und ging deshalb einen Pakt mit dem Teufel ein, der als Gegenleistung das erste lebende Wesen verlangte, das die Brücke überqueren würde. Der Baumeister bedachte dabei in seiner Panik nicht, daß er das bei der Eröffnung der Brücke selbst sein würde. Er fand aber einen Ausweg: er versteckte unter seinem Mantel einen

Hahn, den er bei der feierlichen Einweihung vor sich her trieb. Der Teufel packte wütend diesen Hahn und schleuderte ihn durch das Brückenpflaster hindurch in den Main; das Loch, das dabei entstand, konnte später kein Pflasterer je schließen. Im Mittelalter liebte man solche Geschichten, bei denen am Ende doch der Teufel das Nachsehen hat. Dem Hahn wurde ein Denkmal errichtet, das noch Goethe erwähnt.

Karl der Große ist tatsächlich erst 793 in Frankfurt nachweisbar, und zwar anlässlich eines Reichstages; die Stadt wird dabei als *locus celebris, qui dicitur Francônovurt* bezeichnet, als "der berühmte Ort, den man Frankfurt nennt".

Lieber und häufiger als in Frankfurt hielt sich Karl der Große aber in Aachen auf. Aachen liegt zwar an keinem der großen Flüsse, aber es gab und gibt dort Heilquellen, die schon die Römer zu schätzen wußten. Karl ließ sich dort eine Pfalz bauen, in der er sich besonders im höheren Alter gerne aufhielt. An die Pfalz war eine Pfalzkapelle angeschlossen, ein achteckiger Bau nach byzantinischem Vorbild. In dieser später als Aachener Münster bezeichneten Pfalzkapelle wurde er auch begraben, und dort fanden die deutschen Königskrönungen statt. Nicht in Aachen gekrönt zu sein, war ein Mangel des Herrschaftsantrittes, was später bei einigen Doppelwahlen wichtig wurde.

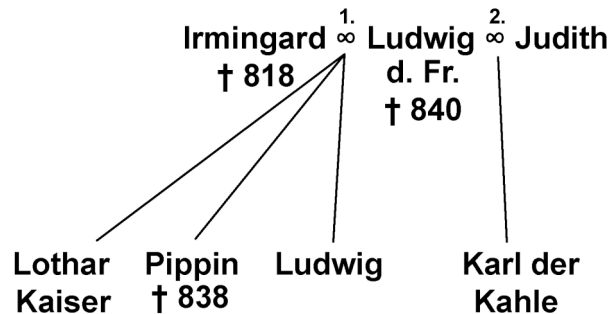
Aachen war also eine Art Hauptstadt des fränkischen Reiches unter Karl dem Großen, eine Rolle, die zur Zeit seiner Enkel wichtig wurde, wie wir sogleich sehen werden. Karl hatte drei eheliche Söhne, unter die er sein Reich aufteilen wollte, aber die beiden älteren starben schon vor ihm, so daß seine Herrschaft 814 ungeteilt auf seinen jüngsten Sohn Ludwig überging. Auch Ludwig – bekannt als Ludwig der Fromme – hatte drei Söhne Lothar, Ludwig und Pippin, für deren Herrschaftsgebiete er 817 einen Teilungsplan für die Zeit nach seinem Tode aufstellte, die sog. *ordinatio imperii*. Darin legt er für jeden ein Gebiet fest, bestimmt aber zugleich, daß Lothar als der älteste den Kaisertitel und eine gewisse Überordnung über die beiden jüngeren erhalten solle.

Dann aber wurde Ludwig mit 40 Jahren Witwer und entschloß sich, ein zweites Mal zu heiraten; das sei, so die Begründung, besser, als wenn er vor Begierden brenne und seine sexuellen Bedürfnisse außerhalb der Ehe befriedige. Um die geeignete Braut zu finden, wurde ein förmliches Casting veranstaltet – man kann es nicht anders nennen – nach dem Motto "Kaiser sucht Frau". Angeblich wurden nicht weniger als 17 Kandidatinnen aus dem fränkischen Hochadel nach Aachen gebracht und dem Kaiser präsentiert. 17 Kandidatinnen bedeutet aber auch: 16 Enttäuschungen, und damit 16 Todfeindinnen der neuen Kaiserin; die Auserwählte sollte dies zu spüren bekommen.

Diese Auserwählte war Judith aus dem Hause der Welfen. Die Welfen bildeten eine europaweit verbreitete und auch sehr alte Adelsfamilie, die dann allerdings am Ende des 9. Jahrhunderts ausstarb; die spätere, bis heute bestehende Linie ist eigentlich eine ganz entfernte Nebenlinie aus Italien. Die Welfin Judith, die Kaiserin, war zweifellos schön, sicher sehr gebildet und auch sexuell äußerst be-

gehenswert; ein Zeitgenosse, Walafrid Strabo⁶, beschreibt sie als *dulcis amore*. Ferner wird sie als ausgesprochen musikalisch geschildert. Ihr Alter ist nicht bekannt, aber sie muß mindestens 12 Jahre alt gewesen sein, weil das das gesetzliche Mindestalter der Ehefähigkeit war. Selbst wenn wir sie uns um einige Jahre älter vorstellen, vielleicht 17 oder 18 Jahre, was mir näher zu liegen scheint, war der Unterschied zu dem 40jährigen Bräutigam indes beträchtlich. Ludwigs Entscheidung für sie scheint also in jeder Hinsicht begründet, sowohl was die Person als auch was die Verbindung mit einer mächtigen Adelsfamilie angeht.

Aber Judith beging den in den Augen ihrer Stiefsöhne Lothar, Ludwig und Pippin und deren Anhänger unverzeihlichen Fehler, schwanger zu werden und dem Kaiser im Juni 823 einen weiteren Sohn zu schenken, der den Namen seines berühmten Großvaters Karl erhielt.



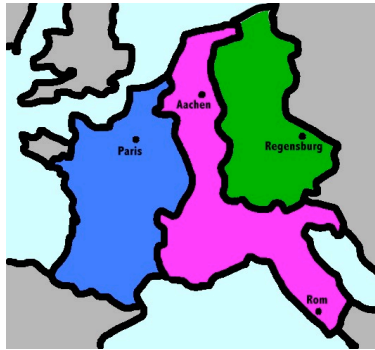
So kommt es, daß ihr schärfster literarischer Gegner, Erzbischof Agobard von Lyon, genau das Gegenteil über sie schreibt wie Walafrid Strabo und schließlich resümiert, sie sei *tocius mali causa* gewesen, die Wurzel allen Übels⁷.

Judiths Sorge mußte es nun selbstverständlich sein, ihrem Sohn eine angemessene Stellung im Kreise seiner (Stief)brüder zu verschaffen. Bei den bisherigen Teilungsplänen war er ja noch nicht berücksichtigt, woher wohl sein späterer Beiname "der Kahle" stammt. Da diese Ausstattung Karls nur auf Kosten der älteren Söhne Ludwigs des Frommen geschehen konnte, waren Konflikte unausweichlich, die auch dadurch nicht entschärft wurden, daß einer der älteren Söhne, Pippin, 838 starb.

Auch als der alte Kaiser 840 starb, gingen die Konflikte weiter und verschärften sich sogar, aber ich will das im einzelnen nicht schildern, sondern nur das Ergebnis. Im August 843 kommt es zum Vertrag von Verdun, in dem das Reich zwischen den drei Brüdern so aufgeteilt wird, daß Ludwig das östliche Gebiet erhält (also das spätere Deutschland) und Karl das westliche (das spätere Frankreich), während Lothar ein Gebiet dazwischen zugesprochen wird:

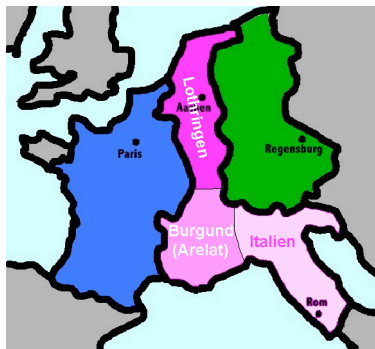
⁶ MGH Poetae Latinae 2 S. 376.

⁷ Liber apologeticus II,2, ed. L. van Acker, Agobardi Lugdunensis Opera omnia, Turnhout 1981, S. 216.



Man spricht gern verächtlich von einer Kegelbahn von Aachen nach Rom, aber so ganz stimmt das nicht. Vor allem darf man nicht übersehen, daß Lothars Reich nicht nur die beiden Kaiserstädte Aachen und Rom einschließt, sondern auch Rhein und Rhône, also die zentralen Verkehrsachsen Mitteleuropas.

Lothar machte also gar kein so schlechtes Geschäft. Allerdings wird sein Gebiet im Laufe der nächsten Jahrzehnte auch noch in sich geteilt und fällt somit als wirklicher Machtfaktor aus:



Aber es bleibt durch die Landschaftsbezeichnung Lotharingen = Lothringen bis heute im Gedächtnis. Lothringen liebäugelt zunächst mit Frankreich, wendet sich dann aber unter Otto dem Großen Deutschland zu und bildet dort eines der fünf Herzogtümer des Früh- und Hochmittelalters (Bayern, Franken, Schwaben, Sachsen und Lothringen). Mit Burgund befassen wir uns, wenn wir über die Rhône sprechen; Italien gehört nicht in unser Hauptthema.

Auf diese Weise, durch den Streit der Söhne Ludwigs des Frommen, bildet sich also allmählich die Teilung des fränkischen Reiches in eine westliche Hälfte – das heutige Frankreich – und eine östliche Hälfte – das heutige Deutschland – heraus. Der junge Ludwig wird in der Geschichtsschreibung geradezu als "Ludwig der Deutsche" bezeichnet; sein hauptsächlicher Regierungssitz war Regensburg. Wir werden ihm deshalb an der Donau wieder begegnen.

3. KAPITEL: WIKINGER, NORMANNEN, FRANKREICH

DAS SPÄTKAROLINGISCHE Reich wurde nicht nur durch die inneren Konflikte in der Königsfamilie geschwächt, sondern sah sich auch einer Bedrohung von außen gegenüber: den Wikingern. Das

Wort Wikinger leitet sich ab von *wīk*, der Ort, die Siedlung, und zwar in dem Sinne, daß sie Siedlungen heimsuchten; aber es gibt auch andere Herleitungen. Das heute untergegangene Wort *wīk* ist auch enthalten in dem Wort Weichbild, das heute kaum noch verwendet wird und ebenfalls Stadt bedeutet; es wird Ihnen vielleicht einmal in einer Publikation aus dem 19. Jahrhundert begegnen. Ferner lebt *wīk* weiter als Bestandteil von Ortsnamen, wie Bardowik oder mit der neuhochdeutschen Diphthongierung in Braunschweig, also "Stadt des Brun" (*Brunns wīk*).

Die aus Südkandinavien kommenden Piraten überfielen die küstennahen Landstriche, plünderten sie aus, töteten die Bewohner, steckten die Gebäude in Brand und verschwanden wieder über See, ehe noch Hilfe aus dem Landesinnern kommen konnte. Beliebtes Ziel waren die reichen Klöster mit ihren kostbar ausgestatteten Kirchen. Spektakulär war 793 ihr Überfall auf das englische Kloster Lindisfarne, ein Vorgang, der auch auf dem Kontinent Entsetzen auslöste; es gibt eine Äußerung Einharts dazu, der völlig fassungslos ist⁸. Die folgende Abbildung zeigt, welchen Eindruck diese aus dem Nichts auftauchenden Räuberschiffe auf die Zeitgenossen machten:



Es gibt heute die Tendenz, die Wikinger folkloristisch zu verharmlosen (auch in Fernsehserien mit starken Männern), aber die damaligen Menschen fanden die Überfälle weniger lustig; z.B., um nur einen weiteren Fall zu nennen, als 853 das Kloster Marmoutier überfallen und dabei 116 Mönche ermordet wurden. Die Zeitgenossen hätten die Überfälle eher mit heutigen Terroranschlägen verglichen.

Die Wikinger plünderten nicht nur die unmittelbare Küste, sondern sie fuhren auch die Flüsse hinauf ins Landesinnere und überfielen die dortigen Städte. Besonders die Seine hatte darunter zu leiden, aber auch der Rhein diente ihnen als Schnellstraße; so wurde etwa Köln geplündert. Das ist also die andere Seite der Flüsse als günstiger Verkehrswege.

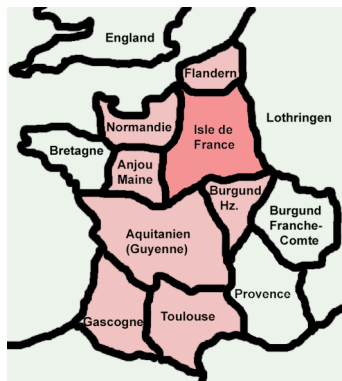
Karl der Große hatte das Glück, daß sich ernsthafte Probleme erst nach seinem Tode ergaben, so daß er seinen sich selbst zugelegten Beinamen behalten konnte und der Zorn der Historiker seine Nachfolger trifft. Karl III., der Dicke, versuchte 888, sie durch die Zahlung von Lösegeld zum Abzug zu bewegen, was für den Augenblick auch gelang. Aber seine Nachgiebigkeit gegenüber den Wikingern ruinierte sein Ansehen, so daß er abgesetzt wurde und bald darauf starb.

Damit war das Problem der Wikinger oder Normannen, wie wir allmählich sagen müssen, aber nicht beseitigt. Der nächste König, Karl der Einfältige, mußte die Tatsache akzeptieren, daß sie sich im Nordwesten Frankreichs, eben in der "Normandie", festgesetzt hatten und schlechterdings nicht mehr zu vertreiben waren. Deshalb schloß er 911 mit ihrem Anführer Rollo den Vertrag von Saint-Clair-

⁸ Migne PL 200 Sp. 164 AB.

sur-Epte: Rollo wurde Vasall des französischen Königs, empfing die Taufe und verpflichtete sich im Gegenzug, Frankreich gegen die anderen Wikinger zu verteidigen. Auf diese Weise entstand das Herzogtum Normandie. Das war ein typisch mittelalterliches Arrangement, das ein *fait accompli* legalisierte und damit zugleich die Rechtsposition des französischen Königs wahrte. Es ist das erste Beispiel dafür, daß das Lehnswesen in dieser Weise politisch nutzbar gemacht wurde.

Der französische König hatte aber auch in den anderen Herzogtümern seines Landes im Grunde nichts zu sagen.



Er war Herzog der Isle-de-France oder, wie man auch sagt, von Franzien oder auch *la douce France*, und dort konnte er auch effektiv regieren, aber die anderen Herzogtümer waren im frühen Mittelalter de facto selbständig und erkannten den König nur formal als Oberherrn an. Erst im Laufe der Zeit gelang es dem König, beim Aussterben der Herzogsgeschlechter seine eigenen Verwandten dort einzusetzen und so sein Machtgebiet zu erweitern. Die Bretagne gehörte übrigens, wie Sie auch auf der Karte sehen, nicht zu Frankreich; das änderte sich erst 1532.

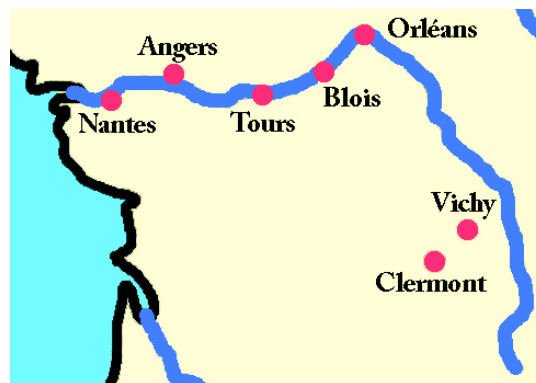
Werfen wir an dieser Stelle einen kurzen Blick auf die hydrologische Situation des mittelalterlichen Frankreich. Wir beobachten drei größere Flüsse,



nämlich die Seine, die Loire und die Garonne, die alle von Osten nach Westen fließen und in den Atlantik münden. Ihre Bedeutung ist aber mit der, die etwa Rhein und Donau in Deutschland haben, nicht zu vergleichen. Die Seine ist natürlich bedeutsam als der Fluß, an dem Paris liegt, aber sie hat geringes Gefälle und fließt deshalb ge-

mächlich. Paris selbst liegt nur wenige Meter über dem Meeresspiegel und ist auch ständig von Überschwemmungen bedroht. Die Stadt hat übrigens einen Zwilling, die Stadt "Is", die westlich von ihr liegt und berühmt, reich und prächtig war, aber wegen der Gottlosigkeit ihrer Bewohner im Meer versank – also ganz ähnlich wie Atlantis im Mittelmeer oder Vineta in der Ostsee. Die Städte Is und Par-Is sind also miteinander verbunden, und demnächst wird Is wieder auftauchen und dafür Par-Is versinken, wofür, wie gesagt, ein Anstieg des Meeresspiegels um wenige Meter ausreichen würde. Ich habe auf der Karte noch Reims eingetragen, jene Stadt, in der die französischen Könige gekrönt wurden.

Interessanter als die Seine ist die Loire, an der viele für die französische Geschichte wichtige Orte liegen,



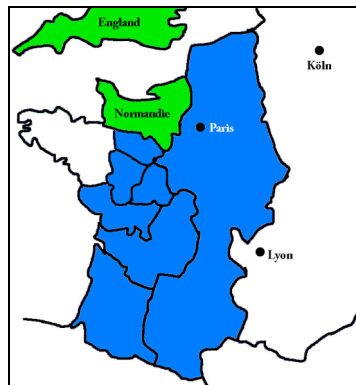
wie etwa Nantes, Angers, Tours, Blois und Orléans. Südlich von Tours fand 732 die Abwehrschlacht gegen die aus Spanien kommenden islamischen Eroberer statt. Ich habe auf der Karte auch noch Clermont eingetragen, wo Papst Urban II. 1195 zum ersten Kreuzzug aufrief, und ferner Vichy, das Sie aus der Geschichte des 20. Jahrhunderts kennen, denn dort hatte die nazifreundliche Regierung des Marschalls Pétain ihren Sitz. Aber zurück ins Mittelalter und zurück zu den Normannen.

Es gab damals ein Problem, das die Geschichte Frankreichs bis ins 13. Jahrhundert beherrschte. In der Mitte des 11. Jahrhunderts erhob der Herzog der Normandie, Wilhelm der Bastard, Anspruch auf die englische Krone – mit welchem Recht, müssen wir hier nicht erörtern – und schaffte es, diesen Anspruch 1066 durch eine Invasion Englands auch durchzusetzen, wodurch er zu Wilhelm dem Eroberer wurde. Über diese Vorgänge gibt es eine bildliche Darstellung, eine Art frühmittelalterlichen Comic, den Teppich von Bayeux, der auch deshalb interessant ist, weil auf ihm viele Wikingerschiffe abgebildet sind:

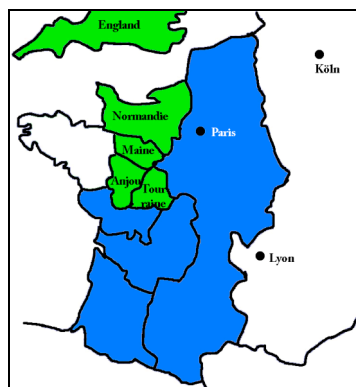


Wilhelm war jetzt also König von England, blieb aber zugleich Herzog der Normandie und war als solcher Lehnsmann des französischen Königs. Er stand also als Herzog in der Lehenshierarchie eine Stufe unter dem König von Frankreich, mit dem er als englischer Kö-

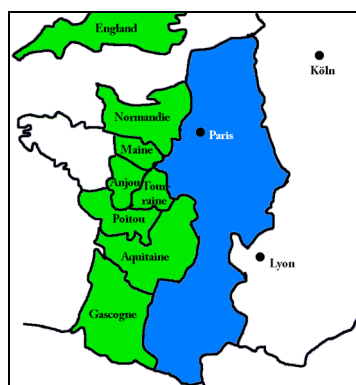
nig auf derselben Stufe stand. Diese komplizierte Situation führte bis ins 13. Jahrhundert zu ständigen Problemen.



Sie verwickelte sich noch mehr, als der englische König durch Heirat weitere Gebiete im Frankreich erwarb, für die er ebenfalls Lehnsmann des französischen Königs war: zunächst die Grafschaften Anjou, Maine und Touraine,



dann als besonderer Coup die Herzogtümer Poitou, Aquitanien und Gascogne durch die Ehe mit der berühmten Eleonore von Aquitanien, der "Königin der Troubadoure".

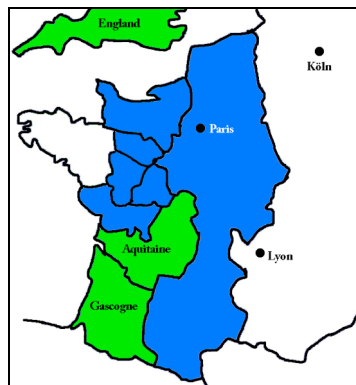


Noch ein Hinweis, der in unserer vom Wasser bestimmten Vorlesung nicht fehlen darf: das Reich der Plantagenet lag beiderseits des Ärmelkanals, der also ständig von seinen Herrschern überquert werden mußte. Die Strecke von Dover nach Calais ist zwar nicht sehr weit – sogar so nahe, daß man dort einen Tunnel bauen

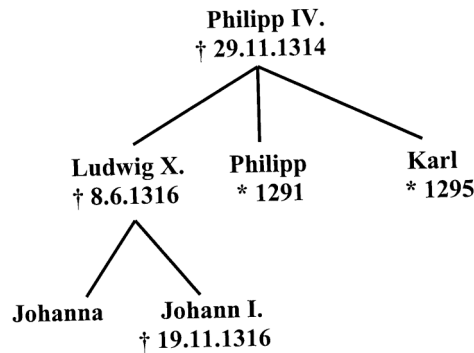
kann –, aber die Überfahrt ist gefährlich und forderte im Laufe der Jahrhunderte viele Opfer. So ging etwa 1120 das "weiße Schiff" mit Mann und Maus unter. Bei dieser Havarie starb auch der einzige eheliche Sohn des Königs, was zu Erbfolgeproblemen führte, weil die Barone des Königreichs der Tochter des Königs zuerst die Treue gelobten, sie dann aber im Stich ließen.

Ferner waren speziell die englischen Könige offenbar nicht besonders seetüchtig. Ein englischer Baron hatte die Lehenspflicht, den Kopf des Königs zu halten, wenn er sich während der Seereise über die Reeling übergeben mußte. Besonders Richard Löwenherz litt an der Seekrankheit, was so gar nicht zu seinem Selbstbild als strahlender Held paßte ...

Am Ende des 12. Jahrhunderts gelang es dem französischen König, die Festlandsgebiete seines englischen Kollegen, nunmehr der berühmt-berüchtigte Johann Ohneland, zurückzuerobern; einzig Aquitanien und die Gascogne blieb weiterhin in englischer Hand:



So war die Situation auch noch, als zu Beginn des 14. Jahrhunderts die Dynastie der Kapetinger in direkter männlicher Linie ausstarb. König Philipp IV., dem wir im 27. Kapitel noch einmal in unerfreulichem Zusammenhang begegnen werden, starb am 29.11.1314. Ihm folgte zwar zunächst sein Sohn Ludwig X. nach, der aber keine zwei Jahre später, am 8.6.1316, im Alter von 27 Jahren, ebenfalls starb. Er hinterließ eine schwangere Witwe, die am 15. November einen Sohn zur Welt brachte, Johann I. Dessen Regierung dauerte gerade einmal vier Tage, bis er am 19. November ebenfalls starb. Damit war eine Situation eingetreten, die es seit über 300 Jahren nie gegeben hatte. Es gab nur noch eine Tochter Ludwigs X., Johanna, und es gab zwei Brüder Ludwigs X., mithin Onkel des allerletzten Königs, Philipp und Karl.



Die Frage lautete also: wer sollte die Nachfolge antreten: die Schwester des letzten Königs als seine nächste Verwandte oder ihr Onkel Philipp? Für beide Varianten gab es positive und negative Argumente. Für Johanna sprach ihre engere Verwandtschaft zum letzten König, gegen sie ihr weibliches Geschlecht. Für Philipp sprach sein männliches Geschlecht, gegen ihn seine entferntere Verwandtschaft zum letzten König.

Damit stellte sich auch die grundsätzliche Frage, ob eine Frau überhaupt französischer König werden konnte bzw. ob sie ihre Rechte an einen Sohn weitergeben konnte. Den Ausschluß der Frauen von der Erbfolge bezeichnet man als das "Salische Gesetz". Die Salier waren der Teil der Franken, die am Rhein lebten – es gibt ja auch eine deutsche Königsdynastie der Salier –, und in deren Volksrecht, der *Lex Salica*, gibt es tatsächlich eine Bestimmung, daß Frauen keine Grundstücke erben dürften, sondern nur Männer. Aber kann man das Erbrecht für einen Bauernhof auch auf ganze Staaten anwenden? Die *Lex Salica* macht nämlich auch Bestimmungen zugunsten der Frauen: das Geflügel auf dem Bauernhof wird z. B. in weiblicher Linie vererbt, Männer haben daran keinen Anteil. Der Ausdruck ist also nicht sehr sinnvoll, und es ist fraglich, ob man in der Mitte des 14. Jahrhunderts überhaupt noch gewußt hat, was es mit der *Lex Salica* einmal auf sich hatte.

Wichtiger ist also die Tradition, und zwar die karolingische Tradition. Es fällt nämlich auf, daß das Salische Gesetz – wenn wir diesen Ausdruck als Verabredungsbegriff weiterhin gebrauchen wollen – nur im Gebiet des ehemaligen Reiches Karls des Großen voll angewandt wird. Außerhalb dieses Gebietes, in Süditalien, auf der Iberischen Halbinsel und in England und Schottland, ebenso in Skandinavien, war eine weibliche Königserbfolge möglich, wenn auch in der Regel – in England bis heute – die Töchter hinter den Söhnen zurückstehen müssen, selbst wenn diese jünger sind.

Zur karolingischen Tradition gehört auch die religiöse Überhöhung des Königtums, die mit der Salbung Pippins ihren Ausgang nimmt; auf diesen *rex non laicus*, den König, der an der kirchlichen Sphäre Anteil hat, wird auch die Vorstellung übertragen, daß Frauen keine Priester sein können⁹.

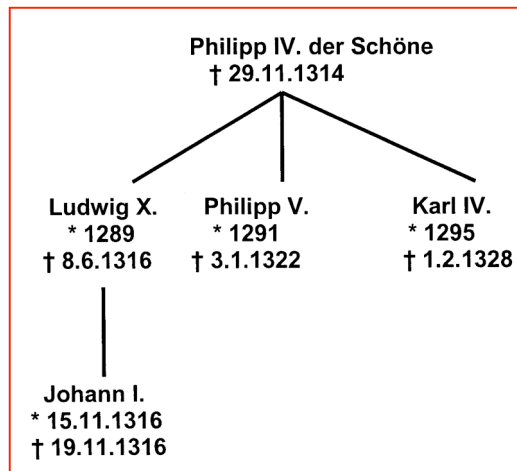
Ein letztes Argument bietet das Lehnswesen. Da es ursprünglich ein militärisches Dienstverhältnis organisiert, können seine Teil-

⁹ Ob das wirklich so ist, müssen wir hier nicht erörtern.

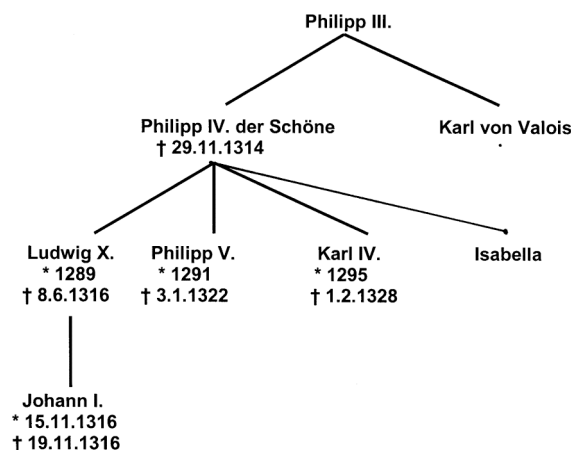
nehmer nur Männer sein; Ausnahmen bestätigen die Regel. Gerade in Frankreich war der König der oberste Ritter seines Reiches; der Ritterschlag war sogar in das Krönungszeremoniell integriert.

In der konkreten Situation von 1316 setzte sich der männliche Bewerber durch, und Philipp bestieg als Philipp V. den französischen Thron. Er ließ außerdem zur Absicherung seiner Ansprüche von einer Versammlung den Beschluß fassen, die französische Krone vererbe sich nach dem salischen Gesetz; schon allein das zeigt, daß diese Ansicht keineswegs allgemein anerkannt war.

Als Philipp V. am 3.1.1322 kinderlos starb, folgte ihm sein Bruder Karl als Karl IV. nach. Aber auch Karl IV. regierte nur sechs Jahre und starb ebenfalls kinderlos am 1.2.1328.

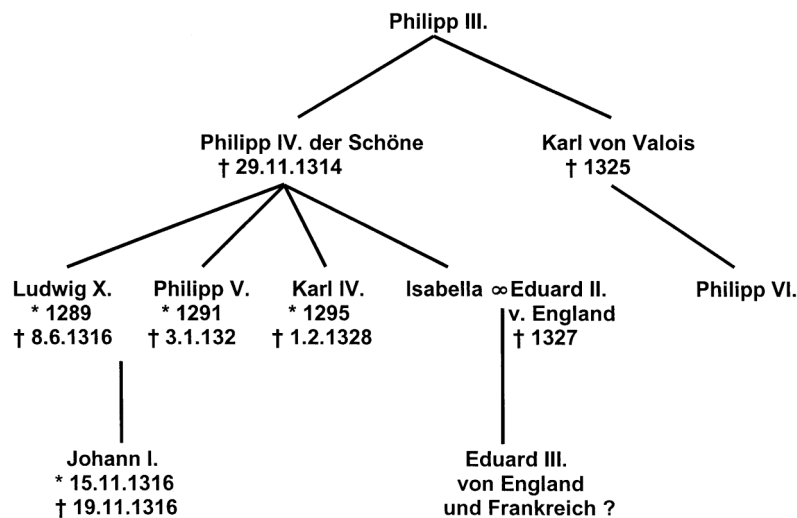


Damit stellte sich erneut die Frage nach der Nachfolge, und zwar in genau derselben Konstellation wie 1316, denn es gab eine Schwester der drei Brüder, die nacheinander König gewesen waren: Isabella. Der Onkel mit Erbenspruch war diesmal Karl von Valois, ein Bruder Philipps IV.



Isabella war aber ein härterer Brocken als Johanna 1316, denn ihr stand ein Ehemann zur Seite, der von Gewicht war: der englische König Eduard II.; sie ließ sich also nicht so leicht beiseite schieben wie ihre minderjährige, vaterlose Nichte.

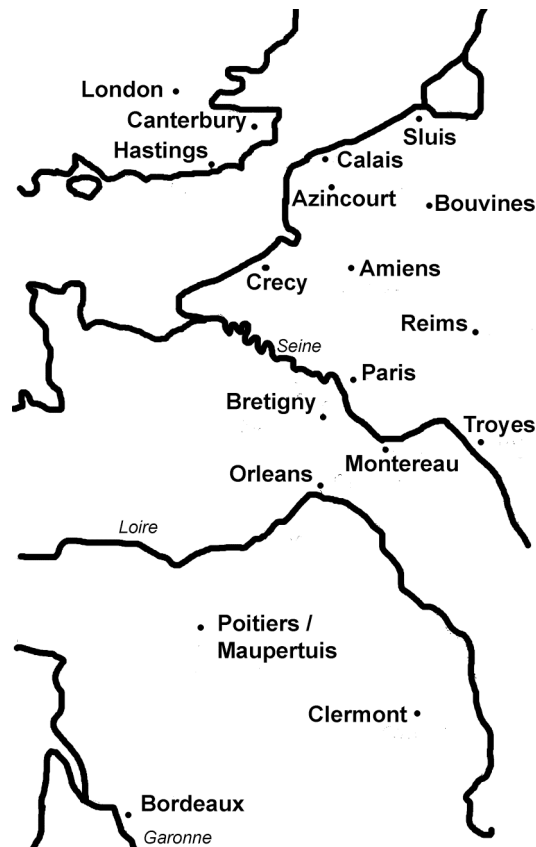
Innerhalb des Salischen Gesetzes gibt es nun noch zwei Interpretationsmöglichkeiten: die strenge Interpretation besagt, daß die Frauen im Stammbaum überhaupt nicht existieren, daß also nur Männer König werden und auch nur Männer den Erbspruch transportieren können. Die mildere Interpretation hält zwar daran fest, daß Frauen, hier also Isabella, nicht selbst König werden können, läßt aber zu, daß ihr Erbspruch an ihren Sohn übergeht. Und genau das war hier der Fall:



Es standen sich also seit 1328 gegenüber: Philipp VI. von Valois, Sohn des 1325 verstorbenen Carl von Valois, und Edward III. von England, Sohn Isabellas. Edward III. war allerdings nach englischem Recht noch unmündig und trat erst am 20.10.1330 die selbständige Regierung an. Philipp VI. stand dagegen bereits in seinem 35. Lebensjahr. Die Frage, wer der rechtmäßige König von Frankreich sei, blieb also zunächst *in suspensa*, wovon Philipp VI. profitierte; der minderjährige Edward hat ihm sogar für seine französischen Gebiete als Lehnsmanngeluldigt.

Erst 1337 machte Edward III. seine Ansprüche offen geltend. Damit stellt sich die Frage, ob es ihm wirklich um die Durchsetzung seines Rechtsanspruchs auf die französische Krone und damit die Wiedergutmachung eines Unrechts ging, das ihm als Minderjährigem zugefügt worden war, oder ob wir nicht ganz banal eine neues Kapitel in dem jahrhundertelangen Streit um die englischen Festlandsbesitzungen vor uns haben. Das eine schließt das andere nicht aus, und der zusätzliche Rechtstitel war auf jeden Fall propagandistisch von Vorteil. Der Krieg, der sich aus dem Erbspruch Edwards auf die französische Krone entwickelte, dauerte mit Unterbrechungen über 100 Jahre bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts: der sprichwörtliche Hundertjährige Krieg.

Edward III. erhob seinen Anspruch 1337, war aber zunächst noch mit Schottland beschäftigt, so daß die erste Kriegshandlung eine Seeschlacht in Sluis nordöstlich von Brügge war:



Sie endete mit einer französischen Niederlage und dem Verlust der gesamten französischen Flotte. 1346 erfolgte der zweite englische Angriff auf Frankreich. Eduard III., der ja im Besitz seiner Flotte geblieben war, setzte sein Heer auf den Kontinent über. Am 26.8. 1346 kam es bei Crécy zur Schlacht, die mit einer Niederlage Frankreichs endete. König Philipp VI. entkam mit knapper Not. Den Ausschlag in der Schlacht gab eine neue Waffe, die die Engländer einsetzten: der Langbogen, eine Distanzwaffe, die von bürgerlichen Soldaten geführt wurde. Die hochadligen und hochmütigen Ritterkrieger des französischen Königs hatten diese Innovation verschlafen.

Man sollte annehmen, daß Eduard III. dem fliehenden Philipp VI. nachgestürmt wäre, um ihn doch noch zu erwischen, oder daß er in einem Handstreich Reims besetzt hätte, um sich dort zum französischen König krönen zu lassen, aber nichts dergleichen geschah. Wahrscheinlich war er selbst von seinem Sieg völlig überrascht, und wir können erneut fragen, ob es ihm wirklich um die französische Krone ging.

Statt dessen zog er ein Stückchen nordöstlich nach Calais, das sich aber nicht ergab, sondern fast ein Jahr lang belagert werden mußte, auf französische Hilfe allerdings vergeblich wartete. Als schließlich die Kapitulation der Stadt nicht mehr zu vermeiden war, stellten sich die sechs angesehensten Bürger dem englischen König als Geiseln zur Verfügung, um die Plünderung der Stadt und Übergriffe auf die Bevölkerung zu verhindern. Edward III. wollte sie töten lassen, stand dann aber auf Bitten der Königin von dieser Maßnahme ab. (Das ist übrigens die übliche Rollenverteilung im Mittelalter,

die es dem König ermöglicht, Strenge zu zeigen und doch nicht unmenschlich zu handeln.) Diesen sechs sprichwörtlichen "Bürgern von Calais" hat diese Stadt 1895 ein Denkmal aufgestellt:



Der Bildhauer ist Auguste Rodin. Das Denkmal ist jenseits der künstlerischen Qualität auch deshalb berühmt, weil hier zum ersten Mal ein Denkmal nicht für Herrscher oder Dichturfürsten aufgestellt wurde, sondern für normale Bürger.

Unmittelbar danach trat bis 1355 eine Unterbrechung aller Aktivitäten ein, denn 1349 kam die Pest in Nordfrankreich und England an; mehr zu ihr im 24. Kapitel.

Als Feldherr auf englischer Seite tritt nun weniger der König selbst auf als vielmehr der Thronfolger gleichen Namens, der Prince of Wales, genannt der Schwarze Prinz. Übrigens ist sein Schild erhalten. Er zeigt ein quadriertes Wappen, das aus den französischen Lilien und den englischen Leoparden zusammengesetzt ist, also in unübersehbarer Weise die englischen Ansprüche auf Frankreich vor Augen führt:



Am 18.9.1356 kam es bei Maupertuis in der Nähe von Poitiers zur Schlacht – sie wird bald nach dem einen, bald nach dem anderen Ort benannt –, und diese Schlacht brachte eine spektakuläre Wende des Krieges. Die französische Seite hatte nichts aus der Niederlage von Crécy gelernt und unternahm erneut einen heroischen, aber sinnlosen Sturmangriff, während der Schwarze Prinz Reiterei und Langbogenschützen in koordinierter Weise einsetzte. Die Folge war erneut eine katastrophale Niederlage der Franzosen.

Es ergibt wenig Sinn, die folgenden Kriegshandlungen, die immer wieder auch durch vorübergehende Waffenstillstände und Friedensverträge unterbrochen waren, im einzelnen zu verfolgen. Wenn Sie das interessiert, empfehle ich Ihnen meine Vorlesung "Geschichte der englisch-französischen Beziehungen im Mittelalter"¹⁰. Wir springen deshalb gleich zum französischen König Karl VI., dem Urenkel des ersten Valois-Königs Philipp VI. Dieser Karl war seit 1385 mit einer bayerischen Prinzessin, Elisabeth oder französisch Ysabeau, verheiratet:

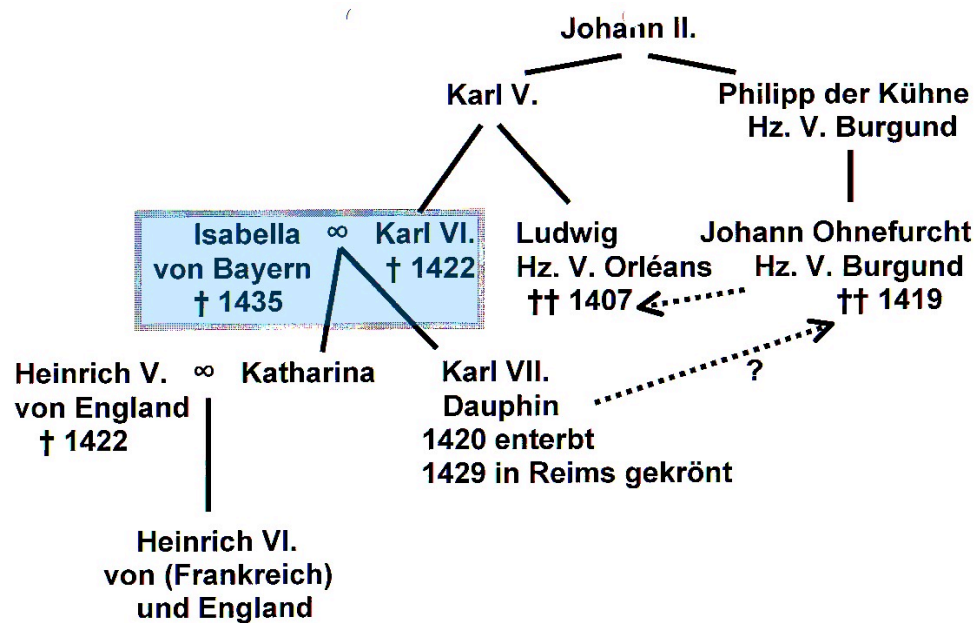


Die Ehe, die seitens des Königs eine stürmische Liebesheirat war, wurde dadurch belastet, daß der König schizophren und damit

¹⁰ 14. Kapitel: Das Ende der Kapetinger und der Anfang des Hundertjährigen Krieges; 15. Kapitel: Die apokalyptischen Reiter: der Kriegsverlauf bis 1380; 16. Kapitel: Karl VI. und Isabeau de Bavière; 18. Kapitel: Karl VII. und Jeanne d'Arc.

zeitweise nicht regierungsfähig war. Dann führten seine Onkel und auch sein Bruder die Regentschaft, was zu wilden Kämpfen unter ihnen führte, in die sich dann auch ein Bruder der Königin, der aus Bayern nach Paris geeilt war, einmischte. Diese Kämpfe eskalierten bis zu zwei politischen Morden 1407 an Herzog Ludwig von Orléans, und 1419 an Herzog Johann von Burgund.

Es versteht sich von selbst, daß unter diesen Umständen eine wirksame Kriegsführung gegen die Engländer nicht möglich war. Das führte dazu, daß der englische König Heinrich V. fast ganz Frankreich eroberte. in der Schlacht von Azincourt am 25.10.1415 unterliegt Frankreich. Der u.a. von Ysabeau vermittelte Friedensvertrag von Troyes 1420 sah vor, daß der englische König die Tochter Karls VI. heiratete und der Sohn aus dieser Ehe dann König von Frankreich und England werden sollte. Und dieser Fall trat dann 1422 auch ein, weil in diesem Jahr sowohl Karl VI. als auch Heinrich V. starben.



Karl VI. hatte aber nicht nur die Tochter Katharina, die im Vertrag von Troyes zur Trägerin der königlichen Rechte bestimmt wurde, sondern auch einen Sohn Karl, der als Thronfolger den Titel Dauphin trug und eigentlich sein Nachfolger hätte werden müssen, in dem Vertrag de facto enterbt wurde. Man begründete das damit, daß er an dem Mordanschlag von 1419 beteiligt gewesen und dadurch erbunwürdig geworden sei.

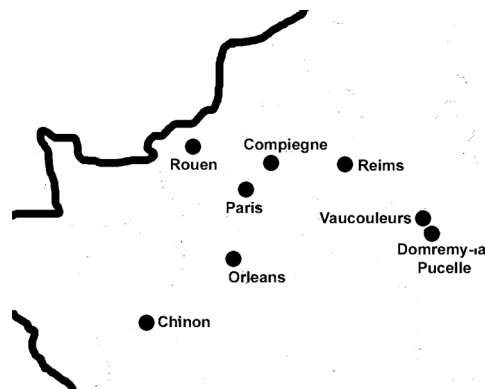
Der Dauphin wurde aber von einem Teil des französischen Adels unterstützt und hielt seinen Anspruch auf den Thron aufrecht. Dennoch geriet er immer weiter ins Hintertreffen, zumal er sich nicht gerade durch Aktivität und Initiative auszeichnete. 1429 stand sein Schicksal auf Messers Schneide, denn die Engländer belagerten Orléans. Ein Fall der Stadt hätte ihnen den Weg nach Südosten Richtung Bourges geöffnet, wo der Dauphin sein Restfrankreich beherrschte. Die Kapitulation Orléans stand unmittelbar bevor, als ein

Wunder den Dauphin – und nach französischer Auffassung ganz Frankreich – rettete: das Auftreten der Jeanne d'Arc.

Jeanne wurde um 1412 in Domrémy in Lothringen als Tochter eines Landedelmanns geboren; der Ort nennt sich heute Domrémy-la-Pucelle. Man glaubt gewöhnlich, sie sei ein Bauernmädchen gewesen, aber das stimmt nicht. Sie konnte z. B. auch lesen und schreiben; hier ein eigenhändiger Brief von ihr (mindestens die Unterschrift ist eigenhändig):



Von ihrem 13. Lebensjahr an hatte sie Visionen, d. h. sie hörte Stimmen, die sie als die hll. Katharina, Michael und Margaretha identifizierte und die sie aufforderten, Frankreich zu retten. Dazu sollte sie den Dauphin aufsuchen, was aber gar nicht so einfach war. Heute müßte man zu diesem Zweck einen privaten Fernsehsender für sich interessieren und mit einem Kamerateam im Rücken aufkreuzen. Das war damals noch nicht möglich. Deshalb wandte sich Jeanne zunächst Anfang 1429 an den Kommandanten der Festung Vaucouleurs, Robert de Baudricourt, der sie nach mehreren Versuchen auch empfing. Ein Bauernmädchen wäre schon an dieser Hürde gescheitert. Der Kommandant ließ sich überzeugen und sandte sie mit einer Eskorte und einem Empfehlungsschreiben nach Chinon, wo der Dauphin Hof hielt. Am 1. März wurde sie empfangen.



Dabei kam es zu einer charakteristischen Szene, denn Karl wollte sie testen und ließ einen anderen die Rolle des Dauphin spielen, während er sich in den Kreis der Höflinge stellte; sie aber habe die Maskerade durchschaut und ihn sofort erkannt. Ein Vieraugengespräch überzeugte dann den Dauphin, aber er ließ sie auch von Geistlichen auf ihren Glauben und von Hofdamen auf ihre Jungfräulichkeit überprüfen. Man wollte also auf jeden Fall sicher sein, keinem teuflischen Betrug aufzusitzen.

Danach durfte sie militärisch tätig werden. Ein kleiner Auftrag führte sie in das belagerte Orléans. Ihr Auftauchen führte dort zu einer psychologischen Wende, ein Ausfall am 7. Mai, den sie persönlich anführte, konnte die Belagerung durch die Engländer brechen; weitere militärische Erfolge schlossen sich an, so daß es möglich wurde, den Dauphin am 17.7.1429 in Reims zum französischen König zu krönen – unter Verwendung des heiligen Salböls, dessen Her-

kunft ich im 2. Kapitel erläutert habe. Damit war auch der Höhepunkt von Jeanne d'Arcs Karriere erreicht. Der Versuch, die Engländer auch aus Paris zu vertreiben, mißlang, und am 23.5.1430 fiel sie bei Compiègne den Burgundern in die Hände, die sie an die Engländer verkauften.

Die Engländer bzw. die mit ihnen verbündeten Franzosen setzten nun alles daran, Johanna als Betrügerin zu entlarven, was auch die Krönung Karls VII. entwerten sollte. 1431 fand in Rouen der Ketzerprozeß gegen sie statt, unter dem Vorsitz des Bischofs von Beauvais. Dieser Bischof hieß tatsächlich *Pierre Cauchon*, lateinisch *Porcus*, auf Deutsch das Schwein. Das führt in einer der literarischen Bearbeitungen von Jeanne d'Arcs Geschichte zu der Szene, daß es die Tiere sind, die den Prozeß führen, wobei die edlen Tiere wie der Löwe oder Adler es ablehnen, den Vorsitz zu übernehmen, bis sich schließlich das Schwein dazu bereit findet. (Das Schwein hat übrigens im Mittelalter eine starke sexuelle Konnotation, denn es ist, anders als die meisten Tiere, dauerbrünstig; das hat es mit den Menschen gemein.) Die Akten des Prozesses sind erhalten, oder genauer gesagt die lateinische Übersetzung der Verhörprotokolle, die ursprünglich in französischer Sprache aufgenommen wurden. Ob bei dieser Übertragung manipuliert wurde, läßt sich nicht feststellen.

Der Prozeß endete am 19.5.1431 mit einem Schuldspruch in 12 von 67 Anklagepunkten und der Aufforderung, an die Angeklagte, ihren Irrtümer abzuschwören – also z. B. ihre Stimmen nicht länger als göttliche Eingebung zu bezeichnen –, andernfalls sie als Ketzerin verbrannt würde. Nun knickte Jeanne ein und leistete den geforderten Widerruf, was bedeutete, daß sie zu lebenslanger Haft begnadigt wurde.

Das war aber nicht das von der englischen Regierung politisch erwünschte Ergebnis des Prozesses. Deshalb wurde der Prozeß neu aufgerollt, wobei eine wichtige Rolle der Vorwurf spielte, Jeanne trage im Gefängnis Männerkleidung, verhalte sie also als Transvestitin. Die Männerkleidung räumte sie ein, gab aber an, dies sei zum Schutz gegen die Zudringlichkeit der Wächter erforderlich gewesen. Offenbar wurde ihr jetzt auch klar, daß ein korrektes Verfahren gar nicht beabsichtigt war, und sie widerrief das Geständnis, das die Basis des ersten Urteils gewesen war. Damit galt sie als rückfällige Ketzerin, und dafür gab es nur eine mögliche Strafe, den Tod auf dem Scheiterhaufen. Die Verbrennung erfolgte am 30.5.1432. Dabei wurde sorgfältig darauf geachtet, daß keine Reliquien übrig blieben, d. h. die Asche wurde aufgesammelt und in die Seine gestreut.

Karl VII. rührte während des ganzen Prozesses keinen Finger, um sie zu retten. Politisch profitierte er wie schon von ihrem Erfolg in Orléans jetzt von ihrem Martyrium, denn es gelang ihm, die Engländer im Verlauf der folgenden Jahre ganz aus Frankreich zu vertreiben. 1455 war die Position Karls VII., der jetzt *le Victorieux* (der Siegreiche) genannt wurde, so gefestigt, daß er eine Revision des Prozesses verlangte. Am 7.7.1456 verkündete ein kirchliches Gericht in Paris ihre vollständige Rehabilitierung. Der nächste logische Schritt, ihre Heiligsprechung als Märtyrerin, unterblieb aber und erfolgte erst über 450 Jahre später, am 16.5.1920.

Mit den Siegen Karls VII. ist der Hundertjährige Krieg praktisch abgeschlossen, auch wenn es zu einem förmlichen Friedensvertrag nicht kam. Es ist also an der Zeit, kurz zu resümieren. Der Konflikt hatte begonnen, als 1316 bzw. 1328 die Kapetinger in direkter Linie ausstarben und sich die Frage nach einer weiblichen oder weiblich vermittelten Erbfolge stellte – Stichwort: "salisches Gesetz". Durchgesetzt hat sich am Ende mit den Valois die Linie, die in rein männlicher Erbfolge von Philipp III. abstammte, aber es wäre falsch und unwissenschaftlich, dieses Ergebnis auf den Anfang zurückzuprojizieren, so als ob Philipp von Valois schon damals der einzig berechtigte Kandidat gewesen sei. Erst das Ergebnis läßt es so erscheinen. Tatsächlich war bis fast zuletzt die Entwicklung noch völlig offen: wäre Heinrich V. nicht bereits mit 35 Jahren gestorben – und es gibt Beispiele, daß englische Monarchen sehr viel älter werden können –, dann hätte sich der Dauphin Karl nicht halten können und wäre niemals Karl VII. geworden. Wir würden dann heute in den Geschichtsbüchern lesen, die Valois hätten unter dem Vorwand des "salischen Gesetzes" versucht, die französische Krone an sich zu reißen, und seien damit zeitweise auch recht erfolgreich gewesen; auf die Dauer habe sich diese Rechtsfiktion aber nicht durchsetzen können.

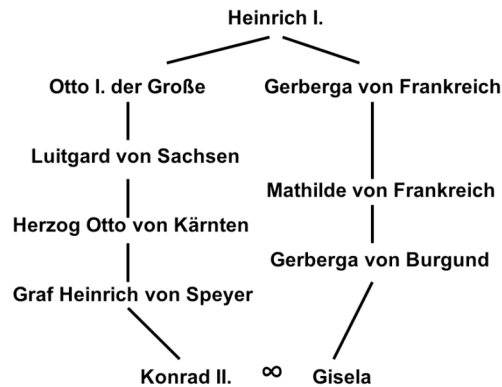
4. KAPITEL: DIE SALIER

IN DEUTSCHLAND FOLGTE auf die Karolinger die neue Dynastie der Ottonen, deren Schwerpunkt aber an der Elbe lag, so daß wir sie zunächst überspringen und erst im III. Teil betrachten wollen. Letzter Herrscher aus dieser Familie war Kaiser Heinrich II., der Heilige, der aber keine Kinder hinterließ und auch sonst keine Vorsorge für seine Nachfolge traf. Deshalb fand nach seinem Tode 1024 eine Königswahl statt. Es gab zwei geeignete Kandidaten, die beide Konrad hießen und klug genug waren, sich gegenseitig zu versprechen, die Wahl des jeweils anderen ohne Widerstand anerkennen zu wollen, und so geschah es dann auch. Wie man sieht, konnte das Mittelalter fortschrittlicher sein als die Gegenwart.

Der erfolgreiche Konrad stammte aus der Familie der Salier, die am Rhein begütert war, also jener Urheimat der Franken, nach der das sog. Salische Gesetz benannt ist.. So kam es, daß nunmehr Speyer neben Aachen eine Art Zentralort wurde mit dem Speyerer Dom als Königs- und Kaiserkirche und daß heutzutage das Bundesland Rheinland-Pfalz die Salier historisch für sich zu vereinnahmen versucht, ebenso wie Sachsen-Anhalt die Ottonen und Baden-Württemberg die Staufer.

Konrad II. wurde also am 4.9.1124 gewählt und am 8.9.1124 in Mainz vom dortigen Erzbischof gekrönt. Dann ereignete sich ein kleiner Skandal, der aber einiges Licht auf den neuen König wirft. Im Anschluß an Konrads Krönung sollte nämlich auch die Königin Gisela gekrönt werden, aber der Mainzer Erzbischof weigerte sich mit der

Begründung, die Ehe des Königspaares sei wegen zu naher Verwandtschaft ungültig. Schauen wir uns den Stammbaum an:



In der Tat stammten beide von König Heinrich I. ab. Die Verwandtschaft war zwar ziemlich weitläufig, in dem einen Fall in der fünften, im andern in der vierten Generation, aber die Ehegesetze der alten Kirche waren so streng, daß selbst eine Verwandtschaft über sieben Generationen als Ehehindernis galt. Erst zu Anfang des 13. Jahrhunderts wurde die Verbotszone auf 4 Generationen eingeschränkt.

Nur am Rande vermerke ich, daß der Erzbischof weniger an der Verwandtschaft des königlichen Paares Anstoß nahm, als vielmehr am Lebenswandel der Königin; diese hatte nämlich im Alter von 17 Jahren bereits zwei Ehen hinter sich, als sie 1016 in dritter Ehe Konrad heiratete. Dazu muß man sagen, daß im Mittelalter die Wiederverheiratung einer Witwe oder eines Witwers als bedenklich galt, eine dritte Ehe bereits als anstößig und eine vierte Ehe als ganz und gar unmöglich – was aber nicht heißt, daß es so etwas nicht gegeben hätte. Das Ideal war aber, daß beide Seiten nur einmal heirateten; aus der Sicht des Mannes bezeichnete man das als Ehe *cum unica et virgine* (mit einer einzigen und Jungfrau).

Im Falle Giselas kam noch hinzu, daß sie sich von ihrem Konrad zum Zwecke der Ehe hatte entführen lassen; Konrad war daraufhin bei seinem Vorgänger in Ungnade gefallen, aber der war ja inzwischen tot. Die ganze Affaire hatte übrigens noch weitreichende Folgen, denn der Erzbischof von Köln war bereit, das zu tun, was der Mainzer verweigert hatte, nämlich die Königin zu krönen. Als dann 1028 Konrad seinen Sohn, den späteren Heinrich III., zum Mitkönig krönen ließ, wandte er sich wiederum an den Kölner, und nicht an den Mainzer; dadurch kam eine Entwicklung in Gang, an deren Ende schließlich in der Goldenen Bulle dem Erzbischof von Köln das Krönungsrecht generell verbrieft wurde.

Wie Sie sehen, saßen die religiösen Gefühle bei Konrad II. nicht übermäßig tief, und er lief, ganz im Gegensatz zu seinem Vorgänger, nicht Gefahr, später heiliggesprochen zu werden. Er fand auch nichts dabei, sich 1027 von einem persönlich ganz unwürdigen Papst zum Kaiser krönen zu lassen. 1030 gelang es ihm, das Königreich Burgund oder, wie man auch gerne sagt, Arelat an das Kaiserreich zu binden:



Mit diesem Reich beschäftigen wir uns im VII. Teil, denn sein zentraler Fluß ist die Rhône.

Ansonsten ist über die Regierungszeit Konrads II. eigentlich nichts zu berichten. Unter seinen Nachfolgern wird die Geschichte viel spannender. Sein Sohn war Heinrich III., den er 1028 zum Mitkönig bestellen ließ und der ihm 1039 auch problemlos nachfolgte. Die religiöse Haltung Heinrichs III. war anders als die seines Vaters, denn er öffnete sich den Gedanken der kirchlichen Reformbewegung, die sich damals von Cluny aus über das Abendland ausbreitete.

Religion hat ja immer zwei Seiten: zum einen den formalen Vollzug von Zeremonien und Riten und zum andern die innere Aneignung der ethischen Normen. Letzteres war bislang wenig geschehen, wobei man sagen muß, daß die Leute auch vollauf damit beschäftigt waren, überhaupt zu überleben. Jetzt nach der Jahrtausendwende, als die äußere Gefahr durch Normannen, Ungarn und Sarazenen nachgelassen hatte, drängt allmählich die andere Seite, die persönliche Haltung und Handlungsweise gemäß der moralischen Lehre des Christentums nach vorne. Und da zeigte sich, daß gerade beim Klerus erhebliche Defizite bestanden.

Die Reformbewegung sah den Hauptgrund dafür im Einfluß der Laien auf die Kirche: daß Adlige und Grundherrschaften die Pfarrer einsetzen und nicht Papst und Bischöfe. Dieses Problem – die Frage der "Laieninvestitur" – war vor allem in Frankreich drängend, weniger in Deutschland, aber hier verlief die Auseinandersetzung wegen der engen Verbindung von König und Kaiser mit dem Papsttum besonders heftig.

An dieser Stelle muß ich auch noch, auf die Gefahr hin, Ihre Geduld durch einen weiteren Exkurs zu strapazieren, den Begriff "Simonie" erläutern. Unter Simonie versteht man den Erwerb bzw. die Vergabe geistlicher Befugnisse oder Stellen gegen eine Geldzahlung. Dahinter steht eine Stelle aus der Bibel, und zwar kommt der Magier Simon in Kapitel 8 der Apostelgeschichte vor. Er lebt in Samaria, wo er als Wunderheiler – in der Interpretation der Bibel als betrügerischer Zauberer, man könnte wohl auch sagen als Schamane – hohes Ansehen genießt. Jetzt wörtlich: "Als aber Philippus die frohe Botschaft vom Reiche Gottes und vom Namen Jesu Christi verkündete, nahmen Männer wie Frauen den Glauben an ... Auch Simon wurde gläubig und ließ sich taufen ..."

Dann kommen Petrus und Johannes in die Stadt, und auf ihr Gebet hin empfangen die Neubekehrten den Heiligen Geist. Jetzt wieder wörtlich: "Als Simon sah, daß durch die Handauflegung der

Apostel der Heilige Geist verliehen wurde, bot er ihnen Geld an" – *obtulit eis pecuniam* – "mit den Worten: 'Gebt auch mir die Vollmacht, daß jeder, dem ich die Hände auflege, den Heiligen Geist empfangel' Petrus entgegnete ihm: 'Dein Geld fahre mit dir ins Verderben, weil du geglaubt hast, die Gabe Gottes mit Geld erkaufen zu können!'"

Was später aus Simon Magus geworden ist, berichtet die Bibel nicht, aber die Legende hat sein Leben weiter ausgeschmückt. Er folgt seinem Namensvetter Simon Petrus nach Rom; dort kommt es zum Endkampf oder, wie man heute wohl sagen würde, zum *show down* zwischen beiden. Simon Magus simuliert seine Auferstehung von den Toten, indem er ein genaues Abbild seiner selbst herstellt und auf magische Weise belebt – also eine Art Golem – und diesem Abbild von seinen Dienern den Kopf abschlagen läßt. Danach hält er sich drei Tage verborgen und kommt am dritten Tag quicklebendig wieder zum Vorschein. Schließlich will er auch noch seine Himmelfahrt vortäuschen, aber Petrus erkennt, daß Simon Magus nicht aus eigener Kraft auffährt, sondern von Dämonen emporgetragen wird. Ein Gebet des Petrus veranlaßt die Dämonen, den Magier fallen zu lassen, der also abstürzt, sich den Hals bricht und nun wirklich tot ist.

Daher kommt also der Ausdruck Simonie. Er wird aber gerade in der Zeit, in der wir uns bewegen, ausgeweitet auf jegliche Übertragung geistlicher Steller durch Laien, auch wenn dabei kein Geld fließt, obwohl dies in der Regel geargwöhnt wird.

Man muß jetzt auch noch unterscheiden zwischen normalen Adligen oder Grundherrn, die rein weltliche Personen sind, und dem König, der durch seine Krönung in die geistliche Sphäre hineinragt. Zur Krönung gehört auch die Salbung mit heiligem Öl; deshalb kann der König seinen Gegnern das Bibelwort entgegenhalten: *Nolite tangere christos meos!* (Ihr sollt die Gesalbten des Herrn nicht antasten!) Der gesalbte König ist also kein reiner Laie – *rex non laicus* –; er ist König und Priester wie im Alten Testament Melchisedech, der König von Salem – *rex et sacerdos secundum ordinem Melchisedech*. Als solcher kann er auch die Bischöfe einsetzen, indem er ihnen den Bischofsstab überreicht, wie hier auf der Domtür von Gnesen dargestellt:



Konkret sah sich Heinrich III. mit diesen Problemen und neuen Auffassungen konfrontiert, als er 1046 nach Rom zur Kaiserkrönung zog. Eine Tagesreise vor Rom, in Sutri, empfing ihn Papst Gregor VI. Unmittelbar danach trafen aber weitere Personen aus Rom ein, die dem Kaiserkandidaten eine haarsträubende Geschichte erzählten: Gregor sei gar nicht rechtmäßiger Papst, denn er habe das Papsttum seinem Vorgänger Benedikt IX. abgekauft, und zu allem Überfluß gab es mit Silvester III. noch einen weiteren rivalisierenden Papst. Heinrich III. wollte die Kaiserkrone aber nicht von irgendeinem Papst empfangen wollte, sondern von einem rechtmäßigen und darüber hinaus persönlich würdigen Papst. Er ließ deshalb noch in Sutri eine Synode abhalten, auf der alle drei konkurrierenden Päpste für abgesetzt erklärt wurden. Auf Bitten der Römer setzte er dann selbst ei-

nen neuen Papst ein, Bischof Suitger von Bamberg, als Papst Clemens II., von dem er dann auch am 25.12.1046 die Kaiserkrönung empfing.

Für die deutsche Geschichte ist zu Heinrich III. wenig zu berichten. Verheiratet war er mit Agnes von Poitou, einer sehr frommen Dame, die indes als adelsmäßig nicht ganz ebenbürtig galt und deshalb nicht ganz ernst genommen wurde. Das hatte Folgen, als Heinrich III. 1056 starb und unter ihrer Regentschaft seinen sechsjährigen Sohn Heinrich IV. hinterließ, der aber schon 1054 zum Mitkönig und Nachfolger eingesetzt worden war. Agnes gilt der einschlägigen Literatur als Beweis dafür, daß Frauen als Politikerinnen ungeeignet seien ...

Heinrich IV. ist eine Gestalt, die schon ihren Zeitgenossen unheimlich war, und das gilt im Grunde bis heute. Er war ein Stehaufmännchen, das sich selbst nach den bittersten Niederlagen und Demütigungen immer wieder aufraffte. Vor allem tat er, den Zeitgenossen besonders fremdartig, immer das Unerwartete, wie wir noch hören werden. Da der Schädel Heinrichs IV. erhalten ist, hat man versucht, mit den heutigen Methoden seine Gesichtszüge zu rekonstruieren. Das Ergebnis sieht so aus:



Ich halte das aber nicht für glaubwürdig, denn erstens hatte ein 56jähriger Mann damals zweifellos graue Haare, und zweitens konnte ein Kaiser sich einen Frisör leisten. Außerdem habe ich den Eindruck, daß das historische Wissen über ihn in diese Rekonstruktion mit eingeflossen ist.

Noch ist Heinrich aber 50 Jahre jünger. Die Kaiserinwitwe Agnes wurde bis 1063 unterstützt von Erzbischof Anno von Köln. Dann kam es zu einem Staatsstreich einer rivalisierenden Fürstengruppe unter Erzbischof Adalbert von Bremen. Diese entführten den jungen Heinrich in Kaiserswerth am Rhein bei Düsseldorf; der 13jährige Knabe aber sprang vom Schiff ins Wasser und versuchte schwimmend zu entkommen, was ihm aber doch nicht richtig gelang. Wer hätte das gedacht, daß der junge König einfach über Bord springt?

Als Heinrich IV. dann volljährig wurde und selbst zu regieren begann, sah er sich erst einmal einem Aufstand in Sachsen gegenüber, den er aber niederwerfen konnte. Auch dabei spielte das Unerwartete eine Rolle: Heinrich tauchte plötzlich auf der Südseite des Harzes auf, den er auf direktem Wege durch das Gebirge durchquert hatte, während alle Welt glaubte, er werde brav außen herum ziehen und viel länger brauchen. Dazu darf ich vielleicht daran erinnern, daß das Gebirge und der Wald bis ins 18. Jahrhundert ein Ort des Schreckens war, den man nach Möglichkeit mied. Erst im 19. Jahrhundert kamen spinnerte Engländer auf die Idee, freiwillig auf die Berge hinaufzuklettern. Insofern war das Rendezvous Heinrichs IV. mit Rübezahl wirklich unerwartet.

Heinrich IV. war noch im Hochgefühl seines Sieges über die aufständischen Sachsen, als der große Konflikt mit Gregor VII. begann; aber das wissen Sie wahrscheinlich aus dem Schulunterricht.

Gregor war ein fanatischer Vertreter der Kirchenreform, die von ihm und seinen Mitarbeitern bis zu der Vorstellung gesteigert wurde, eigentlich müßten alle Kleriker sich wie Mönche verhalten. Diese Sicht der Kirche führt dazu, daß er jegliche Einmischung von Laien – und dazu zählt er jetzt auch die Könige, ungeachtet deren Salbung – ausschalten wollte. Umgekehrt nahm er aber die Rechte der Kirche in weltlichen Angelegenheiten in weitestem Umfange in Anspruch, also ein ganz asymmetrisches Verhalten, wie es für Fundamentalisten charakteristisch ist. Der deutsche Episkopat bekam, und zwar durchaus zu Recht, den Eindruck, in Rom werde unter dem Vorwand der Simonieabwehr jede solche Anschuldigung geglaubt, und zwar besonders dann, wenn dadurch Bischöfe gemäßregelt werden konnten.

In dem Konflikt zwischen Kaiser und Papst trafen also zwei dämonische Persönlichkeiten aufeinander, der unheimliche Heinrich IV. und der fanatische Fundamentalist Gregor VII., den selbst einer seiner eigenen Anhänger als "heiligen Satan" charakterisiert hat.

Die Auseinandersetzung entzündet sich zunächst an einem Streit um die Ernennung des Erzbischofs von Mailand: dort trat 1070 der konservative Erzbischof Wido zurück und übersandte dem König zum Zeichen dafür Ring und Stab. Dieser investierte ohne Rücksprache mit den Mailändern einen Kleriker Gottfried mit dem Erzbistum. Daraufhin kam es zu einem Aufstand der unteren Bevölkerungsschichten, der Pataria (wörtlich: dem Lumpenproletariat), offenbar im Einvernehmen mit Rom. 1072 fand eine Erzbischofswahl statt, unter Vorsitz eines päpstlichen Legaten, aus der ein Atto hervorging. Da Heinrich IV. an seinem Kandidaten Gottfried festhielt, belegte Papst Alexander II. fünf Ratgeber Heinrichs mit dem Bann, getreu der Regel: "Der König ist gut, nur seine Ratgeber sind schlecht."

Da sich weder sein Kandidat Gottfried noch der päpstliche Kandidat Atto durchsetzen können, schiebt Heinrich beide beiseite und investiert ohne Rücksprache mit dem Papst den Kleriker Tebald. Der Papst, inzwischen Gregor VII., erneuert den Bann gegen die Räte; das bedeutet aber nach mittelalterlicher Auffassung, daß Heinrich diese Räte vom Hof entfernen muß, denn wer mit Gebannten Umgang hat, steckt sich gewissermaßen mit der Exkommunikation an. Ob das auch für die geheiligte Person des Königs gilt, ist eine andere Frage. Heinrich kommt der Aufforderung jedenfalls nicht nach. Daraufhin macht der Papst ihm in einem Brief vom 8. Dezember 1075 schwere Vorwürfe.

Dieses Schreiben trifft am 1. Januar 1076 in Goslar ein. Sein Inhalt, mehr noch die mündlichen Aufträge der Boten, vielleicht der Hinweis, daß er sich nun tatsächlich die Exkommunikation zugezogen habe, setzen Heinrich in heftige Erregung. Eine Synode in Worms am 24. Januar 1076, auf der u.a. Erzbischof Liemar von Bremen, den Gregor als Simonisten suspendiert hat, das Wort führt, erklärt Gregor für abgesetzt. Ein Manifest macht dies aller Welt kund:

"Heinrich, nicht durch Anmaßung, sondern durch Gottes gerechte Anordnung König, an Hildebrand, nicht mehr Papst, sondern den falschen Mönch." – *Heinricus, non usurpative, sed pia dei ordinatione rex, Hildebrando iam non apostolico, sed falso monacho.*

"Diese Anrede hast du nämlich für die von dir angerichtete Verwirrung verdient, der du keinen Stand in der Kirche davon ausgenommen hast, ihn der Verwirrung statt der Ehre, des Fluchs statt des Segens teilhaftig zu machen. ... Du scheutest dich nicht nur nicht, die Lenker der heiligen Kirche, nämlich Erzbischöfe, Bischöfe und Priester, die doch Gesalbte des Herrn sind, anzutasten, nein, wie Knechte, die nicht wissen, was ihr Herr tut, zertratest du sie unter deinen Füßen und gewannst dir dabei die Zustimmung aus dem Mund des Pöbels. Sie alle erachtest du als unwissend, dich allein aber als allwissend; doch dieses Wissen bemühtest du dich nicht zum Aufbau, sondern zur Zerstörung zu verwenden."

Daraus spricht natürlich die Erbitterung der Bischöfe gegen den Papst, denn man hatte in Deutschland ja den Eindruck gewinnen müssen, in Rom finde jede Anklage Gehör, wenn sie sich nur gegen einen Prälaten richtete. Der erwähnte Pöbel ist selbstverständlich die Mailänder Pataria. Die Bischöfe haben also Heinrichs Erregung durchaus zu eigenen Zwecken ausgenutzt.

Dann aber lassen sie den König auf seine eigene Angelegenheit zu sprechen kommen: "Du hast dich nicht gescheut, dich sogar gegen die uns von Gott verliehene Gewalt zu erheben. Du hast zu drohen gewagt, du würdest sie uns nehmen, als ob wir von dir das Königtum empfangen hätten, als ob in deiner und nicht in Gottes Hand Königs- und Kaiserherrschaft lägen. Dieser unser Herr Jesus Christus hat uns zum Königtum, dich aber **nicht** zur geistlichen Herrschaft berufen."

Nun folgt eine chronique scandaleuse von Hildebrands Vorleben, und der Text fährt fort: "Auch mich, der ich – wenn auch unwürdig unter den Gesalbten – zum Königtum gesalbt worden bin, hast du angetastet, mich, von dem die Überlieferung der heiligen Väter lehrt, daß ich nur von Gott gerichtet werden darf. ... Selbst der wahre Papst, der heilige Petrus, ruft aus: 'Fürchtet Gott, und ehret den König!' Du aber entehrst mich, weil du Gott, der mich eingesetzt hat, nicht fürchtest. ... So steige du denn, der du durch diesen Fluch und das Urteil aller unserer Bischöfe und unser eigenes verdammt bist, herab, verlasse den apostolischen Stuhl, den du dir angemaßt hast. Ein anderer steige auf den Thron des heiligen Petrus, einer, der Gewalttat nicht mit Frömmigkeit bemäntelt, sondern die reine Lehre des heiligen Petrus lehrt. Ich, Heinrich, durch die Gnade Gottes König, sage dir zusammen mit allen meinen Bischöfen: steige herab, steige herab!" – *Ego, Henricus, dei gratia rex, cum omnibus episcopis nostris tibi dicimus: descende, descende!*

Dem Beschluß der deutschen Bischöfe schließen sich diejenigen der Lombardei auf einer Versammlung in Piacenza an. Das Wormser Schreiben trifft am 14.2.1076, am ersten Tag der Fastensynode, in Rom ein und wird verlesen. Die Erregung ist ungeheuer; die Boten werden mißhandelt, der Papst selbst muß sie schützen. Am folgenden Tag antwortet Gregor, indem er Heinrich für exkommuniziert und abgesetzt erklärt und seine Untertanen und Vasallen vom Treueid gegenüber dem König löst. Dies tut er in Form eines Gebetes an den Heiligen Petrus:

"Heiliger Petrus, Fürst der Apostel, neige, so bitten wir, deine Ohren uns zu und höre mich, deinen Knecht, den du von Kindheit an genährt und bis heute aus der Hand der Bösen befreit hast, die mich um meiner Treue zu dir willen gehaßt haben und hassen. Du bist mein Zeuge und meine Herrin, die Mutter Gottes, und der heilige Paulus, dein Bruder unter allen Heiligen, daß deine heilige Römische Kirche mich gegen meinen Willen zu ihrer Regierung herangezogen hat ... und daß ich lieber mein Leben als Mönch hätte beenden wollen ... Mir ist durch deine Hand von Gott die Gewalt gegeben, im Himmel und auf Erden zu binden und zu lösen. Auf dieses Vertrauen gestützt, um der Ehre und Verteidigung deiner Kirche willen, im Namen des allmächtigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, durch deine Macht und Autorität spreche ich dem König Heinrich, dem Sohn Kaiser Heinrichs, der sich wider deine Kirche mit unerhörtem Hochmut erhoben hat, die Regierung des ganzen Reiches der Deutschen und Italiens ab" – *per tuam potestatem et auctoritatem Heinricho regi, filio Heinrichi imperatoris, qui contra tuam ecclesiam inaudita superbia insurrexit, totius regni Teutonicorum et Italie gubernacula contradico* – "und ich löse alle Christen von dem Band des Eides, den sie ihm geleistet haben oder noch leisten werden" – *et omnes christianos a vinculo iuramenti, quod sibi fecerunt vel facient, absolvo* – "und ich verbiete, daß irgend jemand ihm als König gehorcht" – *et, ut nullus ei sicut regi serviat, interdico*.

"Denn es ist recht und billig, daß der, der die Ehre deiner Kirche zu vermindern trachtet, selbst die Ehre verliert, die er hat. Und weil er es verschmäht hat, wie ein Christ zu gehorchen, und nicht zu Gott zurückgekehrt ist, den er verließ, indem er Gemeinschaft mit Exkommunizierten pflegte und meine Mahnungen, die ich zu seinem Heile sandte, wofür du Zeuge bist, verschmähte und sich von deiner Kirche trennte, indem er versuchte, sie zu zerreißen, binde ich ihn an deiner Statt mit der Fessel des Anathems. Und so binde ich ihn im Vertrauen auf dich, damit die Völker wissen und erkennen, daß du Petrus bist und daß auf deinen Felsen der Sohn des lebendigen Gottes seine Kirche gebaut hat und die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen" – *et sic eum ex fiducia tua ligo, ut sciant gentes et comprobent, quia tu es Petrus et super tuam petram filius dei vivi edificavit ecclesiam suam et porte inferi non prevalebunt adversus eam*.

Die Wirkung dieses Schrittes war eine ungeheure. Es war, um es einmal pathetisch auszudrücken, einer jener Augenblicke, in denen die Weltgeschichte den Atem anhält. 30 Jahre zuvor hatte Heinrich III. Pápste abgesetzt, jetzt setzte der Papst den König ab. Exkommuniziert worden waren Könige schon öfter, aber eine Absetzung hatte noch kein Papst gewagt. Als wie unerhört und einmalig dies empfunden wurde, zittert noch ein Jahrhundert später im Bericht Ottons von Freising nach, um nur diesen berühmtesten aller mittelalterlichen Chronisten zu zitieren¹¹. Otto schreibt (): "Wieder und wieder lese die Geschichte der römischen Könige und Kaiser, aber ich finde vor (Heinrich) keinen einzigen unter ihnen, der vom römischen Papst ... abgesetzt worden wäre."

¹¹ Otto von Freising, Geschichte der zwei Staaten Buch VI Kap. 35..

So unerhört dies auf die Zeitgenossen wirkte, hätte Gregor eigentlich anders handeln können? Daß er sich zur Absetzung des Königs berechtigt fühlte, geht auch aus der berühmten Sammlung von 27 kanonischen Leitsätzen hervor, die unter dem Titel *Dictatus papae* ebenfalls in Gregors Register eingetragen sind. Dort heißt es als Nr. 12:



Quod illi liceat imperatores deponere – "daß es ihm erlaubt ist, Kaiser abzusetzen". Aber auch Heinrich glaubte sich zweifellos im Recht; er tat ja nichts anderes, als was auch sein Vater getan hatte. Sein politischer Fehler lag allerdings darin, daß er glaubte, diese Absetzung aus der Ferne vornehmen zu können – gewissermaßen per SMS – statt, wie Heinrich III., erst nach Rom zu ziehen und dann zu handeln.

Ich habe vorhin darauf hingewiesen, daß Heinrich IV. auch in Deutschland nicht unumstritten war; denken Sie an den Aufstand der Sachsen zu Beginn seiner Regierung. Deshalb mußte er jetzt erleben, daß dieselben Bischöfe, die ihn zu seinem forschen Brief an den Papst gedrängt hatten, ihm jetzt zusammen mit den weltlichen Fürsten in den Rücken fielen und auf einer Versammlung in Tribur am 16.10.1076 von ihm verlangten, sich binnen Jahresfrist vom Bann zu lösen, andernfalls sie einen neuen König wählen würden. Mehr noch: sie setzten diese Ankündigung am 15.3.1077, also noch weit vor Ablauf der Frist, in die Tat um und erhoben den Grafen Rudolf von Rheinfelden zum Gegenkönig. Außerdem luden sie den Papst ein, nach Deutschland zu kommen.

Wie reagierte König Heinrich IV.? Wieder einmal anders als gedacht. Gregor brach nach Norden auf, aber kurz bevor er an dem Ort ankam, an dem ihn eine Delegation abholen sollte, vernahm er die Schreckenskunde, Heinrich habe mit Heeresmacht die Alpen überschritten und ziehe gegen Rom. Gregor suchte sofort auf der quasi uneinnehmbaren Burg seiner treuesten Anhängerin, Markgräfin Mathilde von Tuszien, Schutz, in Canossa.



Die Überraschung Gregors VII. stieg aber noch, als er erfuhr, daß Heinrich nicht in kriegerischer Absicht, sondern als reuiger Sünder zu ihm kam, um die Absolution zu erlangen. Der Papst hat sich heftig dagegen gesträubt, aber Heinrich hat offenbar sehr geschickt die übrigen Personen bearbeitet, die noch in Canossa anwesend waren, vor allem seinen Taufpaten, den Abt von Cluny. Der überzeugte dann Mathilde, und diese wiederum den Papst. Das zeigt sehr schön folgendes, oft verwendetes Bild aus einer Handschrift der Lebensbeschreibung der Markgräfin; Sie sehen sie unter dem Baldachin sitzend, links neben ihr den Abt mit Abtsstab und Kapuze und unten knieend den König:



Gregor hat das alles in einem Brief an die deutschen Fürsten selbst geschildert: Heinrich habe alle "zu solcher Teilnahme bewegt, daß sie für ihn mit vielen Bitten und Tränen eintraten und alle über die ungewohnte Unbeugsamkeit unserer Haltung verwundert waren. Einige riefen sogar aus, das sei bei uns nicht die Bedächtigkeit apostolischer Strenge, sondern geradezu die Grausamkeit tyrannischer Wildheit." – *nonnulli vero in nobis non apostolice severitatis gravitatem, sed quasi tyrannice feritatis crudelitatem esse clamarent.*

Es kam also zu Verhandlungen und zu einer Einigung. Wie es üblich war, ging der Absolution Heinrichs eine dreitägige öffentliche Buße voraus, die der König in einer Vorhalle zwischen dem zweiten und dritten Mauerring der Burg Canossa absolvierte. Es war also nicht so, daß Gregor ihn drei Tage vor dem Burgtor im Schnee warten ließ, ehe er ihn aufnahm. Es folgte die Absolution, und danach reichte der Papst dem König die Kommunion. Beim anschließenden Versöhnungsmahl soll es dann allerdings recht frostig zugegangen sein.

Damals haben sich also Gregor und Heinrich zum ersten Mal persönlich kennengelernt, und der Eindruck, den sie voneinander empfangen, hat ihre weitere Haltung entscheidend beeinflusst, wie wir noch sehen werden. Wer war aber nun in Canossa der Sieger und wer der Besiegte? Die Antworten auf diese Frage, die Sie in der Sekundärliteratur finden können, hängen von vielerlei, auch außerswissenschaftlichen, Überlegungen ab, und ich kann das Problem selbstverständlich hier nicht in extenso erörtern.

Wir werden aber sinnvollerweise zwischen der kurzfristigen und der langfristigen Wirkung unterscheiden. Kurzfristig lag der Vorteil zweifellos auf Seiten Heinrichs: er hat in geradezu genialer Weise den Priester in Gregor gegen den Politiker ausgespielt: der Politiker wollte ihn nicht lossprechen, aber der Priester konnte gegenüber dem reuigen Sünder einfach nicht hart bleiben. Das ist übrigens ein durchaus sympathischer Zug an Gregor; spätere Päpste, wie etwa Innozenz IV. oder Johannes XXII., hatten solche Skrupel nicht mehr. Gregor hat seinen politischen Fehler in dieser Sache übrigens sehr bald erkannt: schon in dem Brief an die deutschen Fürsten kommt sein Ärger darüber zum Ausdruck, daß er Heinrich praktisch ohne konkrete Gegenleistung losgesprochen hatte.

Die juristische Seite des Vorgangs war ziemlich unklar: Heinrich ging ganz selbstverständlich davon aus, daß mit der Lösung vom Bann auch die Absetzungssentenz zurückgenommen war, er also wieder als vollberechtigter König auftreten konnte. Gregor hat die Sache offenbar noch gar nicht so weit durchdacht, als er von allen Seiten auf ihn einredenden Bittstellern nachgab.

Gregor war wohl auch deshalb auf diese Fragen nicht vorbereitet, weil er mit Heinrichs Erscheinen in Italien in so kurzer Frist gar nicht rechnen mußte. Die Alpenüberquerung mitten im Winter war ein Bravourstück erster Ordnung; Heinrich hat solche Stücke mehrfach geliefert, etwa sein Marsch mitten durch den Harz, und sie haben ihm wenigstens kurzfristig auch Erfolge eingebracht. So auch hier,

denn die Lossprechung spaltete die Fürstenopposition in Deutschland.

Aber wenn wir den Büsser von Canossa dem König gegenüberstellen, der kaum 15 Monate zuvor den Papst von Worms absetzen wollte, so nimmt sich die Sache doch anders aus. Dort hatte er noch ausdrücklich erklärt, niemand außer Gott allein könne über ihn zu Gericht sitzen, jetzt unterwirft er sich fast bedingungslos dem Papst. Das heißt, er gibt um des kurzfristigen politischen Effektes willen die grundsätzliche Position auf, die Kaiser und Papst zumindest auf gleicher Ebene sieht.

Nun war aber die Unterwerfung unter den Papst für Heinrich nur ein taktisches Manöver, das gar nicht grundsätzlich gemeint war und bei nächster Gelegenheit wieder rückgängig gemacht werden sollte. Jedenfalls müssen wir das daraus schließen, wie er sich bei einer Reihe anderer Gelegenheiten verhalten hat. Eine gewisse Verschlagenheit kennzeichnet seine Politik; wenn es nicht anachronistisch wäre, könnte man sagen: ein Hauch von Macchiavellismus. Nun ist man versucht, das mit seinen Kindheitserlebnissen in Verbindung zu bringen, aber mit historischer Psychologie muß man sehr vorsichtig sein. Was man an Heinrich bewundern muß, ist seine unglaubliche Zähigkeit, die ihn selbst nach den schlimmsten Enttäuschungen bis hin zur Demütigung durch den eigenen Sohn doch immer wieder weitermachen ließ.

Aber er erzielte diese Erfolge nicht auf dem geraden Weg. Seine Neigung zum Finassieren paßte nicht in seine Zeit. Insgesamt war er seinen Zeitgenossen wohl unheimlich, und so kam es, daß man ihm schließlich auch die schlimmsten Untaten zutraute.

Was beiden, Heinrich und Gregor, am Tag von Canossa wohl nicht bewußt war, war die Fernwirkung des Ereignisses. Heinrichs Buße fügte dem Ansehen des deutschen Königs schlechthin einen irreparablen Schaden zu, und zwar noch mehr in Italien, wo es ohnehin schon beschädigt war, als in Deutschland. Den Zeitgenossen war das noch nicht bewußt, wie überhaupt die Zeitgenossen die wirklich historischen Ereignisse fast nie in ihrer Bedeutung erkennen; aber im Laufe der folgenden Jahrzehnte wurde es deutlich. Insofern ist auch die beliebte Formulierung "Canossa als Wende" berechtigt.

Es folgte die Auseinandersetzung mit dem Gegenkönig in Deutschland, der Heinrich nach drei Jahren am 15.10.1080 in einer Schlacht unterlag. Bei dieser Schlacht wurde Rudolf von Rheinfelden die rechte Hand abgeschlagen; an dieser Verletzung starb er. Die rechte Hand: das heißt jene Hand, mit der er einst König Heinrich die Treue geschworen hatte! Wenn das kein Gottesurteil war! Die abgeschlagene rechte Hand ist makabrerweise heute noch in mumifizierter Form im Domschatz von Merseburg vorhanden:



Es gab noch einen weiteren Gegenkönig Hermann von Salm von 1081 bis 1086, aber er spielte eigentlich keine Rolle. Mit der Haltung des Papstes waren die Gegner Heinrichs IV. aber außerordentlich unzufrieden, denn er tat nichts, um sie zu unterstützen. Erst drei

Jahre nach Canossa rang er sich 1080 zu einer energischeren Haltung durch, indem er Heinrich zum zweiten Male exkommunizierte.

Die Wirkung war aber viel schwächer als beim ersten Mal, und Heinrich reagierte auch ganz anders. Er zog nach Italien, aber diesmal nicht als reuiger Sünder, sondern mit Heeresmacht. Außerdem setzte er den Papst erneut ab und ließ an seiner Stelle einen anderen Papst wählen, einen der höchsten Kirchenfürsten Italiens, den Erzbischof Wibert von Ravenna, als Papst Clemens (III.). Das so entstandene Schisma wurde bis zum Tode dieses Papstes nicht gelöst. Wibert war eine bedeutende Persönlichkeit, wie man sich überhaupt die Gegner der Kirchenreform Gregorianischer Prägung nicht als verworfene Schurken vorstellen darf, wie die Polemik Gregors und seiner Anhänger – bis heute erfolgreich – suggeriert.

1082 standen Heinrich und sein Papst vor Rom, das er aber nicht erobern konnte. Im nächsten Jahr versuchte er es erneut; wieder vergeblich. 1084 gelang dann aber die Besetzung der Stadt. Clemens (III.) wurde als Papst inthronisiert und erteilte Heinrich am 31.3.1084 die Kaiserkrönung. Gregor war in die Engelsburg geflohen. Er stand praktisch allein da, weil auch fast alle Kardinäle auf die Seite des Kaisers übergetreten waren. Gregor rief schließlich die Normannen aus Süditalien zu Hilfe, die Rom eroberten und dabei in das Trümmerfeld verwandelten, das wir heute noch sehen. Der Vandalismus der Normannen machte Gregor so unbeliebt bei den Römern, daß er mit ihnen die Stadt verlassen mußte und bald darauf am 25.5.1085 in Salerno im Exil starb.



Hier sehen Sie in einer Abbildung zur Weltchronik Ottos von Freising, wie oben Heinrich IV. und Clemens (III.) thronen, während Gregor VII. hinausgeworfen wird. Unten rechts stirbt er.

Der Bürgerkrieg in Deutschland ging aber weiter und ist praktisch während der ganzen Regierungszeit Heinrichs IV. nicht mehr zu Erliegen gekommen. Die Gegner des Kaisers stellten sich als Freunde der Kirchenreform hin, was ihnen in den eigenen Augen eine moralische Überlegenheit gab. Heinrich seinerseits setzte die gegnerischen Bischöfe ab und ersetzte sie durch eigene Anhänger, wodurch das Schisma bis in die einzelnen Diözesen getragen wurde.

Nehmen wir als Beispiel Passau. Dort war seit 1065 Altmann Bischof. Er stammte eigentlich aus Westfalen, einer Gegend, deren Bewohnern eine Dickköpfigkeit nachgesagt wird, die der niederbayerischen nicht nachsteht. Die Kaiserin Agnes hatte ihn zum Bischof gemacht, indem sie ihn mit Ring und Stab investierte, was er ohne weiteres annahm. Später wurde er einer der hartnäckigsten Anhänger Gregors VII. gegen Heinrich IV. In Passau wurde er anfangs freudig begrüßt, die Begeisterung ließ aber schnell wieder nach; so etwas soll ja heute auch noch vorkommen. Die neuen Ideen, die er aus Rom mitbrachte, stießen bei der Passauer Bevölkerung und dem Klerus auf wenig Gegenliebe. Deshalb errichtete er vor den Mauern der Stadt ein Reformkloster, das er dem heiligen Nikolaus weihte.

Der große Knall ereignete sich dann 1074. Als der Bischof an Stephani von der Domkanzel herab die neuesten päpstlichen Dekrete mit dem Verbot von Priesterehe, Simonie und Laieninvestitur verkündete, kam es zu einem solchen Tumult des Klerus, daß die anwesenden Ritter ihn schützen und er die Stadt verlassen mußte. In der großen Politik beginnt dann 1076/7 der Konflikt zwischen Heinrich IV. und Gregor VII., in dem Altmann sofort und bedingungslos die päpstliche Partei ergreift. An der Wormser Synode, die das mit *descende, descende!* endende Schreiben beschließt, nimmt er nicht teil, dafür zählt er zu den Wählern des Gegenkönigs Rudolf von Rheinfelden. Ein interessantes Détail am Rande: über die römische Reaktion auf den Wormser Brief, also über die Bannung Heinrichs, läßt Altmann sich von der Kaiserin Agnes berichten, die sich damals politikfern bereits in Rom aufhält. Seine Haltung hat gravierende Konsequenzen: der Passauer Klerus tritt fast geschlossen auf die Seite Heinrichs, dieser kommt 1078 selbst nach Passau, die von Altmann gemäßregelten Kleriker werden wieder eingesetzt und im Gegenzug die Mönche von St. Nikola vertrieben.

Im weiteren Verlauf finden wir Altmann 1079 in Rom. Dort soll er, der Legende nach, auf sein Bistum verzichtet haben, weil es ihm einst von Laienhand übertragen worden war; daraufhin habe der Papst ihn erneut zum Bischof erhoben. Egon Boshof hält diese Geschichte für glaubwürdig; sie zeige Altmann als skrupulösen Vertreter der Kirchenreform. Mich überzeugt das Argument nicht, denn Altmann müßte sich fragen lassen, wieso ihm dieser Zweifel erst nach 14jährigem Pontifikat gekommen ist. 1081 gelingt es ihm, die Babenberger, also die österreichischen Markgrafen, auf die päpstliche Seite zu ziehen; dies ermöglicht ihm, von da an bis zu seinem Lebensende am 8.8.1091 im östlichen Teil der Diözese als Bischof zu wirken, während der westliche Teil in der Hand der kaiserlichen Gegenbischöfe ist. Der östliche Teil der Diözese entspricht aber Österreich; deshalb gibt es die These, daß sich da an eine speziell österreichische Identität herausgebildet habe – eine These, die insbesondere von österreichischen Historikern vertreten wird, die ich aber für überzogen halte.

Abgesehen vom lokalen Interesse zeigt das Beispiel, wie die sog. große Politik bis in die einzelnen Orte, selbst bis in die einzelnen Familien hineinwirken kann. Deshalb ist es falsch, wenn immer wieder gefordert wird, die Geschichtswissenschaft solle sich weniger mit den Haupt- und Staatsaktionen und mehr mit der Geschichte des täglichen Lebens befassen. Beides läßt sich nicht trennen; ein geruhames Leben fern der Politik war noch nie möglich und ist es auch heute nicht. Es liegt schon eine gewisse Wahrheit darin, daß man auf Griechisch denjenigen, der sich nicht für Politik interessiert und z.B. nicht zur Wahl geht, obwohl er es gefahrlos könnte, als ἰδιόστης, als Idioten bezeichnet.

Eine Folge der chaotischen Zustände war, daß der Sohn und seit 1099 designierte Nachfolger Heinrichs IV., Heinrich V., versuchte, sich mit den Reformkräften in Rom zu arrangieren, und zwar über den Kopf seines Vaters hinweg. Das gelang in gewisser Weise, aber nur dadurch, daß er seinen Vater ganz aus der Regierung verdräng-

te und absetzte, indem er ihn zwang, ihm die Reichsinsignien auszuliefern. Skrupel hatte dieser Heinrich V. zu keiner Zeit, wie wir noch sehen werden.

Als Heinrich IV. dann am 14.8.1106 gestorben war, betrieb Heinrich V. seine Kaiserkrönung. Papst war seit 1099 Paschalis II., eine eher naive Gestalt. Er ließ sich auf ein Projekt ein, das die Schwierigkeiten zwischen Kaiser und Papst durch eine Art Patentlösung aus der Welt schaffen sollte. Dazu muß sich klarmachen, daß der Investiturstreit, in dem es zunächst um die Besetzung der kleinen Pfründen gegangen war, sich im Laufe der Jahrzehnte immer mehr auf die Frage verschoben hatte, wie es bei der Einsetzung der Bischöfe gehalten werden sollte. Sie erinnern sich, daß der Zwist um den Mailänder Erzstuhl 1075 den Konflikt zwischen Heinrich IV. und Gregor VII. ausgelöst hatte. Sie erinnern sich auch, daß die Bischöfe in Deutschland zugleich Reichsfürsten waren – Stichwort Ottonisch-Salisches Reichskirchensystem – und als solche politische und wirtschaftliche Machtfaktoren darstellten, auf deren Einsetzung der Kaiser Einfluß nehmen mußte.

Die Patentlösung, die nun von Heinrich V. und Paschalis II. in allerkleinstem Kreise ausgehandelt wurde, lautete: die Bischöfe geben die Regalien, d.h. ihren gesamten weltlichen Besitz, und ihre politischen Funktionen an den Kaiser zurück und beschränken sich auf ihre geistlichen Aufgaben; umgekehrt unterläßt der Kaiser jegliche Einflußnahme auf ihre Wahl und Amtsführung. Diese Geheimdiplomatie führte zu einem der schlimmsten Zwischenfälle, die bei einer Kaiserkrönung je vorgekommen sind.

Zunächst verlief alles wie vorgesehen. In Sutri leistete der künftige Kaiser dem Papst den Sicherheitseid für seine Person. Am 12. Februar 1111, dem Sonntag vor Aschermittwoch, zog Heinrich V. in der Leostadt ein, leistete die vorgeschriebenen drei Römereide, wurde vom Papst empfangen und dem Volk als Kaiser vorgestellt. In der Kirche wurde nun auf der Porphyrota die Vertragsverkündung in Angriff genommen: zunächst verlas Heinrich die Urkunde über den Investiturverzicht, dann begann Paschalis seinerseits die Urkunde über den Verzicht auf die Regalien vorzulesen, aber er kam nicht weit, denn es brach unter den deutschen Bischöfen, die ja völlig überrascht waren, ein wilder Tumult los. Sie weigerten sich, dem Papst Gehorsam zu leisten, so daß dieser seinen Teil des Vertrages nicht erfüllen konnte. Schließlich nahm Heinrich kurzerhand Papst und Kardinäle gefangen. Die Römer versuchten, den Papst zu befreien, aber Heinrich gelang es, mit seinen Gefangenen die Stadt zu verlassen.

Die Verhandlungen begannen aufs Neue und endeten nach etwa zwei Monaten, was angesichts der veränderten Situation der Verhandlungspartner nicht verwundert, mit einem Privileg des Papstes für den König, in welchem er diesem die volle Laieninvestitur zugesteht, wenn nur eine kanonische Wahl des Bischofs vorausgegangen ist. Außerdem leistete der Papst gewissermaßen Urfehde, d. h. er versprach, den König wegen des Vorgefallenen niemals zu exkommunizieren. Nun wurde die im Februar abgebrochene Kaiserkrönung nachgeholt, und man hatte es dabei so eilig, daß man nicht

einmal bis zum Sonntag abwartete, sondern die Krönung bereits am Donnerstag, dem 13. April 1111, vollzog. Dann verließ Heinrich V. eilends die Stadt.

Aber auch dieser Versuch einer Patentlösung scheiterte. Auf der Lateransynode von 1112 wurde das Privileg, das man mit einem etwas banalen Wortspiel als "Privileg" (also nicht als Freibrief, sondern als Schandbrief) bezeichnete, widerrufen und Heinrich V. zwar nicht von Paschalis II., aber doch von Erzbischof Guido von Vienne in den Bann getan.

Schließlich fand man 1122 im sog. Wormser Konkordat einen tragfähigen Kompromiß: er unterschied, in bisher nicht erreichter gedanklicher Schärfe, zwischen den *spiritualia* und den *temporalia*, zwischen den geistlichen Funktionen des Bischof als Seelenhirte der Gläubigen, die ihm durch die sakramentale Bischofsweihe übertragen wurden, und dem weltlichen Besitz des Bistums und Bischofs, in den ihn der Kaiser durch die Investitur mit den Regalien einwies. Es sollte eine kanonische Wahl stattfinden, also die klassische Wahl durch Klerus und Volk, aber der Kaiser hatte das Recht, bei dieser Wahl anwesend zu sein. Der Kaiser sollte den Gewählten mit den Regalien investieren, und zwar in Deutschland vor der Bischofsweihe, in Burgund und Italien nach der Bischofsweihe.

Heinrich V. regierte dann recht tatkräftig und skrupellos. Er setzte vorübergehend auch einen Gegenpapst ein, aber das müssen wir im einzelnen nicht betrachten. Interessant ist seine Ehefrau: Mathilde, die Tochter König Heinrichs I. von England. Sie wurde geboren am 7.1.1102, war somit 16 Jahre jünger als der Ehemann. Die Ehe wurde 1109 vereinbart. 1110 wurde Mathilde nach Deutschland gebracht, um sie auf ihre Rolle vorzubereiten, und in Trier vom dortigen Erzbischof erzogen, wozu auch gehörte, daß sie die deutsche Sprache erlernte; am englischen Königshof sprach man damals ja normannisches Französisch. Dieser deutschen Erziehung schrieben die Engländer später ihr stolzes, hochfahrendes Wesen zu. Am 7.1.1114 – Mathilde war jetzt also gerade 12 Jahre alt – erfolgte die Eheschließung, die Heinrich V. eine Mitgift von 10000 Mark Silber einbrachte.

Politisch blieb die junge Königin neben ihrem 16 Jahre älteren Gemahl bedeutungslos; die Ehe dauerte 11 Jahre, bis zum Tode Heinrichs V. am 23.5.1125, und blieb kinderlos – die göttliche Strafe für das sakrilegische Verhalten Heinrichs V. während der Kaiserkrönung? Mathilde wurde also mit 23 Jahren Witwe und kehrte zu ihrem Vater zurück. Sie spielte dann ab 1135 eine wichtige Rolle in der englischen Geschichte, denn ihr Vater, der keine männlichen Erben hatte, setzte sie zur Nachfolgerin ein, aber das gehört nicht mehr in diese Vorlesung. Immerhin kann man spekulieren, was geschehen wäre, wenn ein Sohn aus ihrer Ehe mit dem Kaiser zugleich englischer und deutscher König geworden wäre ...

5. KAPITEL: MULTIFLUVIALE UND MULTINATIONALE DYNASTIE: DIE STAUFER

DER ALTE BARBAROSSE,
der Kaiser Friederich,
Im unterird'schen Schlosse
Hält er verzaubert sich.

Er ist niemals gestorben,
Er lebt darin noch jetzt;
Er hat im Schloß verborgen
Zum Schlaf sich hingesezt.

Er hat hinabgenommen
Des Reiches Herrlichkeit
Und wird einst wiederkommen
Mit ihr, zu seiner Zeit.

Der Stuhl ist elfenbeinern,
Darauf der Kaiser sitzt.
Der Tisch ist marmelsteinern,
Worauf sein Haupt er stützt.

Sein Bart ist nicht von Flachse,
Er ist von Feuersglut,
Ist durch den Tisch gewachsen,
Worauf sein Kinn ausruht.

Er nickt als wie im Traume,
Sein Aug' halb offen zwinkt.
Und je nach langem Raume
Er einem Knaben winkt.

Er spricht im Schlaf zum Knaben:
"Geh hin vors Schloß, o Zwerg,
Und sieh, ob noch die Raben
Herfliegen um den Berg.

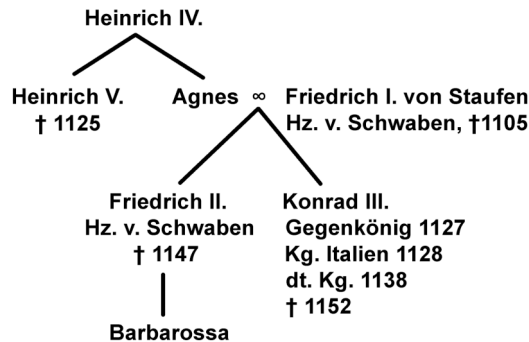
Und wenn die alten Raben
Noch fliegen immerdar,
So muß auch ich noch schlafen
Verzaubert hundert Jahr."

Diese Ballade von Friedrich Rückert aus dem Jahre 1817 zeigt Kaiser Friedrich Barbarossa, wie man ihn kennt, auch wenn man von Geschichte wenig Ahnung hat: als den Herrscher, der wie kein anderer die mittelalterliche deutsche Kaiserherrlichkeit verkörperte, den Höhepunkt einer glanzvollen und zugleich romantischen Geschichtsepoche, nicht ohne nationale Züge, die man auf Mittelaltermärkten wiederaufleben lassen möchte und in einschlägigen Romanen schildert. Das ist alles nicht ganz falsch, aber eben auch nicht ganz richtig – wobei der Umstand, daß die Gestalt im Kyffhäuser ursprünglich gar nicht Friedrich Barbarossa, sondern sein gleichnamiger Enkel

Friedrich II. war, noch der harmloseste Irrtum ist. Man kann einen solchen Mythos nämlich auch politisch mißbrauchen, wie wir am Ende des Kapitels näher betrachten wollen, aber zunächst bleiben wir noch im Mittelalter.

Wir haben das vorige Kapitel mit dem Tode Heinrichs V. abgeschlossen, und so müssen wir der glanzvollen Regierung Friedrich Barbarossas zwei weniger glanzvolle Regierungen vorausgehen lassen, diejenige Lothars III. und Konrads III.

Heinrich V. war am 23.5.1125 ohne Nachkommen gestorben. Die größte Königsnähe und damit den besten Anspruch auf die Nachfolge wies deshalb die schwäbische Familie der Hohenstaufen oder Staufer auf – im Ausland sagt man meistens Hohenstaufen, in Deutschland gewöhnlich Staufer –, denn der aus ihr stammende Herzog Friedrich I. von Schwaben hatte die Schwester Heinrichs V. geheiratet:



Herzog Friedrich II. von Schwaben rechnete also damit, König zu werden, aber es kam anders. Erzbischof Adalbert von Mainz setzte für den 24.8.1125 ein Wahlversammlung an und erklärte zugleich, die Wahl solle auf den bestgeeigneten Kandidaten fallen, auch wenn dieser nicht aus der Familie des verstorbenen Königs stamme. Dieses postulierte "Idoneitätsprinzip" war eine Übertragung kirchlicher Rechtsvorstellungen auf die Königswahl, denn bislang war es gerade die Verwandtschaft mit dem Vorgänger, die einen Kandidaten als besonders geeignet erscheinen ließ. Das sollte jetzt also nicht mehr im Vordergrund stehen, sondern es sollten die persönlichen moralischen Qualitäten den Ausschlag geben, und deshalb wurden neben dem Herzog von Schwaben noch drei weitere Kandidaten benannt: der Herzog von Sachsen, der Markgraf von Österreich und der Graf von Flandern.

Es gibt einen ausführlichen Bericht über die Wahl von 1125, der aber als nicht ganz zuverlässig gilt, weil er vor allem nachträglich die Vorgänge rechtfertigen will. Demnach wurde eine Wahlkommission aufgestellt, die aus je zehn Vertretern der vier Stämme Franken, Bayern, Sachsen und Schwaben bestand. Die Kandidaten sollten sich verpflichten, deren Spruch anzuerkennen. Der Herzog von Schwaben wollte darüber aber erst mit seinen Anhängern beraten; auch die Bayern hatten Bedenken. Deshalb ließ der Mainzer Erzbischof am nächsten Tag überfallartig sofort die Wahl durchführen: sie fiel auf Herzog Lothar von Sachsen, den die Franken und Sachsen

und auch Bayern anerkannten. Der Preis für die Zustimmung Herzog Heinrichs von Bayern war die Hand der Tochter des neuen Königs.

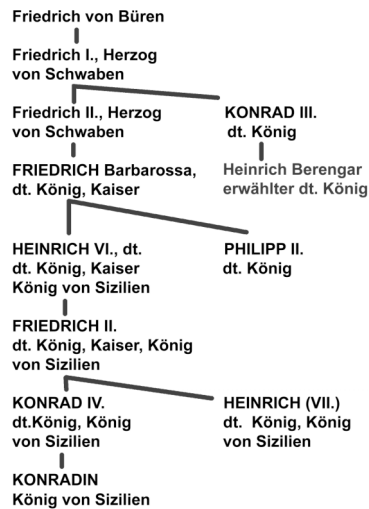
Die Schwaben erkannten die Wahl Lothars nicht an, sondern sie taten das, was man im Mittelalter in einem solchen Fall immer tut: sie versuchten, an einem anderen Ort eine bessere Wahl zustande zu bringen. So wurde 1127 Konrad, der Bruder des Herzogs, zum König gewählt. Er konnte sich aber nicht durchsetzen, sondern mußte nach Italien ausweichen, wo er sich 1128 in Mailand zum lombardischen König krönen ließ. Aber schließlich mußte er doch seinen Widerstand aufgeben.

Wie Sie sehen, hätte der König und seit 1133 auch Kaiser Lothar III. auch gut in den Abschnitt über die Elbe gepaßt, und dort oben, in Königslutter gut 30 km östlich von Braunschweig, wurde er nach seinem Tode 1137 auch begraben. Die Namensherleitung Lutter = Lothar ist offenkundig. In der deutschen Geschichte hat er aber kaum Spuren hinterlassen.

Und nun scheint die Geschichte in eine Art Zeitschleife geraten zu sein, denn bei der Wahl von Lothars Nachfolger spielen sich Ereignisse ab, die den Teilnehmern wie ein Déjàvue-Erlebnis der Vorgänge von 1125 erscheinen mußten. Der aussichtsreichste Kandidat sollte eigentlich der Schwiegersohn des Kaisers sein, der bayerische Herzog Heinrich, dem Lothar kurz vor seinem Tode auch noch sein eigenes Herzogtum Sachsen übertragen hatte. Es kam aber anders, denn die Staufer waren schneller. Die eigentlich für Pfingsten vorgesehene Wahl wurde auf dem 7. März vorgezogen, und gewählt wurde jener Konrad, der ab 1127 erfolglos als Gegenkönig agiert hatte.

Konrad fand umgehend allgemeine Anerkennung, so daß sich auch Heinrich, der Doppelherzog von Sachsen und Bayern, dem *fait accompli* beugen mußte. Es wäre zu erwarten gewesen, daß er nun als Gegenkönig auftrat, aber er hatte keine Chance dafür. Warum er das nicht konnte, erkennt man, wenn man seine Person betrachtet: er trägt in der Geschichtsschreibung den Beinamen "der Stolze", und in stolzer und hochfahrender Weise ging er in der Tat mit seinen Zeitgenossen um, auch mit seinen fürstlichen Standesgenossen. Selbst mit dem Papst war er auf Lothars Italienzügen aneinander geraten. Der Hochmut, die *superbia*, ist eine der sieben Todsünden; er ist die Eigenschaft, die am Anfang der Schöpfung zum Sturz Luzifers geführt hatte, weil dieser Gott nicht dienen wollte.

Mit Konrad III. und Heinrich dem Stolzen haben wir nun Vertreter der beiden Familien vor uns, deren Konkurrenz für die folgenden 80 Jahre die deutsche Geschichte beherrschen sollte, der Staufer und der Welfen. Dabei waren die Staufer eigentlich Parvenues, deren Stammbaum sich über den Großvater des neuen Königs hinaus nicht verfolgen läßt. Sie nahmen einen kometenhaften Aufstieg, und erloschen dann in der 8. Generation schon wieder nach 130 Jahren mit dem unglücklichen Konradin; wir kommen auf ihn zurück. In diesen acht Generationen finden wir aber nicht weniger als 9 Könige und 3 Kaiser.



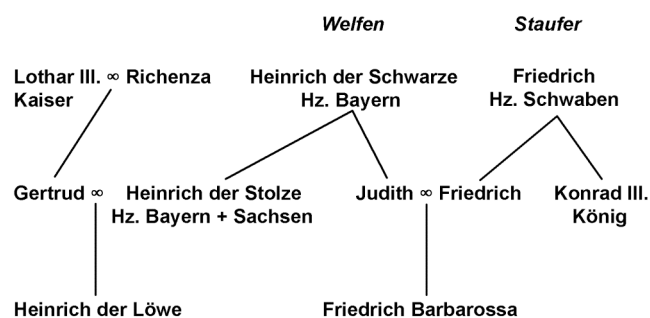
Die Welfen waren dagegen eine alte, europaweit verzweigte Familie, die schon zur Karolingerzeit nachweisbar ist – ich erinnere an die Welfin Judith, die zweite Gemahlin Ludwigs des Frommen –, die es aber nur ein Mal auf den Königsthron schaffte, was dann aber in einer Katastrophe endete, aus der die Staufer sie retten mußten; mehr dazu in später. Sie haben aber überlebt, erbten Anfang des 18. Jahrhunderts sogar das Königreich England und weisen heute noch schlagkräftige Vertreter auf.

Konrad III. war nun also König, aber im Vergleich zu dem Doppelherzog Heinrich dem Stolzen, der mit Sachsen und Bayern die beiden wichtigsten Territorien beherrschte, eigentlich doch nur ein Königlein, das zu tatkräftiger Politik kaum in der Lage war. Aus dieser vertrackten Situation versuchte er auf juristische Weise zu entkommen: er ließ durch ein Fürstenweistum den Grundsatz aufstellen, niemand dürfe zwei Herzogtümer gleichzeitig innehaben – wir erinnern uns aus dem 3. Kapitel an das Weistum, durch welches der französische König das "Salische Gesetz" finden ließ –, und forderte Heinrich den Stolzen auf, auf eines seiner beiden Herzogtümer zu verzichten. Heinrich weigerte sich, dem Spruch Folge zu leisten, und daraufhin erklärte der König ihn in beiden Herzogtümern für abgesetzt. Als neue Herzöge bestellte er in beiden Fällen die wichtigsten Markgrafen, nämlich für Sachsen den Askanier Albrecht den Bären und für Bayern den Markgrafen von der Ostgrenze, den Babenberger Leopold, dem schon kurz danach sein Sohn Heinrich Jasomirgott nachfolgte.

Es kam aber, wie es kommen mußte: keiner der beiden Herzöge von Königs Gnaden konnte sich in seinem neuen Herzogtum wirklich durchsetzen. Besonders in Sachsen, wo die Witwe Kaiser Lothars, Richenza, energisch für die Interessen ihres Schwiegersohns und damit auch ihres Enkels eintrat, blieb die Herzogswürde Albrechts des Bären eine bloße Fiktion. Konrad III. mußte deshalb auch bald nachgeben und schon 1142 die Welfen restituieren. In Bayern blieb dagegen alles in der Schwebe. Der eben erwähnte Enkel der Kaiserinwitwe hieß übrigens wie sein Vater Heinrich, mit Beinamen "der Löwe"; er wird uns gleich noch wieder begegnen.

Schließlich plante er den Romzug zur Kaiserkrönung, aber da war es schon zu spät, und er selbst starb kurz vor dem festgesetzten Aufbruchstermin am 15.2.1152. Im Grunde war ihm nichts wirklich gelungen, und Horst Fuhrmann charakterisiert seine Regierungszeit treffend als "Königtum ohne Glanz".

Das änderte sich schon drei Wochen später. Die jüngere Generation kam offenbar zu der Einsicht, daß aus der verfahrenen Situation zwischen Staufern und Welfen nur ein Kompromiß heraushehlen konnte. Und dieser Kompromiß, der zweifellos schon vor der Wahl in allen wesentlichen Punkten ausgehandelt war, sah so aus: gewählt wurde ein Staufer, Friedrich, der Neffe Konrads III., der aber eigentlich ein halber Welfe war, denn seine Mutter stammte aus dieser Familie.



Im Gegenzug erhielt Heinrich der Löwe als Herzog von Sachsen freie Hand bei allen Unternehmungen, das Reich nach Osten auf slawisches Gebiet hin zu erweitern. Nach erfolgter Kaiserkrönung Friedrichs sollte er auch Bayern zurückerhalten. Entsprechend verliefen die Wahl in Frankfurt/Main am 4.3. und die Krönung in Aachen am 9.3.1152 problemlos. Die Kaiserkrönung lief nicht ganz so glatt, denn zunächst starb Barbarossa der Papst weg, und mit dem Nachfolger mußte neu verhandelt werden, und direkt nach der Krönung am 18.6.1155 kam es zu einem Aufstand der Römer, der blutig niedergeschlagen werden mußte, wobei sich übrigens Heinrich der Löwe hervortat.

Bei dieser oder einer späteren Gelegenheit sah der Italiener Acerbus von Morena die deutschen Fürsten und hat sie in seiner Chronik portraitiert, mit traditionellen Formulierungen, aber auch mit einigen individuellen Zügen¹²: *Imperator ... mediocriter longus erat, pulcre stature ... alba facie rubeo colore suffusa, capillis quasi flavis et crispis, hilari vultu, ut semper ridere velle putaret, dentibus candidis, pulcheribus manibus, ... tardus ad iracundiam, ... velocis ingenii* ... (Der Kaiser war von mittlerer Größe und schöner Gestalt. Er hatte ein weißes Gesicht und errötete leicht. Die Haare waren fast gelb und gekräuselt. Sein Antlitz war heiter, so daß es aussah, als wolle er ständig lachen. Er hatte weiße Zähne und schöne Hände. Er geriet nur selten in Zorn und war von rascher Auffassungsgabe.) Wir vermissen natürlich den roten Bart, aber vielleicht hat er sich den ja erst später wachsen lassen.

¹² MGH SSrerGerm N. S. 7, S. 167–170.

Über Heinrich den Löwen lesen wir: *Henricus dux Saxonie ... erat mediocriter magnus, ... oculis magnis et nigris, capillis quoque quasi nigris, alti cordis, in divitiis et potentia pollens ...* (Herzog Heinrich von Sachsen war mittelgroß. Er hatte große Augen und fast schwarze Haare. Er war hochgemut und rühmte sich seiner Reichtümer und seiner Macht.)

Aus Italien zurückgekehrt, ging der Kaiser das Problem Bayern an. Auch das lief nicht ganz so glatt, denn der Babenberger Heinrich Jasomirgott wehrte sich mit Händen und Füßen dagegen, sein Herzogtum Bayern aufzugeben. Deshalb mußte schließlich ein Kompromiß gefunden werden, zu dem auch Heinrich der Löwe beizutragen hatte. Barbarossa erhob die Markgrafschaft Österreich, also das bayerische Grenzterritorium gegen die Ungarn, das dem heutigen Bundesland Niederösterreich entspricht, zu einem eigenen, von Bayern getrennten Herzogtum unter den Babenbergern als Herzögen. Das restliche Bayern erhielt Heinrich der Löwe zurück.

Dieser Vorgang wurde in typisch mittelalterlicher Weise durch eine ausgeklügelte Belehnungsszene während eines Reichstags bei Regensburg optisch sichtbar gemacht, wie wir dem Bericht Ottos von Freising mit allen Détails entnehmen können. Zunächst übergab der Babenberger sein Herzogtum symbolisch durch sieben Fahnen dem Kaiser; dieser gab dieselben sieben Fahnen Heinrich dem Löwen; dann gab dieser zwei der sieben Fahnen an den Kaiser zurück, der sie nun dem Babenberger überreichte.

Da letzterer bei dem ganzen Handel entschieden das schlechtere Geschäft machte, wurde ihm der Verzicht noch durch Privilegien versüßt, die damals zwar nicht völlig neu, aber doch ungewöhnlich waren. Das wichtigste Privileg war dabei die Möglichkeit der weiblichen Erbfolge, was der Idee des Lehnsrechtes eigentlich widerspricht, denn dabei handelt es sich ja ursprünglich um ein militärisches Treueverhältnis.

Während also Heinrich der Löwe in Sachsen und, wie wir im 10. Kapitel noch hören werden, auch in Bayern freie Hand hatte, spielte sich die Politik Barbarossas überwiegend in Italien ab, so daß wir auf ihre Darstellung hier verzichten wollen. Ein Vierteljahrhundert später, 1180, zerbrach aber die Einigkeit zwischen dem Kaiser und dem Herzog, wobei die Quellen dies als Folge von Heinrichs Hochmut schildern, der den Kaiser in einer Notlage erpressen wollte. Friedrich ließ ihn in seinen beiden Herzogtümern für abgesetzt erklären, und anders als Konrad III. konnte er diesen Spruch auch durchführen. Bei der Neubesetzung der Herzogtümer teilte er diese zusätzlich, so daß an die Stelle des einen Doppelherzogtums Heinrichs des Löwen vier kleinere Herzogtümer traten: den westliche Teil des Herzogtums Sachsen übertrug er als Herzogtum Westfalen dem Erzbischof von Köln, den östlichen Teil gab er jenen Askaniern zurück, die ihn bis 1142 schon einmal besessen hatten. Durch diese Teilung verschob sich der Schwerpunkt Sachsens in jene Gebiete östlich der Elbe, die wir heute hauptsächlich unter "Sachsen" verstehen. In Bayern trat sogar eine Dreiteilung ein: Österreich blieb ein eigenes Herzogtum, wurde also nicht, wie es eigentlich normal gewesen wäre, mit Bayern wiedervereinigt. Ferner machte Barbarossa

die Steiermark zu einem gesonderten Herzogtum. Den Rest erhielt dann Otto von Wittelsbach als Herzogtum Bayern; dieses Herzogtum war also im Vergleich zu dem Territorium, das einst Heinrich Porphyrogenitus beherrscht hatte, nur noch halb so groß::



Für die weitere Geschichte Friedrich Barbarossas sind nur noch zwei Ereignisse zu erwähnen. 1184 gelang ihm in Italien ein politischer Coup: er verheiratete seinen Sohn und bereits designierten Nachfolger Heinrich VI. mit der Erbin des Königreichs Sizilien, welches damals bis weit auf das italienische Festland reichte. Die geopolitische Situation zeigt ein Blick auf die Karte:



Der vom Papst beherrschte Kirchenstaat war also zwischen Reichsitalien im Norden und dem Königreich Sizilien im Süden förmlich eingeklemmt.

Das zweite Ereignis ist dann der Tod Barbarossas auf dem 3. Kreuzzug am 10.6.1190. Kurz vor Erreichen des Heiligen Landes ertrank er im Fluß Saleph. (Wie dieser Kreuzzug für den ebenfalls teilnehmenden englischen König Richard Löwenherz ausging, werden wir in einem späteren Kapitel noch hören.)

Aber ist Friedrich Barbarossa wirklich im Saleph ertrunken? Kann es nicht sein, daß sein Tod nur vorgetäuscht war und er andernorts weiterlebt? Das zu Beginn des ganzen Kapitels zitierte Gedicht behauptet das ja, und so wurde er noch einmal historisch relevant, als man sich 1871 daranmachte, die mit Barbarossa versunkene Kaiserherrlichkeit zu erneuern und dem neuen oder besser gesagt wiedergegründeten deutschen Nationalstaat eine emotionale Krönung zu geben, indem der preußische König den Titel eines "Deutschen Kaisers" erhielt. Dabei wurde Wilhelm I.



als "Barbablanca" in Parallelität zu dem mittelalterlichen "Barbarossa" gesetzt. Jetzt habe sich also die Prophezeiung, Barbarossa werde zurückkehren, um Deutschland aus höchster Gefahr zu retten, erfüllt.

Der Nachfolger Barbarossas, Heinrich VI., nutzte die *unio regni ad imperium*, die Vereinigung des Königreichs Sizilien mit dem Kaiserreich skrupellos aus, starb aber zur allgemeinen Erleichterung schon am 26.9.1197. Nun kam es in Deutschland zu einer staufisch-welfischen Doppelwahl zwischen dem Bruder Heinrichs VI., Philipp von Schwaben, und dem Sohn Heinrichs des Löwen, Otto von Braunschweig (als König Otto IV.). Welche der beiden Wahlen die bessere war, blieb unklar; wir werden die grundsätzliche Problematik mittelalterlicher Wahlen im nächsten Kapitel erörtern. Der Papst, nunmehr der berühmte Innozenz III. – so sah er vermutlich aus:



unterstützte den Welfen, weil dieser ihm die bedingungslose Anerkennung des Kirchenstaates und auch sonst alles Mögliche versprach, vor allem auch, daß er keinerlei Ansprüche auf Sizilien erheben werde. In einer berühmten Ansprache, die er zur Jahreswende 1200 auf 1201 vor den Kardinälen hielt, der *deliberatio super tribus electis*¹³, diskutiert er die Rechte der Kandidaten.

Otto konnte bis sich 1208 auch durchsetzen¹⁴, und der Papst krönte ihn 1209 zum Kaiser. Dann aber erinnerte sich Otto plötzlich an keines seiner Versprechen mehr. Der Papst sah sich gezwungen, den soeben Gekrönten zu exkommunizieren und die deutschen Fürsten zur Wahl eines Gegenkönigs aufzufordern. Der einzige, der da-

¹³ Vollständiger Titel: *Deliberatio domini pape Innocentii super facto imperii de tribus electis*, Innozenz spricht von "drei" Gewählten, weil er Friedrich II., den sein Vater in einer anfechtbaren Wahl schon zum Nachfolger hatte erheben lassen, hinzunimmt.

¹⁴ Auch weil Philipp 1208 ermordet wurde. Mehr dazu in Kapitel 12 meiner Vorlesung "Deutschland im Mittelalter".

für in Frage kam, war aber der Sohn Heinrichs VI., Friedrich II., der auf Sizilien als erblicher König übrig geblieben war. Und diesem gelang es tatsächlich, Otto vom Thron zu vertreiben und deutscher König sowie 1220 auch Kaiser zu werden. (Diese Ereignisse dürften Ihnen vom Schulunterricht her nicht unbekannt sein.)

Mit Friedrich II. als sizilischem und deutschem König und als Kaiser war aber jene Umklammerung des Kirchenstaates wieder hergestellt, die die Kurie eigentlich mit der Unterstützung Ottos hatte aufbrechen wollen. Deshalb kam es erneut zu schwersten Auseinandersetzungen zwischen Friedrich II. und den Päpsten, vor allem Gregor IX. (1227 – 1241) und Innozenz IV. (1243 – 1254). Letzterer berief ein Konzil nach Lyon ein, auf dem er den Kaiser für abgesetzt erklärte; mehr dazu im 27. Kapitel, denn Lyon liegt ja an der Rhône.

Die Hauptlast der Auseinandersetzung in Deutschland trug aber Konrad IV., der Sohn Friedrichs II. Zunächst hatte dabei die Kurie die Nase vorn: es gelang ihr, am 22.5.1246 den Landgrafen von Thüringen, Heinrich Raspe, zum Gegenkönig wählen zu lassen. Es kam zu einer Schlacht zwischen Konrad IV. und Heinrich, der sog. Schlacht um das Reich in der Rheinebene bei Frankfurt/Main, am 5.8.1246, in der der Gegenkönig siegte, weil die schwäbischen Ministerialen König Konrad auf dem Schlachtfeld verließen. Aber schon am 16.2.1247 starb Heinrich Raspe, und dann brauchte die Kurie bis zum 1.11.1248, bis sie in der Person des Grafen Wilhelm von Holland einen neuen Gegenkönig wählen lassen konnte.

Es war also noch alles im Fluß, als am 13.12.1250 überraschend der Kaiser starb. 1251 traute sich Papst Innozenz IV., nach Italien zurückzukehren. Zur gleichen Zeit fuhr auch Konrad IV. nach Italien, denn er wollte jetzt vor allem seine Nachfolge auf Sizilien sichern. Es ist fast komisch zu sehen, wie die beiden Reisegesellschaften sorgfältig vermieden, einander zu begegnen.

Aber ist Friedrich II. im Dezember 1250 wirklich gestorben? Er war erst 56 Jahre alt und zeit seines Lebens in guter gesundheitlicher Verfassung. Ist er also gestorben, oder ist er, des ewigen Streites müde, in den Orient gezogen und wird von dort zu gegebener Zeit zurückkehren? Oder hat er sich vielleicht in den Kyffhäuser zurückgezogen, wo er, in sympathischer Verbindung mit Kaiser Karl dem Großen im Untersberg, wartet, bis er wiederkehrt und des Reiches Herrlichkeit wieder aufrichtet? Weitere Teilnehmer dieses unterirdischen Netzwerkes sind übrigens Theoderich der Große und König Artus im Ätna.

Aber haben Sie keine Angst: als im 17. Jahrhundert Friedrichs Sarg geöffnet wurde, war seine Leiche noch vorhanden und sah so aus:



Das paßt auch recht gut zu den verbalen Beschreibungen, die es von ihm gibt.

Die Legenden über Friedrich II. im Kyffhäuser erinnern natürlich an seinen Großvater Friedrich Barbarossa und dessen Wartezimmer im Kyffhäuser. Tatsächlich bildeten sich diese Vorstellungen

zuerst für Friedrich II. und wurden erst später auf seinen populäreren Großvater übertragen. Der plötzliche Tod des 56jährigen Enkels war ja in der Tat viel überraschender als der des immerhin fast 70jährigen Großvaters. Dazu kam, daß auf das Ende Friedrichs II. die sprichwörtliche "schreckliche kaiserlose Zeit" folgte, die erst nach einem Vierteljahrhundert Chaos mit der Wahl Rudolfs von Habsburg zu Ende ging.

Die Wünsche auf eine Wiederkehr waren bei Friedrich II. anfangs so lebhaft, daß sie sich materialisierten; mit anderen Worten: es traten in den Jahren nach 1250 eine ganze Serie von Personen auf, die sich als der zurückgekehrte Friedrich ausgaben und zumindest vorübergehend auch Glauben fanden. Rudolf von Habsburg hatte mit einer Reihe von ihnen zu tun, und einer dieser falschen Friedrichs (mit echtem Namen Dietrich Holzschuh), der 1283 – 1285 zunächst in Neuß am Rhein, dann in Wetzlar Hof hielt und sogar ein eigenes Siegel führte und Urkunden ausstellte, war recht gefährlich. Die entlarvten Betrüger wurden gründlich vernichtet; mit anderen Worten: sie wurden verbrannt.

Konrad IV., der Sohn Friedrichs II., war verheiratet mit Elisabeth von Wittelsbach, einer Tochter des damals regierenden Herzogs Otto II. Er brach, sobald er vom Tod seines Vaters hörte, nach Italien auf, um sein sizilisches Erbe zu sichern. Gleichzeitig kehrte auch Papst Innozenz IV. dorthin zurück. Sie sehen hellgrün die Reiseroute des Papstes, dunkelgrün diejenige Konrads IV. Es ist schon fast komisch, zu sehen, wie sie sich beide aus dem Weg gingen. Und es zeigt sich auch, daß Konrad, wie alle Staufer, keine Probleme mit der Seereise hatte:



Als Konrad IV. 1251 nach Italien aufbrach, ließ er seine Königin Elisabeth im 4. Monat schwanger zurück. Am 25. März 1252 kam auf der heute verschwundenen Burg Wolfstein bei Landshut ein männliches Kind zur Welt, das den Namen Konrad erhielt. Wir kennen ihn als "Konradin", mit einer italienischen Verkleinerungssilbe. Die Form ist zeitgenössisch, war aber kein Ausdruck der Zuneigung der italienischen Damen für den blondgelockten Jüngling, sondern

wurde von den kurialen Kreisen seit 1271 bewußt abwertend gebraucht.

Als Konrads IV. seinerseits schon 1254 starb, erbte Konradin dessen Titel eines Königs von Jerusalem und Sizilien und eines Herzogs von Schwaben sowie auch das gesamte staufische Hausgut, also den Allodialbesitz der Familie. Darüber hinaus erwarb er auch einen gewissen Anspruch darauf, zu gegebener Zeit zum deutschen König gewählt zu werden, wenn dies auch zunächst kein konkreter Rechtstitel war. Da Konrad IV. in Sizilien als Konrad I. gezählt werden muß, ist Konradin dort der zweite König dieses Namens; entsprechend bezeichnet er sich selbst in seinen Urkunden als *Conradus secundus dei gratia Ierusalem et Sycilie rex*.



Ebenso auf seinem Siegel:



Über Konradins Jugend wissen wir fast nichts, wie überhaupt irgendwelche persönlichen Züge gänzlich unbekannt bleiben. Auch später läßt sich nie entscheiden, inwieweit er selbst handelte oder von anderen zum Handeln veranlaßt wurde. Konradin erhielt eine gute Ausbildung. In Italien wurden seine Lateinkenntnisse wohlgefällig vermerkt. Auch in den ritterlichen Kenntnissen wurde er unterrichtet, wenn er auch so jung war, daß er erst kurz vor seiner Katastrophe bereits in Italien den Ritterschlag erhielt. Auch einige sehr konventionelle Minnelieder sind von ihm überliefert. Hier sehen Sie ihn als Minnesänger in der Manesseschen Liederhandschrift:

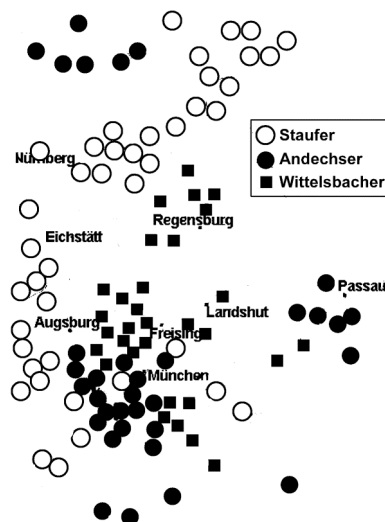


Seine bayerischen Oheime fungierten als Vormünder und betrieben eine vorsichtige Politik, die in erster Linie darauf zielte, seine deutschen Ansprüche zu wahren. Sie wären allerdings keine Wittelsbacher gewesen, wenn sie ihre Vormundschaft aus völlig uneigennütigen Motiven geführt hätten. Auch wenn man es zunächst nicht voraussehen konnte, hat sich für sie Konradins Untergang im Nachhinein als lukratives Geschäft erwiesen. Überhaupt darf man sich die Verhältnisse am bayerischen Hof nicht allzu idyllisch vorstellen: Konradins älteste Jugenderinnerung dürfte es gewesen sein, daß Herzog Ludwig am 18. Januar 1256 seine Frau Maria von Brabant auf einen bloßen Verdacht hin hinrichten ließ, was ihm den Beinamen Ludwig "der Strenge" einbrachte; zur Sühne mußte er übrigens das Kloster Fürstenfeld stiften.

Zu Pfingsten 1262 ließen seine Vormünder Konradin einen Hoftag in Ulm abhalten, auf dem er förmlich Besitz vom Herzogtum Schwaben ergriff. In Italien entglitt ihm allerdings sein Erbe, denn da Innozenz IV. seinen Großvater nicht nur als Kaiser, sondern auch als König von Sizilien abgesetzt hatte, sah sich die Kurie berechtigt, dieses Reich – das übrigens seit 1059 päpstliches Lehen war – neu zu

vergeben. Und zwar nach langen Verhandlungen an Karl von Anjou, den jüngsten Bruder des französischen Königs. Karl von Anjou gelang es 1266, sein neues Reich tatsächlich zu erobern. Konradin mußte es also, wenn er sein Erbe in Italien antreten wollte, von diesem zurückerobern.

Im Oktober 1266 fand in Augsburg ein Hoftag statt, um über Konradins Italienzug zu beraten. Die bayerischen Herzöge, vor allem Heinrich XIII., warnten vor dem Unternehmen, konnten sich aber nicht durchsetzen. Vielmehr wurde der Zug beschlossen und der Aufbruch für den Herbst nächsten Jahres festgesetzt. Konradins wichtigste Aufgabe war aber zunächst die Beschaffung der erforderlichen Geldmittel. Die italienischen Gegner Karls von Anjou versprachen die Unterstützung der italienischen Bankiers, aber es war unsicher, ob sich das würde realisieren lassen. Konkreter war die Hilfe der bayerischen Herzöge, die allerdings auch mit der Möglichkeit rechneten, daß der Zug scheitern könnte und sich deshalb praktisch den gesamten Besitz Konradins nördlich der Alpen als Sicherheit verpfänden ließen.



Da Konradin nicht in der Lage war, diese Pfänder wieder einzulösen, führte die Transaktion auf die Dauer zu einer vorteilhaften Abrundung des wittelsbachischen Besitzes.

Auf dem Augsburger Hoftag wurde auch ein politisches Manifest erlassen, in dem Konradin die Ziele seiner Politik offenlegt. Es ist zwar nicht sicher, ob diese *protestatio* jemals publiziert wurde, aber ihr Inhalt ist dennoch wichtig für unsere Kenntnis seiner Ziele – oder der Ziele, die er nach Ansicht seiner Ratgeber verfolgen sollte. Konradin schildert darin alles Unrecht, das die Päpste im Laufe der Vergangenheit ihm zugefügt haben, betont aber dennoch, daß sich der Zug nicht gegen den Papst richte, sondern nur gegen den Räuber seines Erbes, Karl von Anjou. Daß der Papst es war, der Karl nach Italien gerufen hatte, wird dabei nicht erwähnt. Das Manifest gipfelt in der rhetorischen Frage des Staufers an den Papst: "Wodurch haben wir dich verletzt, heiliger Vater, daß du wie ein Stiefvater so vielfältig und ungerecht gegen uns vorgehst – es sei denn, du hältst es bereits

für eine schwere Beleidigung, daß wir überhaupt auf Erden leben?" – *verum tamen gravem offensam reputas, quod sumus super terram?*

Diese Frage trifft den Nagel auf den Kopf, denn die Kurie hatte sich von Gregor IX. an so sehr ihre apokalyptische Feindschaft gegen die gesamte staufische Familie hineingesteigert, daß sie selbst die bloße Existenz eines Mitgliedes dieser Familie als Bedrohung empfand, der sie sich nur die physische Vernichtung dieses Mitgliedes erwehren konnte. In der Politik der Kurie lag eine furchtbare Konsequenz und zugleich eine Zwangsläufigkeit, der sich selbst die besonnenen Kardinäle im entscheidenden Augenblick nicht entziehen konnten. Nur durch diese apokalyptische Vergiftung ist es zu erklären, daß die Möglichkeiten einer Versöhnung, die sich wiederholt boten, nicht ergriffen wurden.

Auf die Beschlüsse des Augsburger Hoftages reagierte Clemens IV. denn auch mit einem Prozeß gegen Konradin. Er lud ihn für das nächste Frühjahr zur Verantwortung nach Rom vor und drohte für den Fall des Ungehorsams mit der Exkommunikation. Desungeachtet brach Konradin planmäßig im September 1267 von Augsburg aus nach Italien auf. Am 21. Oktober 1267 traf er in Verona ein. In seiner Begleitung befand sich ein relativ kleines Heer, dem auch einige deutsche Fürsten angehörten. Die beiden wichtigsten von ihnen, Herzog Ludwig von Bayern und der reiche schweizerische Graf Rudolf von Habsburg, kehrten aber bereits in Verona wieder um. Konradin selbst saß dort erst einmal 3 Monate fest, weil es Finanzprobleme gab. Während dieser Zeit verhängte der Papst tatsächlich die Exkommunikation über ihn. Am 17. Januar 1268 konnte Konradin schließlich aus Verona abreisen, am 20. Januar war er in Pavia. Von dort brach er am 22. März auf und gelangte zu Schiff nach Pisa, wo er am 7. April 1268 eintraf. Das Heer kam zu Lande nach und langte am 2. Mai ebenfalls in Pisa an. Von dort aus durchquerte er die Toskana.

Während der ganzen Zeit wurde er in den staufisch gesinnten Städten begeistert empfangen, während die päpstlich gesinnten Kommunen sich gleichgültig verhielten und ihm keine Hindernisse in den Weg legten. Der Papst sagte allerdings in einer Predigt vom 27. Mai 1268: "Fürchtet euch nicht, denn wir wissen, daß dieser Jüngling von nichtswürdigen Menschen wie ein Lamm zur Schlachtbank geführt wird." Er hatte im Endeffekt recht, und wir werden uns noch fragen müssen, wie weit er auf die Erfüllung seiner Prophezeiung Einfluß genommen hat.

Zunächst sah es aber nicht danach aus. Vielmehr errang das Heer Konradins am 25. Juni bei Siena sogar einen Sieg über eine Truppenabteilung Karls von Anjou, wobei deren Anführer, der Marschall Jean de Baiselvels, gefangengenommen wurde. Konradin selbst kam am 24. Juni in Siena an, das er am 7. Juli in Richtung auf Rom wieder verließ. Er zog in Sichtweite an der päpstlichen Residenz Viterbo vorbei. Die Kurie attackierte er jedoch nicht, gemäß seinem Grundsatz, er kämpfe nicht gegen den Papst, sondern nur gegen Karl von Anjou. Am 24. Juli zog er in Rom ein, wo er mit den einem römischen Kaiser zustehenden Ehren empfangen wurde.

Wir müssen an dieser Stelle einen Augenblick innehalten und uns fragen: wie waren denn die Aussichten des ganzen Unternehmens? Wurde hier ein schwärmerischer Jüngling von seinen eigenen geldgierigen Onkeln ins sichere Verderben geschickt, die sich dann auch noch sein Erbe unter den Nagel rissen? In der älteren Literatur wurde dies in der Tat oft so dargestellt, und erstaunlich viele Bücher über Konradin enthalten bereits im Titel Ausdrücke wie "Traum" und dergleichen.

Heute sieht man das differenzierter: Karl war in seinem neuen Reich kein beliebter Herrscher. Es wurde schnell klar, daß er es eigentlich nur als Finanzquelle für viel weiterreichende Pläne ansah, die ihn auf den Thron eines erneuerten lateinischen Kaiserreiches in Byzanz führen sollten. Daß er zum Kaisertum berufen sei, leitete er aus der Namensgleichheit mit dem abendländischen Kaiser schlechthin, Karl dem Großen, ab. Und in Karls Vorstellung führte sein von der Vorsehung vorgezeichneter Weg schließlich von Byzanz weiter nach Jerusalem.

Besonders unbeliebt war Karl auf der Insel Sizilien. Sie war zur Zeit der Normannen und auch noch unter Friedrich II. das Zentrum des Reiches gewesen, mit Palermo als Haupt- und Krönungsstadt. Karl von Anjou hat Sizilien nur zweimal kurz betreten, auf der Hinreise und der Rückreise zum 7. Kreuzzug seines Bruders König Ludwigs des Heiligen. Das Zentrum seiner Herrschaft lag in Neapel. Verhaßt war Karl selbstverständlich bei den Sarazenen von Lucera in Apulien. Dorthin hatte Friedrich II. die sizilischen Moslems umgesiedelt, deren Aufstand er zu Beginn seiner Regierung niedergeschlagen hatte. Sie durften dort aber bei ihrem Glauben bleiben und bildeten eine Art militärische Reserve, die gegen alle Bannflüche des Papstes immun war. Diese Sarazenen gaben sich zweifellos keinen Illusionen hin, wie es ihnen unter dem bigotten Karl ergehen würde, und so ist es dann auch tatsächlich eingetreten.

Sobald Konradin also in die Nähe von Karls Reich kam, begann dessen Haus an allen Ecken zu brennen. Auf Sizilien kam es zu Aufständen, und die Sarazenen von Lucera erklärten sich sofort für Konradin. Eine einzige verlorenene Schlacht hatte 1266 zum Sturz des seit Jahrzehnten in seinem Reich fest etablierten König Manfred geführt – eine Niederlage des in seinem Reich unbeliebten Karl oder auch nur ein unklarer Ausgang der Schlacht hätte seine Herrschaft sofort zum Einsturz gebracht.

Es kam indes anders, denn Konradin unterlag am 23. August 1268 in der Schlacht von Tagliacozzo. Die Schlacht fand in einer propagandistisch aufgeheizten Atmosphäre statt; daß z.B. Konradin von den Sarazenen von Lucera unterstützt wurde, veranlaßte Karl dazu, seine Truppen als das "christliche Heer" zu apostrophieren. Der Papst trat dieser Argumentation bei und erklärte die Abwehr Konradins zum Kreuzzug. Konradin konnte nach seiner Niederlage zwar zunächst fliehen, wurde dann aber ergriffen und seinem Gegner ausgeliefert.

Was sollte Karl mit seinem prominenten Gefangenen nun machen? Wir wissen, was geschah: Karl verurteilte ihn zum Tode und ließ ihn am 29. Oktober 1268 auf dem Marktplatz von Neapel öffent-

lich köpfen. Konradin war sechzehneinhalb Jahre alt, als er starb. Diese Exekution hat aber eine politische und eine rechtlich-moralische Seite, mit der wir uns jetzt befassen müssen. Die politische Frage lautete ganz brutal: konnte Karl es sich leisten, Konradin am Leben zu lassen? Die Antwort auf diese Frage lautete, zumindest aus seiner Sicht, ebenso brutal: nein, er konnte es nicht. Selbst ein noch so gut bewachter, lebenslang gefangen gehaltener Konradin wäre eine ständige Gefahr für ihn gewesen, ein Kristallisationspunkt aller anjoufeindlichen Bestrebungen. Tatsächlich gab es später Betrüger, die sich als der entkommene Konradin ausgaben. So gesehen, mußte der Knabe beseitigt werden, und zwar auf eine Weise, die an seinem Tod keinen Zweifel ließ, also durch die öffentliche Hinrichtung.

Man muß aber doch die Frage stellen, ob sich die Erfüllung dieses politischen "Sachzwanges", diese "alternativlose" Entscheidung, mit der Rolle eines christlichen Königs vertrug, die Karl ausdrücklich für sich in Anspruch nahm. Wäre er als solcher nicht zu einem Gnadenakt verpflichtet gewesen, auch wenn dies politische Gefahren in sich barg? Und hätte nicht der Lehnsherr Karls, Papst Clemens IV., für Konradin eintreten müssen?

Über die Rolle des Papstes ist viel gerätselt worden. Wir wissen nicht, ob er Konradins Tod gewünscht oder nur geduldet hat oder ob er nicht damit gerechnet hat, daß Karl das Todesurteil tatsächlich würde vollstrecken lassen. Wir wissen nur, daß er den verurteilten Konradin von der Exkommunikation losgesprochen hat. Davon, daß er zu seinen Gunsten interveniert hat, ist aber in keiner Quelle in irgendeiner Form die Rede. Ich fürchte daher, daß die Kurie so sehr in ihrem Haß gegen die Staufer gefangen war, daß sie tatsächlich die physische Vernichtung des jungen Mannes wünschte. Dies war auch schon den Zeitgenossen bewußt; ich erinnere Sie an das Manifest Konradins vor seinem Aufbruch, in dem er den Papst fragt, ob dieser denn seine bloße Existenz bereits als Verbrechen ansehe.

Trotzdem muß man überlegen, ob die Hinrichtung Konradins nicht auch aus politischer Sicht, langfristig gesehen, ein Fehler war. Karls Herrschaft in Süditalien und vor allem auf Sizilien konnte nach dieser Maßnahme nur eine Gewalt- und Fremdherrschaft sein; es war unmöglich, daß er in ein normales Verhältnis zu seinen Untertanen trat. Die Folgen zeigten sich nach 14 Jahren, also innerhalb einer historisch gesehen recht kurzen Frist: 1282 kam es zu einem Aufstand auf Sizilien, der sog. Sizilischen Vesper, die auf der Insel Sizilien die Herrschaft Karls und seiner Dynastie auf Dauer beendete.

Werfen wir noch einen ganz kurzen Blick auf das, was man als Konradins Nachleben bezeichnen könnte, d.h. auf das Interesse, das seine Gestalt bei Politikern und Schriftstellern gefunden hat. Dieses Interesse entzündet sich vor allem an zwei Aspekten: einmal daran, daß hier ein deutscher Fürst von einem Franzosen in den Tod geschickt wurde, und zweitens daran, daß hinter diesem Franzosen der Papst stand. Die Perspektive verschiebt sich dabei so weit, daß schließlich der Papst wie in einem Inquisitionsprozeß das Urteil fällt

und Konradin dann der weltlichen Gewalt zur Hinrichtung ausliefert. Dieser Aspekt wird selbstverständlich in der konfessionellen Polemik der Reformationszeit hervorgehoben. Es gibt ein Flugblatt, das von Lucas Cranach gezeichnet und von Martin Luther mit Text versehen ist, auf dem der Papst Konradin eigenhändig den Kopf abschlägt.



Gros gut die Keiser han gethan | Dem bapst: vnd vbel gelegt an. | Dafur jm der Bapst gedäckt hat | Wie dis bild dir die warheit sagt. | Mar(tin) Luth(er) D(octor) | 1545

Vom 19. Jahrhundert an tritt der nationalistische Aspekt in den Vordergrund: der ruchlose gallische Thronräuber, der den edlen deutschen Jüngling, der nur sein gutes Recht verlangt, heimtückisch fängt und ermorden läßt. Von der Mitte des 19. Jahrhunderts an verbindet sich die Konradin-Frage aber mit dem berühmten Sybel-Ficker-Streit, also mit der Kontroverse über Wert oder Unwert des deutschen Engagements in Italien. Unter diesem Gesichtspunkt wird Konradins Zug zur politisch-historischen Torheit und zu einer Episode ohne weltgeschichtliche Bedeutung. Daß diese Sicht falsch ist, habe ich Ihnen, so denke ich, hinlänglich gezeigt.

In Bayern ist die Erinnerung an ihn nicht ganz erloschen, wenn auch mehr im romantischen Sinne. Der bayerische Kronprinz Maximilian ließ sein Grab mit einer Statue des Bildhauers Thorwaldsen versehen:



Ob es zutrifft, daß Hitler seine Leiche nach Deutschland habe bringen lassen wollen – also gewissermaßen "heim ins Reich" –, aber von den Neapolitanern darin gehindert worden sei, konnte ich nicht näher ermitteln.

Opern und Schauspiele über Konradin gibt es meines Wissens nicht; sie wären mit einem Helden, der eigentlich nichts anderes tut als sich köpfen zu lassen, auch dramaturgisch schwierig. Es gibt aber etliche Balladen über Konradin, die aber so kitschig sind, daß ich Sie damit verschonen will.

6. KAPITEL: EIN FLUSS – VIER KURFÜRSTEN

WIR SAHEN IM 3. KAPITEL, wie sich in Frankreich unter Strömen von Blut die Erbfolge des Königtums in rein männlicher Linie, das sog. Salische Gesetz, durchsetzte. In Deutschland verlief die Entwicklung anders, denn es blieb bei der Königswahl, und zwar im Prinzip bis zum Ende des Alten Reiches 1806.

Nun ist eine Wahl im frühen und hohen Mittelalter aber etwas ganz anderes als eine heutige Wahl. Es handelt sich nicht um die willkürliche Auswahl eines Kandidaten, sondern es geht im Grunde

darum, den herauszufinden, den Gott bereits zum König bestimmt hat. Die Wähler entscheiden also gar nicht selbst, sondern bemühen sich, den göttlichen Willen zu erkennen. Bei der Papstwahl kann man das sehr schön daran sehen, daß sie bis weit ins 13. Jahrhundert hinein mit der Formel verkündet wird: "Der heilige Petrus hat den Herrn N. zum Papst gewählt." (Die heutige Formel mit ihrer geschmacklosen Anspielung auf das Weihnachtsevangelium ist wesentlich jünger.)

Ziel der Wahl ist folglich Einstimmigkeit, und wo sie nicht auf Anhieb zu erreichen ist, ist die Minderheit verpflichtet, sich der Mehrheit anzuschließen. Die Mehrheit wird dabei aber nicht arithmetisch ermittelt: die Stimmen werden nicht gezählt, sondern gewogen; nicht der zahlenmäßig größere Teil der Wähler entscheidet, sondern der einflußreichere und klügere Teil. Oder lateinisch: nicht die *pars maior*, sondern die *pars sanior*. Und diese Auffassung gilt noch bis weit in die Neuzeit hinein. Noch bei Friedrich Schiller – also vor etwa 200 Jahren – lesen wir: "Verstand ward stets bei wenigen nur gefunden. Mann soll die Stimmen wägen und nicht zählen." Und in der Ordensregel des heiligen Benedikt heißt es zur Abtwahl¹⁵: "Bei der Einsetzung des Abtes gelte immer der Grundsatz, daß der bestellt wird, den sich die Klostersgemeinde einmütig in der Furcht des Herrn oder ein Teil der Klostersgemeinde, und sei er auch ein kleiner Teil, nach besserer Einsicht wählt."

Die moderne Demokratie beruht dagegen auf der Fiktion, daß sich auf Seiten der zahlenmäßigen Mehrheit auch die bessere Einsicht befinde. Natürlich ist das nicht immer so, aber es gibt keine andere Möglichkeit, die Mehrheit eindeutig zu definieren.

Wer ist aber die *pars sanior*, wenn die Möglichkeit, sie durch einfaches Auszählen der Stimmen zu ermitteln, ausfällt? Bei den Königswahlen lautet die Antwort: diejenige, der die Personen mit dem größeren Ansehen und der größeren Autorität angehören. Deshalb ist auch der Wählerkreis gar nicht genau festgelegt. Jeder kann kommen und mit abstimmen, nur fällt etwa die Stimme eines Bauern gegenüber der Stimme eines Herzogs praktisch nicht ins Gewicht.

Wenn der König selbst an einer Wahl teilnimmt, z.B. wenn er seinen Sohn zum Mitkönig und Nachfolger wählen lassen will, ist seine Autorität so stark, daß die anderen Wähler sich gar nicht anders entscheiden können – und wenn er so eine Wahl nicht durchbringt, dann hat er in der Tat ein Problem und sollte besser abdanken. Wenn diese Operation aber gelingt und immer wieder gelingt, dann kann sich das System der Königswahl in eine Erbfolge verwandeln, wie wir es für Frankreich im 3. Kapitel gesehen haben.

Da bei der mittelalterlichen Auffassung also viel Unwägbares mitspielt, kann es unklar sein, wo die Mehrheit liegt; dann hat sich eine zwiespältige Wahl ergeben. In diesem Fall hilft nur der Rekurs auf die höheren Mächte. Es kann sein, daß einer der beiden Kandidaten stirbt; dann ist klar, daß der Überlebende von Gott begünstigt ist. In der Tat sind mindestens zwei zwiespältige Papstwahlen auf

¹⁵ Kapitel 64 Absatz 1.

diese Weise entschieden worden (diejenige Innozenz' II. 1130 und diejenige Alexanders III. 1159).

Eine weitere Möglichkeit besteht in der Betrachtung der auf die Wahl folgender Ereignisse. Wem gelingt es, sich am rechten Ort und mit den echten Insignien krönen zu lassen? Wenn das nicht eindeutig ist, hilft nur noch der Krieg der Kandidaten gegeneinander, also in ganz atavistischer Weise ein Zweikampf, ein Gottesurteil. Wir werden das im 22. Kapitel, wenn es um die Doppelwahl zwischen Ludwig dem Bayern und Friedrich dem Schönen von Habsburg im Jahre 1314 geht, exemplarisch durchexerzieren.

So weit, so gut. Aber wie es heutzutage Leute gibt, die sagen: "Ich interessiere mich nicht für Politik, ich gehe nicht zur Wahl", war für viele Fürsten auch im Mittelalter die Teilnahme an der Wahl eher eine lästige Pflicht, zumal die Reise zum Wahlort auch mit beträchtlichen Kosten und Risiken verbunden war. So kam es – und das ist zumindest eine These der Wissenschaft –, daß vom 13. Jahrhundert an nur noch diejenigen zur Wahl erschienen, die an ihr teilnehmen mußten, weil sie dabei und bei der anschließenden Krönung des Königs wichtige Funktionen ausübten. Auf diese Weise entstand ein kleiner, exklusiver Kreis von sieben Fürsten, die immer an der Wahl teilnahmen und auf diese Weise das Wahlrecht für sich allein usurpierten, nämlich die sog. sieben Kurfürsten. ("Kur" kommt von kiesen oder küren, also wählen.) Gegen Ende des 12. Jahrhunderts taucht erstmals der Gedanke auf, es gebe solch einen Kreis von Königswählern, die auf jeden Fall teilnehmen müßten. Innozenz III. spricht in der *Deliberatio super tribus electis*, die wir im vorigen Kapitel kurz erwähnten, von *plures ex hiis, ad quos principaliter spectat imperatoris electio*, "die meisten derer, denen die Wahl des Kaisers vor allem zusteht".

Der Sachsenspiegel und alle späteren Theoretiker bringen die Siebenzahl in Verbindung mit den sog. Erzämtern. Von den sieben Kurfürsten sind drei geistlich, vier weltlich. Die geistlichen Kurfürsten sind die drei rheinischen Erzbischöfe (Mainz, Köln und Trier) in ihrer Funktion als Erzkanzler für die drei Teilreiche des Heiligen Reiches, und zwar der Erzbischof von Mainz als Erzkanzler für Deutschland, der von Köln als Erzkanzler für Italien und der von Trier als Erzkanzler für Burgund oder, wie man auch sagt, Arelat. Die weltlichen Kurfürsten waren der Herzog von Sachsen als Marschall¹⁶, der Markgraf von Brandenburg als Kämmerer, der Pfalzgraf bei Rhein als Truchseß¹⁷ und der König von Böhmen als Mundschenk. Diese Funktionen sind bei feierlichen Anlässen, so etwa beim Krönungsmahl, auch tatsächlich ausgeübt worden, indem beispielsweise der König von Böhmen dem Neugekrönten den ersten Becher reichte. Hier sehen Sie die sieben Herren aus einer Abbildung zur Wahl Heinrichs VII. im Jahre 1308:



¹⁶ Marschall bedeutet ursprünglich Pferdeknecht. Er ist also zuständig für den königlichen Marstall.

¹⁷ Zuständig für die Speisen an der königlichen Tafel.

An den Wappen erkennen Sie von links nach rechts die Erzbischöfe von Köln (schwarzes Kreuz), Mainz (sechsspeichiges Rad) und Trier (rotes Kreuz), den Pfalzgrafen bei Rhein (goldener Löwe in Blau), den Herzog von Sachsen (grüne Laubkrone im mehrfach gold-schwarz geteilten Feld), den Markgrafen von Brandenburg (roter Adler in Weiß) und den König von Böhmen (doppelschwänziger weißer Löwe in Rot).

Es gibt aber auch andere Theorien für die Entstehung des Kurfürstenkollegs. So glaubte man u.a., daß Karl der Große oder Otto III. sie eingesetzt hätten. Auch der Papst nahm das für sich in Anspruch. Das ist aber alles unhistorisch.

Trotz diesem mit sieben Personen überschaubaren Wählerkreis ist es dennoch immer wieder zu Doppelwahlen gekommen, denn die Führung einzelner Stimmen war umstritten. Wenn dann beide, die Anspruch auf sie erhoben, die Stimme abgaben, kam es leicht zu Mehrheiten von vier und mehr Stimmen für zwei Kandidaten, so etwa bei der Doppelwahl von 1314. Umstritten waren vor allem die sächsische Stimme als Folge der unübersichtlichen sächsischen Erbteilungen und die Stimme der Pfalz, auf die nicht nur die pfälzischen, sondern auch die bayerischen Wittelsbacher Anspruch erhoben.

Schließlich wurde durch die Goldene Bulle von 1356 die Königswahl eindeutig und definitiv geregelt: die Stimme der Pfalz wurde der pfälzischen, die sächsische der Linie Sachsen-Wittenberg zugesprochen. Um künftige Stimmenspaltungen zu verhindern, werden die Kurfürstentümer für unteilbar erklärt und als Erbfolge die Primogenitur eingeführt. Wahlort ist Frankfurt am Main. Die Wahl muß innerhalb gewisser Fristen nach dem Tode des Vorgängers begonnen und zügig durchgeführt werden. Bei Abwesenheit verfällt die Stimme, jedoch kann der Kurfürst auch durch einen bevollmächtigten Vertreter abstimmen. Die Mehrheit der Anwesenden entscheidet.

Die Stimmabgabe ist mündlich, und zwar in genau festgelegter Reihenfolge und nacheinander: zuerst stimmt der Erzbischof von Trier ab, dann der von Köln, dann der König von Böhmen, dann der Pfälzer, dann der Sachse, dann der Brandenburger; den Abschluß bildet der Erzbischof von Mainz, der also ggf. den Ausschlag gibt, wenn bis dahin zwei Kandidaten je drei Stimmen erhalten haben. Dazu ist es allerdings nie gekommen. Anschließend ist der König in Aachen zu krönen; seinen ersten Reichstag soll er in Nürnberg halten. Diese Ordnung der Königswahl blieb bis zum Ende des alten Reiches 1806 in Kraft, nur fand die Krönung seit dem 16. Jahrhundert ebenfalls in Frankfurt statt, da in Aachen ein französischer Überfall auf das Krönungsfest zu befürchten war.

Es fällt auf, und damit kommen wir wieder auf unser spezielles Thema zu sprechen, daß vier der sieben Kurfürsten, nämlich die drei Erzbischöfe und der Pfalzgraf am Rhein lokalisiert sind. Der Rhein ist also geradezu der Königsstrom des Reiches.

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf die Entwicklung in der Neuzeit. Von den sieben Kurfürsten waren nach der Reformation vier katholisch (die drei Erzbischöfe und die Habsburger als Könige von

Böhmen) und drei protestantisch (Sachsen, Brandenburg und die Pfalz). Zu Beginn des 30jährigen Krieges 1618 schien sich das zu ändern, denn die Böhmen erklärten die Habsburger für abgesetzt und wählten den Pfalzgrafen bei Rhein zum böhmischen König. Daraufhin griff Kaiser Ferdinand II. mit bayerischer Hilfe Böhmen an und vertrieb den Pfalzgrafen, der, weil seine böhmische Regentschaft nur einen Winter gedauert hatte, als "Winterkönig" in die Geschichte einging. Er wurde auch als Kurfürst von der Pfalz abgesetzt, und die pfälzische Kurwürde auf den superkatholischen Herzog Maximilian von Bayern übertragen. Somit gab es jetzt fünf katholische und zwei protestantische Stimmen im Kurkolleg.

Dabei blieb es aber nicht, denn im Westfälischen Frieden von 1648, der den 30jährigen Krieg beendete, wurde der pfälzische Kurfürst restituiert. Der Bayer durfte aber seine Kurwürde behalten, so daß es jetzt acht Kurfürsten gab¹⁸. Allerdings spielte die konfessionelle Ausrichtung nach dem 30jährigen Krieg keine ausschlaggebende Rolle mehr¹⁹.

Schließlich erhielten 1692 die Herzöge von Hannover, die schon auf dem Sprung zur englischen Krone standen, ebenfalls eine neu geschaffene, also neunte Kurwürde. Die bayerische Kur war nur Herzog Maximilian I. und seinen Nachfahren verliehen; sie erlosch also mit dem Aussterben der bayerischen Linie der Wittelsbacher 1777; das fiel aber nicht auf, weil der Erbe Karl Theodor bereits Kurfürst der Pfalz war. Und dann wurden noch ganz am Ende im sog. Reichsdeputationshauptschluß von 1803 drei zusätzliche Kurwürden für Salzburg, Württemberg und Hessen-Kassel geschaffen.

	1356	Reformation	1618	1623	1648	1692	1777	1803
Mainz	X	X	X	X	X	X	X	X
Köln	X	X	X	X	X	X	X	X
Trier	X	X	X	X	X	X	X	X
Böhmen	X	X	X		X	X	X	X
Sachsen	X	X	X	X	X	X 1697: X	X	X
Brandenburg	X	X	X	X	X	X	X	X
Pfalz	X	X	X		X 1685:	X	X	X

¹⁸ Der Papst protestierte allerdings gegen diese Regelung mit der Behauptung, da die Päpste es gewesen seien, die das Kurkolleg eingerichtet hätten, habe man dafür seine Zustimmung einholen müssen.

¹⁹ 1685 folgte in der Pfalz eine katholische Linie nach. 1697 konvertierte der sächsische Kurfürst August "der Starke" zum Katholizismus, um König von Polen werden zu können.

					X			
Bayern				X	X	X		
Han-nover						X	X	X
Salz-burg								X
Würt-tem-berg								X
Hes-sen-Kassel								X

Konfession der Kurfürsten: **katholisch** **protestantisch**

Kurioserweise behielt der Kurfürst von Hessen-Kassel diesen Titel auch nach dem Ende des Alten Reiches im 19. Jahrhundert bei, bis sein Land dann 1866 dem preußischen Appetiti zum Opfer fiel.

**7. KAPITEL:
WILHELMUS VON NASSAUEN**



<i>Wilhelmus von Nassouwe Ben ik, van Duitsen bloed. Den vaderland getrouwe Blijf ik tot in den doed. Een Prinse van Oranje Ben ik, vrij onverveerd. Den koning van Hispanje Heb ik altijd geëerd.</i>	Wilhelm von Nassau Bin ich, von deutschem Blut. Dem Vaterland treu Bleib ich bis in den Tod. Ein Prinz von Oranien Bin ich, ganz unverzagt. Den König von Spanien Hab' ich allzeit geehrt-
--	---

[Aussprache: u = ü, ui = öi, oe = u, ij = äi]

So lautet, im Original und in hochdeutscher Übertragung, die Nationalhymne der Niederlande. Es ist meines Wissens der einzige Text einer Hymne, in dem von "deutschem Blut" die Rede ist. Wir werden das gleich näher erklären. Der Wilhelmus des Liedes ist natürlich nicht der jetzige König Willem Alexander, sondern sein Vorfahr in 12. Generation (wenn ich richtig gezählt habe), auch zubenannt Wilhelm der Schweiger²⁰. Dieser Wilhelm von Nassau war zusammen mit den Grafen Egmond und Hoorn Anführer einer Revolte gegen König Philipp II. von Spanien. Die Bildungsbürger unter Ihnen kennen Goethes

²⁰ Über die weibliche Linie stammen auch die Hohenzollern von ihm ab. Das führte zu einer Karikatur auf Kaiser Wilhelm II., der sein Bild betrachtet und staunt: "Wie kann man nur durch Schweigen berühmt werden!" Die Überschrift der Karikatur lautet "Wilhelm der Schweiger und Wilhelm der Schwätzer".

Schauspiel "Egmond", in dem es um diese Revolte geht, oder doch wenigstens Beethovens Egmond-Ouvertüre.

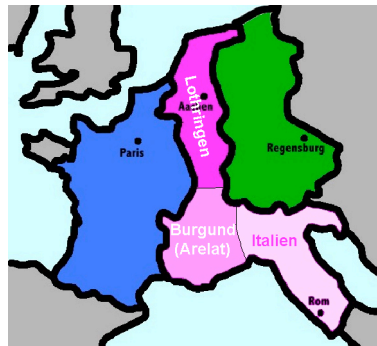
Mit den Niederlanden sind wir nun buchstäblich am Ende des Rheins angekommen, wo er sich in mehrere Arme aufspaltet, die ein regelrechtes Delta bilden, wobei sie zumindest in historischer Zeit auch immer wieder ihren Lauf änderten.



Den Namen "Nieder"lande trägt die Gegend auch deshalb zu recht, weil sie weitgehend unterhalb des Meeresspiegels liegt und nur durch ständige Entwässerung trocken gehalten werden kann, wofür man als praktische Technik Windmühlen einsetzen kann.

Wie schon im 1. Kapitel erwähnt, waren die Niederlande bis 1648 Teil des deutschen Reiches und erhielten erst im Westfälischen Frieden die Unabhängigkeit, die sie freilich de facto schon längst besaßen.

Wenn wir nun ins Mittelalter zurückgehen, stellen wir zuerst fest, daß das Gebiet der heutigen Niederlande, Belgiens und Luxemburgs zum Herzogtum Niederlothringen gehörte, also dem nördlichsten Teil jenes Mittelreiches, das Kaiser Lothar gemäß dem Vertrag von Verdun beherrschte, welches dann anschließend in drei Abschnitte geteilt wurde:



Als dieses Herzogtum im 11. Jahrhundert de facto verschwand, zerfiel das Gebiet in eine Reihe von Grafschaften und anderen Herrschaften²¹, von denen die südöstlichen Lehen des westfränkischen (französischen) Königs wurden, während der größere Teil zum deutschen Reich gehörte:

²¹ Als Information zu den einzelnen Landschaften empfiehlt sich Gerhard Köbler, Historisches Lexikon der deutschen Länder (München ²1989).



Die meisten dieser Bezeichnungen leben in den Namen der heutigen Provinzen der Niederlande und Belgiens weiter:

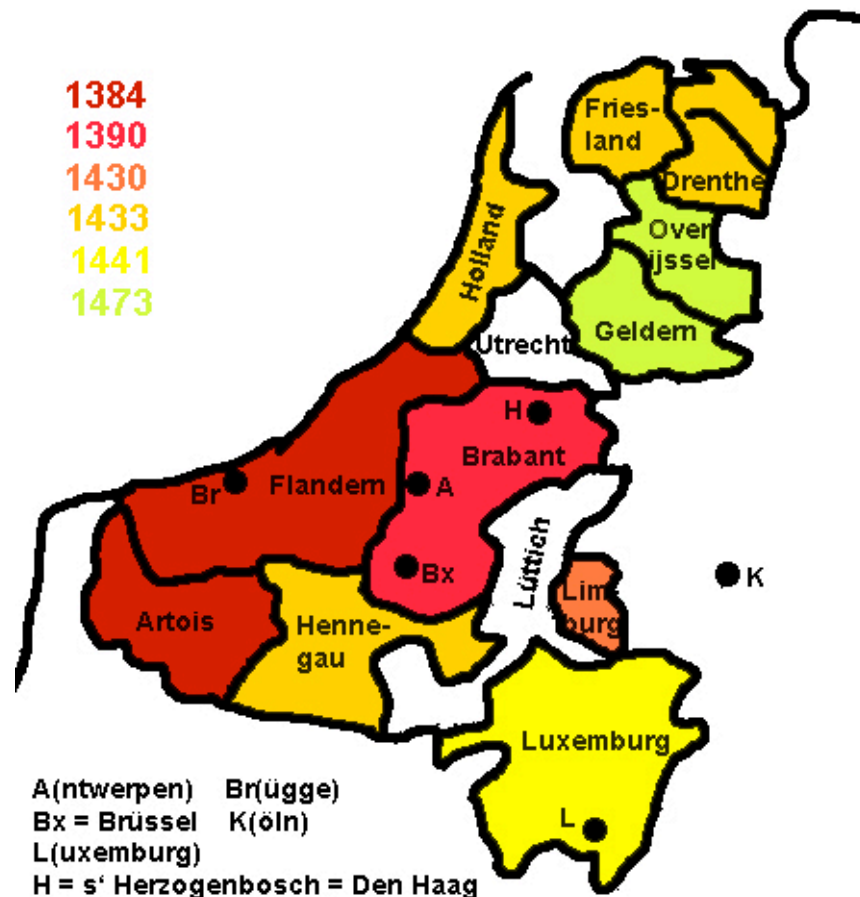
Niederlande	Belgien
Drente	Antwerpen
Flevoland	Brabant
Friesland	Hennegau
Gelderland	Limburg
Groningen	Lüttich
Limburg	Luxemburg
Nordbrabant	Namur
Nordholland	Ostflandern
Overijssel	Westflandern
Seeland	
Südholland	
Utrecht	

Zwischen den Herrscherfamilien gab es ständige Eheverbindungen, Erbschaften, auch gewaltsame Auseinandersetzungen, die die Landkarte immer wieder durcheinander wirbeln, was im einzelnen nachzuvollziehen sich aber nicht lohnt. Begünstigt wurden diese Wechsel auch dadurch, daß in dieser Gegend das mögliche Erbrecht der Frauen eine starke Rolle spielte; das wird später noch wichtig.

Vier dieser Grafschaften wurden später zu Herzogtümern erhoben: Limburg 1101, Brabant 1106, Geldern 1339, Luxemburg 1354. Aber auch die Gebiete, die Grafschaften blieben, sind wichtig,

so etwa der Hennegau (französisch Hainaut), denn die Gräfin Isabella von Hennegau heiratete zu Anfang des 13. Jahrhunderts den französischen König Philipp II. Augustus; das war für den König eine gute Partie, denn Isabella stammt in 15. Generation von keinem geringeren als Karl dem Großen ab²². Graf Wilhelm von Holland wurde 1248 deutscher König, und als Graf von Luxemburg wurde 1309 Heinrich VII. ebenfalls zum deutschen König gewählt. 1345 heiratete der deutsche König und Kaiser Ludwig der Bayer die Erbtöchter der Grafschaft Holland, was eine sehr einträgliche Ergänzung seines Hausgutes war.

Im 14. und 15. Jahrhundert fielen alle diese Gebiete durch Heirat und Erbschaft an die Herzöge von Burgund, die, wie wir im 26. Kapitel noch etwas näher betrachten werden, damals eine Art Pufferstaat zwischen Frankreich und Deutschland errichteten. Hier eine Visualisierung dieses Prozesses:



²² Karl der Große † 814, Ludwig der Fromme † 840, Karl der Kahle † 877, Judith ∞ Balduin I., Graf von Flandern † 879, Balduin II. Graf von Flandern † 918, Arnulf I. Graf von Flandern † 964, Balduin III. Graf von Flandern † 962, Arnulf II. Graf von Flandern † 987, Balduin IV. Graf von Flandern † 1034, Balduin V. Graf von Flandern † 1067, Balduin I. Graf von Hennegau † 1070, Balduin II. Graf von Hennegau † 1098, Balduin III. Graf von Hennegau † 1120, Balduin IV. Graf von Hennegau † 1171, Balduin V. Graf von Hennegau † 1195, Isabella ∞ Philipp II. Augustus, König von Frankreich † 1223.

Lüttich und Utrecht waren Hochstifte, d.h. sie waren weltliches Herrschaftsgebiet der Bischöfe von Lüttich bzw. Utrecht.

1477 war damit aber Schluß, denn der letzte Herzog von Burgund, Karl der Kühne, fiel in der Schlacht von Nancy, die er gegen die Schweizer Eidgenossenschaft verlor. Karl hatte nur eine Tochter Maria, weshalb der französische König sofort versuchte, ihr Erbe als heimgefallenes Lehen einzuziehen. Das gelang ihm aber nur für das eigentliche Burgund, denn Maria war mit dem Habsburger Maximilian verheiratet, der jedenfalls die Gebiete, die wir hier betrachten, für sie und damit für sich bewahren konnte.

Auf diese Weise wurden die Niederlande also habsburgisch, und das blieben sie auch unter Maximilians Enkel Kaiser Karl V., der übrigens in den Niederlanden aufwuchs. Als Karl V. 1556 alle seine Kronen niederlegte und sein Reich zwischen seinem Bruder Ferdinand (Deutschland) und seinem Sohn Philipp II. (Spanien) aufteilte, erhielt letzterer auch die niederländischen Gebiete. Hier sehen Sie das Reich Philipps II. Sie sehen insbesondere, wie Frankreich von den spanischen Gebieten eingekreist ist und welche wichtige geopolitische Rolle die Niederlande dabei spielen:



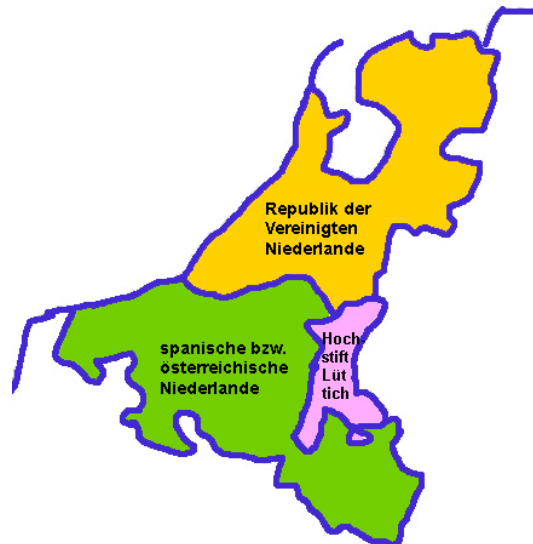
Karl V. war bekanntlich dabei gescheitert, die Reformation Martin Luthers zurückzudrängen. Sein Sohn Philipp II. versuchte nun, das auszuführen, was seinem Vater mißlungen war, und setzte alles daran, den Protestantismus in seinen Staaten zu unterdrücken. In Spanien gelang ihm dies, aber die niederländischen Gebiete, vor allem die deutschsprachigen Gebiete im Norden, widerstanden ihm.

Das ist jetzt die Situation, in der Goethes Drama Egmond spielt. Philipp II. schickte 1566 den Herzog von Alba mit einer Interventionsarmee in die Niederlande. Von den drei Anführern des Widerstandes konnte einer, Wilhelm von Oranien, entkommen und eine Dynastie gründen; die beiden anderen, Graf Egmont und Graf Hoorn, wurden verhaftet und am 5. Juni 1568 hingerichtet, obwohl sie dem Orden vom Goldenen Vlies angehörten, über die nur dessen Ordenskapitel zu Gericht sitzen durfte. Aus den nördlichen Teilen der Niederlande bildete sich die "Republik der Vereinigten Niederlande",

die 80 Jahre lang, von 1588 bis 1648, Krieg gegen Spanien führte, bis im Westfälischen Frieden ihre Unabhängigkeit anerkannt wurde. Diese Republik der Niederlande hatte eine ganz eigenartige Verfassungsstruktur, zu der zeitweise auch ein "Erbsatthalter" gehörte, eben jener Wilhelm von Oranien.

Trotz des 80 Jahre dauernden Kampfes gegen Spanien erlebten die Niederlande aber nicht nur eine kulturelle Blüte, sondern konnten sich auch als expandierende Seemacht etablieren. 1602 wurde die Ostindische Kompanie gegründet, dann 1612 die Stadt Neu-Amsterdam in Nordamerika (die heute New York heißt), 1619 Batavia im pazifischen Ozean, 1651 Kapstadt an der Südspitze Afrikas.

Die südlichen Grafschaften blieben aber katholisch und unter spanischer Herrschaft. Ganz am Ende des 18. Jahrhunderts amtierte übrigens der bayerische Kurfürst Max Emanuel in Brüssel als Statthalter des spanischen Königs.



Der Südrand des habsburgisch-spanischen Gebietes war allerdings dadurch bedroht, daß Ludwig XIV. es als Erbe seiner Gemahlin in Anspruch nahm, und den gleichen Anspruch erhob er auch auf die nördlichen Gebiete. Den Vorwand bot das ausgeprägte weibliche Erbrecht, von dem ich oben schon gesprochen habe. Ludwig XIV. war verheiratet mit Maria Teresa (Marie Thérèse), der Tochter König Philipps IV. von Spanien. Als dieser 1665 starb, behauptete Ludwig, nicht der neue König Karl II. sei der gesetzmäßige Erbe in den Niederlanden, sondern eben Maria Teresa. 1672 begann er, diesen vermeintlichen Anspruch militärisch durchzusetzen (die ältere Geschichtsschreibung spricht vom "Raubkrieg gegen Holland"). Er erzielte aber nur vorübergehende Erfolge, weil die Holländer die Deiche durchstachen und so die französischen Truppen einschlossen. Diese Art der Niederlage war für ihn doppelt peinlich, weil Ludwig

XIV. ja glaubte, die Natur beherrschen zu können; man denke an den Schloßgarten von Versailles.

Im Jahre 1700 starben die spanischen Habsburger mit dem Tod König Karls II. aus, und sowohl der Kaiser in Wien als auch der König von Frankreich erhoben Anspruch darauf, ihn zu beerben. Dieser "spanische Erbfolgekrieg" dauerte 14 Jahre und endete damit, daß sich zwar in Spanien selbst die französischen Ansprüche durchsetzen ließen, die übrigen bislang spanischen Gebiete in Mitteleuropa aber an die österreichischen Habsburger fielen, also auch die bislang spanischen Niederlande.

Die französische Revolution und die Herrschaft Napoleons führten in mehreren Schritten dazu, daß das gesamte Gebiet an Frankreich angeschlossen wurde, und zwar mit der geographischen Begründung, es handele sich dabei um Anschwemmungen französischer Flüsse; dabei wurde der Rhein ganz locker als französischen Fluß charakterisiert (dazu mehr im nächsten Kapitel).

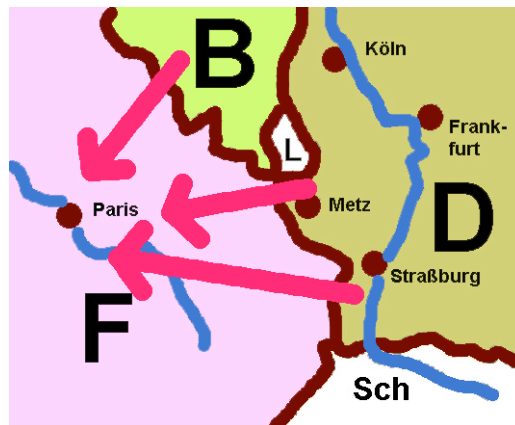
Der Wiener Kongreß schuf 1815 aus der gewesenen Republik der Niederlande und den österreichischen Gebieten ein "Königreich der Vereinigten Niederlande" mit einem König aus der Dynastie der Oranier, Wilhelm I., dem Ururururgroßvater des jetzigen Königs. Dieser Staat sah auf der Landkarte zwar ganz vernünftig aus, aber die südlichen, katholischen Provinzen empfanden dies als Zwangsvereinigung mit dem ketzerischen Norden, der wohl auch im Umgang mit diesen Untertanen wenig Feingefühl bewies. Das führte 1830 zu einer Revolte und schließlich zur Teilung des Staates in die heutigen Niederlande im Norden und einen neuen Staat im Süden. Den Namen für diesen Staat fand man bei Cäsar, dessen Memoiren *De bello Gallico* bekanntlich beginnen: *Gallia est omnis divisa in partes tres, quarum unam incolunt Belgae*. Der neue Staat wurde, wie die Schweiz, für auf ewige Zeiten neutral erklärt. Luxemburg blieb in Personalunion mit den Niederlanden vereinigt, mußte aber einige Landstriche ebenfalls an den neuen Staat Belgien abtreten, weshalb es in Belgien auch eine Provinz Luxemburg gibt:



Luxemburg war aber Teil des in Nachfolge des Alten Reiches eingerichteten "Deutschen Bundes"; wir sprachen im 1. Kapitel schon davon.

Der neue Staat Belgien mußte aber nicht nur einen mißlaunigen Nachbarn im Norden fürchten, mit dem es erst 1839 zum Friedensschluß kam, sondern weiterhin den französischen Appetit von Süden her. Napoleon III. versuchte nicht nur 1867, den Niederlanden Luxemburg abzukaufen, sondern projektierte 1869 auch die Annexion Belgiens. Beides mißlang, weil Bismarck die Pläne öffentlich machte.

Belgien und die Niederlande blieben im 1. Weltkrieg neutral, aber das Deutsche Reich verletzte die Neutralität Belgiens, um durch das belgische Gebiet leichter nach Frankreich und auf Paris zu einmarschieren zu können, der spg. Schlieffen-Plan. Ein Blick auf die Karte zeigt diese verführerische Option:



Man tat dies in der Erwartung, daß der Krieg ohnehin binnen weniger Monate mit einer Niederlage Frankreichs entschieden sein würde und man Belgien anschließend entschädigen könne²³. Sie wissen, daß es dann ganz anders kam.

8. KAPITEL: DEUTSCHER FLUSS MIT WELSCEM STRAND

WENNEN SIE DAS Schimpfwort "Lackl", und verwenden Sie es möglicherweise selbst? Aber wissen Sie auch, daß es sich von dem Namen eines französischen Generals aus dem 17. Jahrhundert ableitet? Wir werden den Herrn im Laufe dieses Kapitels noch kennenlernen und dabei sehen, daß er diese ewige Schande verdient hat.

Das Hauptthema dieses Kapitels ist aber die deutsch-französische Grenze. Wo lag sie im Mittelalter, und warum liegt sie heute dort, wo sie liegt? Sie erinnern sich, wie im Vertrag von Verdun das fränkische Reich unter die Söhne Kaiser Ludwigs des Frommen aufgeteilt wurde und wie das Mittelreich Kaiser Lothars im Laufe der Zeit zwischen Frankreich im Westen und Deutschland im Osten zerrieben

²³ Der bayerische König Ludwig III. vertrat allerdings die Ansicht, man solle Belgien annektieren.

wurde. Im Rheindelta verwandelte es sich in die Niederlande und Belgien, wie wir gerade im 3. Kapitel sahen; am Niederrhein blieb ein Herzogtum Lotharingen oder verkürzt Lothringen übrig, das aber nur geringe historische Bedeutung erlangte.

Entlang der Rhône hielt sich das Zwischengebiet länger: wir werden uns im 26. Kapitel näher damit befassen, eben wenn wir von der Rhône sprechen. Wir werden dann auch sehen, wie es den französischen Königen gelang, dieses Gebiet schrittweise Frankreich anzuschließen.

Im vorigen Kapitel sahen wir, wie Frankreich im Norden in Richtung auf die Rheinmündung expandierte bzw, das versuchte. Eine gleiche Expansionsbewegung ist vom 17. Jahrhundert an auch am Mittelrhein zu beobachten. Nachdem der Raubkrieg gegen Holland durch den Frieden von Nimwegen 1678/9 abgeschlossen war, wobei Frankreich einige Gebiete erwerben konnte, vor allem das Artois, nutzte Ludwig XIV. die übliche Klausel, die neuen Gebiete stünden ihm mit allem Zubehör (*cum omnibus pertinentiis suis*) zu, zu einer exzessiven Deutung dieser Klausel. Er deutete sie so, daß nicht nur das gegenwärtige Zubehör gemeint sei, sondern alle Territorien, die in der Vergangenheit irgendwann einmal dazugehört hatten, auch wenn das jetzt im 17. Jahrhundert schon längst obsolet war. Diese Eroberungen mit Tinte und Feder nennt man die "Reunionen".

Ludwig scheute aber auch vor offenem Gewalt nicht zurück und okkupierte 1681 die freie Reichsstadt Straßburg – ein ganz eindeutiger Völkerrechtsbruch, der in Deutschland höchste Erregung und ohnmächtige Wut auslöste. Kaiser und Reich mußten dies dulden, weil genau um diese Zeit der letzte türkische Vorstoß gegen Wien erfolgte; mehr dazu im 26. Kapitel. 1684 besetzte er außerdem Luxemburg und das Erzstift Trier.



1685 starb der Kurfürst von der Pfalz, Karl II. Mit ihm starb die wittelsbachische Linie Pfalz-Simmern im Mannesstamm aus. Die Goldene Bulle, das Reichsgrundgesetz von 1356, schrieb für diesen Fall vor, daß die nächstverwandte Linie nachfolgte, denn die Kurfürstentümer unterlagen dem Salischen Gesetz, das heißt sie konnten nur in männlicher Linie vererbt werden. Nachfolger Karl II. war also Philipp Wilhelm aus der Linie Pfalz-Neuburg. Trotz dieser völlig klaren Rechtslage erhob Ludwig XIV. Anspruch auf die Pfalz, weil sein Bruder Philipp von Orléans in zweiter Ehe mit einer Tochter des verstorbenen Kurfürsten verheiratet war. Das ist die berühmte "Liselotte von der Pfalz". Hier sehen Sie sie in jungen Jahren und als alte Frau:



Ludwig XIV. versuchte nun, diesen völlig unberechtigten Anspruch militärisch durchzusetzen. Der pfälzische Krieg dauerte von 1688 bis 1697 und endete im Frieden von Rijswijk damit, daß er auf alle Ansprüche verzichten mußte. Als klar wurde, daß er die Pfalz nicht halten konnte, ließ er beim Abzug seiner Truppen das Gebiet systematisch verheeren, indem er seinem General Ézéchiél Mélac



den Befehl gab: *Brulez le Palatinat* (Verbrennen Sie die Pfalz)! Damals wurde das Heidelberger Schloß zu der Ruine, die es heute noch ist, und es wurden in Speyer die Kaisergräber geschändet.

Der spanische Erbfolgekrieg 1700 – 1714 brachte keine Veränderungen, aber 1738 gab es ein seltsames Geschäft: der von Frankreich unterstützte Kandidat für den polnischen Thron Stanislaus Leszczyński konnte sich gegen den vom Kaiser favorisierten Kandidaten Kurfürst August den Starken nicht durchsetzen. Aber er wurde dadurch entschädigt, daß er auf Lebenszeit das Herzogtum Lothringen erhielt, das anschließend an Frankreich fallen sollte und fiel. Der amtierende Herzog von Lothringen verzichtete auf sein Erbe, weil er die Hand der Kaisertochter Maria Theresia erhielt. Dieses Geschäft fällt aber schon in die Zeit Ludwigs XV.

Die Französische Revolution von 1789 führte, wie Sie wissen, dazu, daß die übrigen europäischen Staaten versuchten, dort einzumarschieren, um die alte Ordnung wiederherzustellen. Dieser Versuch scheiterte aber, und die Revolutionstruppen stießen nach Osten bis an den Rhein vor. Kaiser und Reich sahen sich gezwungen, mit Frankreich den Frieden von Lunéville abzuschließen und das linke Rheinufer an das revolutionäre Frankreich abzutreten. Die betroffenen Fürsten wurden im sog. Reichsdeputationshauptschluß²⁴ von 1803 durch die Säkularisierung der geistlichen Staaten entschädigt.

²⁴ Dieses Wortmonstrum besteht aus den Teilen "Reichsdeputation", d.h. ein Ausschuß des Reichstages in Regensburg, und "Hauptschluß", also endgültiger Beschluß.

Der Wiener Kongreß gestaltete die Verhältnisse am Rhein erneut um. Die französischen Eroberungen nach 1789 wurden rückgängig gemacht, aber auch die vorrevolutionären Einzelstaaten wurden nicht wieder hergestellt. Statt dessen wurde Preußen als die dominierende Macht am Mittelrhein etabliert:



Die Pfalzgrafschaft bei Rhein wurde, sehr zum Verdruß des wittelsbachischen Königs von Bayern, nicht wieder hergestellt, sondern dort erstreckt sich nun das Großherzogtum Baden. Als Entschädigung erhielt Bayern aber ein Gebiet auf der linken Rheinseite. Als dann nach dem Krieg von 1870/1 Elsaß-Lothringen (auf der Karte blaßgrün) zum Deutschen Reich kam, verlief der Rhein wieder vollständig im Innern des deutschen Staatsgebietes.

Wir wollen an dieser Stelle einen Augenblick innehalten und uns fragen, wo denn nun sinnvollerweise die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich verlaufen sollte. Jenseits der juristischen Verhältnisse, wie sie im Mittelalter durch die Lehnsabhängigkeit der Territorien, in der Neuzeit auch durch die abgeschlossenen Verträge gegeben war, bietet sich die Sprache an: wo französisch gesprochen wird, sollte demnach Frankreich sein, so deutsch gesprochen wurde, Deutschland. Das funktionierte im Mittelalter nicht, weil die Reichsgrenze ein ganzes Stück weiter westlich verlief und viele französischsprachige Gebiete zum deutschen Reich gehörte; man spricht geradezu von den Reichsromanen, und z.B. der deutsche König Heinrich VII. fand nichts dabei, für sie Urkunden in französischer Sprache auszustellen. Der Gedanke, die Sprache zur Grundlage einer Grenzziehung zu machen, kommt erst im "vernünftigen, aufgeklärten" 18. Jahrhundert auf. So ließen sich Ansprüche begründen, die eigentlich machtpolitisch motiviert waren. Im späten 18. und im 19. Jahrhundert wird der Gedanke dann pervertiert und man verlangt, sobald die Sprachgrenze erreicht ist, die "natürliche" Grenze, für die man geographische Begründungen anführt. Als "natürliche" Grenze zwischen Deutschland und Frankreich wird jetzt der Rhein definiert. Dasselbe Problem gibt es übrigens für die Nordgrenze Italiens, für das als "natürliche" Grenze der Alpenkamm definiert wird, obwohl die Sprachgrenze in Südtirol verläuft.

Der 1. Weltkrieg endete bekanntlich mit der Niederlage der sog. Mittelmächte Deutschland und Österreich-Ungarn. Zu den Verliererstaaten wurden ferner Bulgarien und die Türkei gezählt. 1919 erfolgte in Paris und seiner Umgebung die Konferenz der Siegerstaaten, wobei die USA, deren Eingreifen 1917 letztlich den Krieg entschieden hatte, aber ausgebootet wurden. Die Verhandlung erfolgten mit Deutschland in Versailles, mit Österreich in St. Germain, mit Ungarn in Trianon, mit Bulgarien in Neuilly und mit der Türkei in Sèvres²⁵. (Daher der Ausdruck "Pariser Vorortverträge".)

Es ist aber nicht zutreffend, von Friedens"verhandlungen" zu sprechen, denn die Bedingungen wurden allein von den Siegermächten festgelegt. Die Verlierer mußten sie annehmen, ohne überhaupt darüber verhandeln zu dürfen. Die Regelungen beruhten auf der These, daß allein die Mittelmächte die Schuld am Kriege trugen und deshalb für alle entstandenen Schäden aufkommen, also Reparationen leisten mußten. Daß diese These falsch war, muß man heute nicht mehr eigens erläutern. Es war das Unglück Europas, daß der 1. Weltkrieg nicht durch einen wirklichen Friedensvertrag abgeschlossen wurde.

Wenn wir jetzt auf den Rhein schauen, so sehen wir, daß Elsaß-Lothringen (selbstverständlich) wieder zu Frankreich kam. Darüber hinaus wurde aber das gesamte Gebiet links des Rheines und einige Gebiete rechts des Rheines von französischen Truppen besetzt (rot auf der Karte):

²⁵ Die Regelungen von Sèvres wirken bis heute nach, denn damals wurden sämtliche Inseln der Ägäis Griechenland zugesprochen, so daß die griechisch-türkische Grenze praktisch an der Westküste der Türkei verläuft. Deshalb ist der Weg aus der Türkei auf eine dieser Inseln so kurz.



Diese Truppen sollten in zwei Schritten abgezogen werden, sobald Deutschland die Reparationen bezahlt hätte. Dabei setzte Frankreich mit Vorliebe Soldaten aus den Kolonien ein, also Leute mit dunkler Hautfarbe. Das war offenkundiger Rassismus und sollte die deutsche Bevölkerung bewußt demütigen. Man sprach entsprechend in der Presse auch von der "schwarzen Schmach". Als die deutschen Zahlungen nicht in der gewünschten Geschwindigkeit erfolgten, besetzte Frankreich zusätzlich die Gebiete, die auf der Karte grün markiert sind, also vor allem das Ruhrgebiet, um dessen industrielle Produktion direkt abführen zu können. Das Deutsche Reich reagierte darauf mit einem Generalstreik in diesen Gebieten. Dieser sog. Ruhrkampf heizte aber die Inflation in Deutschland weiter an, mit den bekannten Folgen.

Es bedarf keiner Begründung, daß besonnene Politiker wie etwa Gustav Stresemann oder Aristide Briand in dieser Situation einen schweren Stand hatten; Stresemann ist ja dann auch ermordet worden. Schließlich kam 1926 der Vertrag von Locarno zustande, der die Räumung der besetzten Rheinlande vorsah, die zugleich aber entmilitarisiert wurden, d.h. die Reichswehr durfte dort nicht tätig werden. Es war einer der ersten außenpolitischen Erfolge Hitler, daß er 1936 in dieses entmilitarisierte Gebiet einmarschieren konnte, ohne daß dies Folgen hatte.

1919 wurde auch das Saarland erfunden. Es war vor allem wegen seiner Bodenschätze wirtschaftlich interessant. Das Gebiet wurde unter französische Verwaltung gestellt; nach 15 Jahren sollte eine Volksabstimmung stattfinden, ob es künftig zu Frankreich oder zu Deutschland gehören sollte. Diese Abstimmung fand 1935 tat-

sächlich statt und fiel gegen Frankreich aus. Nach 1945 wurde das Saarland erneut wirtschaftlich an Frankreich angegliedert, aber erneut erfolgte 1956 in einer Volksabstimmung die Entscheidung für die deutsche Option.

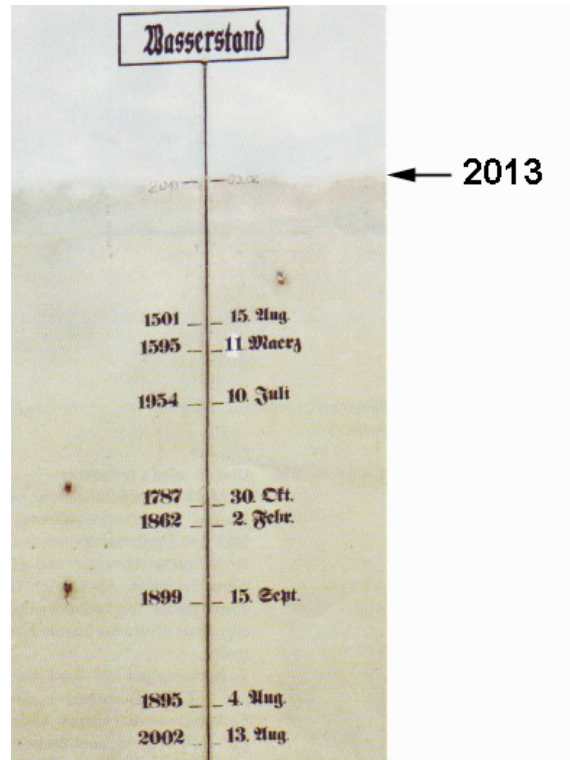
II. TEIL: MOBILITÄT AUF DEM WASSER UND ÜBER DAS WASSER – SCHIFFE, HOCHWASSER, BRÜCKEN

9. KAPITEL: DIE FLÜSSE ALS VERKEHRSWEGE

WIE WIR NUN SCHON MEHRFACH gehört haben, waren im Mittelalter die Flüsse die wichtigsten und effektivsten Verkehrswege. Das ist übrigens auch heute noch so. Eine ernsthafte Konkurrenz erwuchs der Schifffahrt erst durch die Eisenbahn im 19. Jahrhundert. Deren erste Strecke wurde 1804 in England gebaut; auf dem Kontinent begann sie mit der Strecke von Nürnberg nach Fürth 1835.

Allerdings müssen wir beachten, daß die Flüsse bis ins 18. Jahrhundert anders aussahen als heute. Ich habe bei der Vorstellung des Rheins schon darauf hingewiesen, daß er sich bis zur Regulierung im 19. Jahrhundert schlangenförmig und weitausholend ("mäandrierend", wie man mit Bezug auf den Fluß Mäander in Kleinasien zu sagen pflegt) durch die Rheinebene zog und dabei seinen Lauf ständig änderte. Das galt übrigens auch für die Donau, so daß etwa das Kloster Niederaltaich bald auf dem linken, bald auf dem rechten Flußufer lag. Probleme brachte auch der schwankende Wasserstand mit sich: Niedrigwasser bis zum Austrocknen der Flüsse – letzteres wird sowohl für den Rhein als auch für die Donau ausdrücklich in den Quellen berichtet – und umgekehrt Hochwasser mit weitausgreifenden Überschwemmungen, die zum weiträumigen Verlust von Ackerland führen konnten.

Das Hochwasser in Passau zu erwähnen, erscheint fast überflüssig. Soweit Sie damals schon hier waren, erinnern Sie sich an das Hochwasser von 2013. Auf dieser Aufnahme, die ich damals selbst gemacht habe



sehen Sie noch die Wandfeuchte nach dem Ereignis. Hochwasser in Passau ist aber nicht erst die Folge der modernen Flußregulierung. Den höchsten Wasserstand erreichte die Donau im Jahre 1505. Zeugnis dafür ist folgender Gedenkstein in der Roßtränke²⁶:



... an unser frawentag der scheidung (= 15. August) ist die wasserguss gangen an das kreuz.

²⁶ Leider kein gutes Bild. Aber was nicht ist, kann ja noch werden.

Das grundsätzliche Problem beschreibt aber schon Enea Silvio Piccolomini, der spätere Papst Pius II., in einem Brief vom 22.7.1444²⁷: "Die Stadt selbst ist langgestreckt und wäre fast eine Insel. wenn man vom Inn in die Donau einen Graben zöge; denn die Entfernung des einen Flusses vom andern beträgt kaum fünfhundert Schritt."

Ein drittes Problem neben Hoch- und Niedrigwasser war das Eis im Winter. Auch wenn die Flüsse im Hochmittelalter eher selten ganz zufroren, konnte doch der Eisgang eine erhebliche Gefahr für die Schifffahrt und für die Brückenarchitektur darstellen. Vom 14. Jahrhundert an verschärfte sich dieses Problem dann mit den generell fallenden Temperaturen.

Weiterhin muß man bedenken, daß das Wasser auch im normalen Flußbett oft nicht gleichmäßig floß, sondern durch Untiefen und Sandbänke verzögert und durch Stromschnellen beschleunigt wurde. Die berühmteste Gefahrenstelle dieser Art ist natürlich die Loreley über dem rechten Rheinufer kurz vor St. Goar und Goarshausen:

²⁷ Enea Silvio Piccolomini, Briefe. Dichtungen (München 1966; Die Fundgrube 16) S. 129–139, hier S. 136.

Die Lorelei

Heinrich Heine 1797-1856

Friedrich Silcher 1789-1860

Mäßig langsam



1. Ich weiß nicht, was soll es be = = deu = = ten, daß
 2. Die schön = = fle Jung frau sit = = zet dort
 3. Den Schif = fer im klei = = nen Schif = = fe er =



1. ich so trau = rig bin; — ein Mär = chen aus al = ten Zei = ten, das
 2. o = ben wunder = bar; — ihr gold = nes Geschmei = de blit = zet, sie
 3. greift es mit wil = dem Weh; — er schaut nicht die Fel = sen = rif = fe, er



1. kommt mir nicht aus dem Sinn. — Die Luft — ist kühl, und es
 2. kämmt ihr gol = de = nes Haar; — sie kämmt es mit gol = de = nem
 3. schaut nur hin = auf in die Hö = h. — Ich glau = be, die Wel = len ver =



1. dun = kelt, und ru = hig fließt — der Rhein, — — — — — der
 2. kam = me und singt ein Lied — da = bei, — — — — — das
 3. schlin = gen am En = de Schif = fer und Kahn, — — — — — und



1. Gip = fel des Ber = ges fun = kelt im A = bend = son = nen = schein.
 2. hat ei = ne wunder = sa = me, ge = wal = ti = ge Me = lo = dei. —
 3. das hat mit ih = rem Sin = gen die Lo = re = lei ge = tan. —

"Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
 Daß ich so traurig bin?
 Ein Märchen aus alten Zeiten,
 Das kommt mir nicht aus dem Sinn.
 Die Luft ist kühl, und es dunkelt,
 Und ruhig fließt der Rhein.
 Der Gipfel des Berges funkelt
 Im Abendsonnenschein.

Die schönste Jungfrau sitzet
 Dort oben wunderbar.
 Ihr goldnes Geschmeide blitzet.
 Sie kämmt ihr goldenes Haar.

Sie kämmt es mit goldenem Kamme
Und singt ein Lied dabei.
Das hat eine wunderbare,
Gewaltige Melodei.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh.
Er schaut nicht die Felsenriffe;
Er schaut nur hinauf in die Höh'.
Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende Schiffer und Kahn.
Und das hat mit ihrem Singen
Die Loreley getan.

Tatsächlich waren es die schwierigen und unberechenbaren Strömungsbedingungen, die zu den zahlreichen Schiffbrüchen an dieser Stelle führten, die beiläufig bemerkt selbst heute noch nicht ganz ungefährlich ist. Die Loreley hat übrigens mehrere Kolleginnen an anderen Flüssen.

Über tödliche Schiffsunglücke im Personenverkehr wird in den Quellen mehrfach berichtet. So ertrank 1090 der Salzburger Erzbischof in der Salzach im Anblick seiner Bischofsstadt, als er anreiste, um dort sein neues Amt anzutreten, weil sein Schiff plötzlich aus bis heute ungeklärten Ursachen im Wasser versank. Ebenso ertrank der Bischof von Freising Leopold von Sturmburg am 5. August 1381 in der Isar. Man muß hinzufügen, daß im Mittelalter nur wenige Menschen schwimmen konnten, und das gilt auch für die Hochseefahrer. Zwei Ausnahmen sind überliefert: Kaiser Otto II. entging 982 seiner Gefangennahme durch griechische Piraten, indem er ins Meer sprang und an Land schwamm. Als Heinrich IV. 1063 auf einem Schiff in Kaiserswerth entführt wurde, sprang er über Bord in den Rhein und versuchte schwimmend zu entkommen, was ihm aber dann doch nicht gelang.

Es gab aber auch menschengemachte Verkehrshindernisse. Dazu zählen alle Burgen am Rhein, die nämlich eigentlich Finanzämter waren. Von ihrer Höhe herab konnte man ankommende Schiffe erspähen, um von ihnen die Zollzahlung zu verlangen. Die ganze, heute so romantisch wirkende Perlenkette der Burgen am Rhein hat diesen brutalen Ursprung.

Um Schiffe am Weiterfahren zu hindern, konnte man eine eiserne Kette über den Fluß spannen und bei Bedarf hochziehen. Diese Methode funktionierte übrigens auch in größerem Maßstab. Die berühmteste aller Sperrketten war diejenige im Goldenen Horn bei Konstantinopel, die also einen ganzen Meeresarm abspernte und nur einmal 1203 durchbrochen wurde. Selbst bei der finalen Belagerung Konstantinopels durch die Türken 1453 wurde sie nicht geknackt.

Ein menschengemachtes Hindernis war ferner das sog. Stapelrecht, das sich zwar auch im Handel auf dem Lande, vor allem aber im Schiffsverkehr auswirkte. Demnach mußten an bestimmten Orten alle Handelswaren ausgeladen und den örtlichen Kaufleuten zum Kauf angeboten werden. Nur was diese nicht erwerben wollten,

durfte weiter transportiert werden. Etliche große Handelsstädte verdankten dieser Regelung ihren Reichtum, so etwas Köln. Aber auch Passau profitierte davon.

Hindernisse für den Schiffsverkehr waren ferner die Brücken, aber weniger wegen zu geringer Durchfahrtsbreite wie heute, sondern wegen der Durchfahrtsbreite. Die Brückenbögen waren schmal und zusätzlich durch Mühlen verengt, die dort angehängt waren, um die (in der Mitte des Flusses stärkere) Kraft der Strömung zu nutzen; sie waren ein ständiger Streitpunkt zwischen den Stadtbewohnern und der Schiffern. Das gleich galt für Fischernetze und Reusen.

Bei der Fahrt auf einem Fluß machte es einen himmelweiten Unterschied, ob es sich um eine Talfahrt oder eine Bergfahrt handelte. Die Talfahrt lief gewissermaßen von selbst; das Hauptproblem war dabei die Navigation, also das Ausweichen bei Sandbänken und anderen Untiefen und das Beherrschen tückischer Stromschnellen. Die Talfahrt konnte bei den großen Flüssen an deren Mündung aber auch unplanmäßig damit enden, daß das Schiff aufs Meer hinausgetrieben wurde.

Bei der Bergfahrt konnte man natürlich rudern, aber das ging nur für ganz kleine Boote. Die Standardmethode war das Treideln, d.h. die Schiffe wurden an Seilen vom Ufer aus durch Pferde gezogen; die Treidelpfade sind oft heute noch zu erkennen, nur daß sie eben im Mittelalter keiner gemütlichen Wanderwege für Touristen waren. Es kam auch vor, daß man die Schiffe durch Sträflinge ziehen ließ; diese "Hinrichtung auf Raten" war vor allem im habsburgischen Österreich bis ins 18. Jahrhundert in Gebrauch.

Die Schiffstypen waren vielfältig und oft den lokalen Besonderheiten und den Anforderungen bestimmter Waren abgepaßt. Bekannt sind z.B. die "Ulmer Schachteln", die von Ulm donauabwärts bis nach Ungarn führen. Ein "Schiffstyp" speziell für die Talfahrt waren riesige Flöße, die am Ziekort zerlegt und als Bauholz verkauft wurden. Mit der Erfindung der Dampfmaschine änderten sich im 19. Jahrhundert die Bedingungen völlig, da jetzt auch die Bergfahrt problemlos möglich war.

Erwähnen will ich abschließend auch, daß man schon im Mittelalter Anstrengungen unternommen hat, um das Wasserwegenetz ergänzend auszubauen. Karl der Große versuchte, eine Verbindung zwischen Main und Donau herstellen zu lassen, die sog. *fossa Karolina*, worüber auch Einhard berichtet. Der Plan scheiterte aber an den technischen Schwierigkeiten, ebenso wie ein ähnliches Projekt des bayerischen Königs Ludwig I. im 19. Jahrhundert. Gelungen ist dagegen ein Kanal von Lübeck zur Elbe im Jahre 1398.

10. KAPITEL: BRÜCKENBAU UND BRÜCKENSTÄDTE

IM FRÜHJAHR 1158 EREIGNETE sich in Unterföhring, ca. 20 km südlich von München, ein schreckliches Unglück: die dortige Isarbrücke stand in Flammen. Die Brücke war verkehrstechnisch sehr wichtig, denn dort überquerte die Fernstraße von Salzburg und Rei-

chenhall nach Augsburg die Isar; die Straße war schon zur Römerzeit eine der meistbefahrenen Ost-West-Verbindungen. Unterföhring lag im Gebiet des Bischofs von Freising, der auf der Brücke den Brückenzoll – wir würden heute sagen: die Maut – erhob, dafür aber im Gegenzug die Brücke baulich zu unterhalten hatte.

Der Bischof von Freising, übrigens kein Geringerer als Otto von Freising, der berühmteste Weltgeschichtsschreiber des Mittelalters, war entsetzt. Sein Entsetzen wandelte sich aber in Zorn und Empörung, als sich herausstellte, daß die Brücke von Agenten des Herzogs von Bayern, Heinrichs des Löwen, in Brand gesteckt worden war. Der Herzog ließ 20 km weiter nördlich seinerseits eine Brücke über die Isar bauen und zwang die Kaufleute, jetzt diese Brücke zu benutzen, auf der nun er den Zoll erhob. Ein wenig westlich der Brücke lag ein Wirtschaftshof des Klosters Schäftlarn. Die kleine Siedlung, die sich nun dort entwickelte, nannte man deshalb *apud monachos* (bei den Mönchen) oder verkürzt "München".

Es versteht sich von selbst, daß der Bischof die Gewalttat – im Grunde ein Akt des politischen Terrorismus – nicht hinnahm. Er erhob vielmehr Klage vor dem Kaiser, der beiläufig bemerkt sein Onkel war. Aber Barbarossa brauchte den Herzog für seine Italienpolitik und zwang deshalb am 14. Juni 1158 im sog. Augsburger Vergleich dem Bischof einen Kompromiß auf, der den Herzog einseitig begünstigte. Die darüber ausgestellte Urkunde



gilt als die Gründungsurkunde Münchens und wird heute als vermeintliche Zimelie im Panzerschrank des Bayerisches Hauptstaatsarchivs aufbewahrt. Die Regelung besagte, daß die Brücke in München bestehen blieb und der Herzog dem Bischof lediglich ein Drittel der Zolleinnahmen abzuliefern hatte.

Zwei Jahrzehnte später, 1180, war die Interessengemeinschaft zwischen Barbarossa und Heinrich dem Löwen zerbrochen, und der Kaiser hatte ihn als Herzog von Bayern und Sachsen abgesetzt. Nun erließ er am 13. Juli 1180 eine neue Urkunde betreffs München und der Isarbrücke:



In dieser Urkunde widerruft er den Schiedsspruch von 1158 und ordnet die Rückverlegung der Brücke nach Unterföhring und die Zerstörung Münchens an. Die Schäftlarnner Annalen berichten: "München wird zerstört, Föhring wieder aufgebaut."

Das ist aber falsch; das "Todesurteil" Münchens von 1180 wurde nicht vollstreckt, Die Münchner Stadtlegende führt das darauf zurück, daß sich die Siedlung in den zwei Jahrzehnten ihres Bestehens so gut entwickelt habe, daß man sie gar nicht mehr zerstören können. Die Wirklichkeit war banaler: der neue Herzog, den Barbarossa dem abgesetzten Heinrich nachfolgen ließ, erhielt das Herzogtum und das Herzogsgut nicht in demselben Umfang wie sein Vorgänger, sondern in arg geschrumpftem Zustand. Zu den Teilen

des Herzogsgutes, die der Kaiser der staufischen Familie vorbehielt, gehörte auch die Münchner Gegend, und so hatte er gar kein Interesse daran, das Urteil strikt durchzuführen.

Auf der anderen Seite war der bestehende Zustand auch für den Freisinger Bischof nicht ungünstig: er erhielt regelmäßig sein Drittel des Brückenzolls, ohne daß er sich um dessen Einziehung und den baulichen Unterhalt der Brücke kümmern mußte. Tatsächlich ist die Zahlung der Stadt München an das Bistum bis ins 19. Jahrhundert geleistet worden; sie überdauerte sogar die Säkularisation von 1803, bis sie schließlich 1852 durch eine Einmalzahlung abgelöst wurde. Die Isarbrücke lag übrigens bis ins 19. Jahrhundert außerhalb der Stadt, die ursprünglich kaum mehr als das Gebiet des heutigen Marienplatzes umfaßte. Der Straßenname "Isartor" hält das heute noch fest. Heinrich der Löwe selbst war nie in München und ist höchstens einmal auf der Isar unter der Brücke hindurch gefahren. Ihn interessierte nur der finanzielle Aspekt; ansonsten befaßte er sich mit seinem Lieblingsherzogtum Sachsen.

Wie dem auch sei, Sie sehen an der ganzen Affaire, wie bedeutsam eine Brücke als ganzjährig benutzbarer Flußübergang sein konnte. Es ist deshalb kein Zufall, daß mehrere Städte geradewegs nach ihren Brücken benannt sind, so etwa Innsbruck, Osnabrück, Saarbrücken usw.

Es gab eine ganze Reihe wichtiger Brücken. Auf die Bedeutung derjenigen in Frankfurt am Main habe ich im 2. Kapitel schon hingewiesen, aber auch das andere Frankfurt, dasjenige an der Oder, hatte eine bedeutende Brücke, die wohl sogar noch bekannter war; "zu Frankfurt an der Brücke" ist geradezu ein sprichwörtlicher Ausdruck. De weiteren wären zu nennen: die Karlsbrücke in Prag, die steinerne Brücke in Regensburg, die Rheinbrücke in Mainz, die bis auf Julius Cäsar zurückgeführt wurde, und außerhalb Deutschlands z.B. die Engelsbrücke in Rom, über die man zum Vatikan kommt, und natürlich die Brücke über die Rhône bei Avignon:



Eine solche Brücke zu bauen, ist ein technisch schwieriges Unternehmen. Sie sollte möglichst aus Stein sein, wenigstens aber steinerne Brückenpfeiler haben. Für die Brücke bei Avignon gibt es die Legende, daß sie ein Heiliger, ein Schäfer namens *Bénézet*, was im Okzitanischen so viel bedeutet wie Benedikt, ohne jede architektonische Kenntnis gebaut habe. 1660, als der Eisgang sie teilweise zerstört hatte, stand ein solcher Heiliger dann offenbar nicht mehr zur Verfügung.

Die Fundamente der steinernen Brücke in Regensburg wurden 1135 gelegt, als in einem besonders heißen Sommer die Donau buchstäblich ausgetrocknet war:



Der Unterhalt einer Brücke war mit laufenden und unter Umständen auch einmaligen Kosten verbunden. Deshalb gab es meist

eine städtischen Behörde, die ausdrücklich mit dieser Aufgabe betraut war, so z.B. in Passau ein Innbruckamt. Die Einnahmen dieser Behörde waren natürlich die Maut, die zu bezahlen war. Über deren Höhe gab es natürlich beständigen Streit, aber auch Regelungen, die festlegen, für welche Ware wieviel zu bezahlen ist. Die entsprechenden Akten können also eine interessante Quelle für die Wirtschaftsgeschichte sein. Aber auch wer die Brücke einfach nur so benutzen wollte, mußte bezahlen. Das war noch in der Zwischenkriegszeit bei dem Fußgängersteg über den Inn ganz hier bei uns in der Nähe; er hieß deshalb inoffiziell der "Fünferlsteg".

Eine typisch mittelalterliche Methode, größere Bauvorhaben, etwa einen völligen Neubau oder einen Wiederaufbau einer zerstörten Brücke zu finanzieren, war die Ausschreibung eines Ablasses. Um einen Ablass²⁸ seiner zeitlichen Sündenstrafen zu erlangen, mußte man ursprünglich selbst mit anpacken oder, wie die lateinische Formulierung lautet, seine *manus adiutrix* (seine helfende Hand) bereitstellen. Später war dies auch durch eine Geldspende für den entsprechenden frommen Zweck, den Bau einer Kirche oder eben einer Brücke, möglich.

An einer Brücke verengt sich der Verkehr. Deshalb ist ja auch so leicht möglich, dort einen Zoll zu erheben. Es kann aber auch zu Verkehrsproblemen kommen, wenn all zu viele Leute sie gleichzeitig und in gegensätzliche Richtung benutzen wollten. Das war z.B. ein Problem, wenn sich während der Heiligen Jahre in Rom die Pilger über die Engelsbrücke drängten. Im Jahre 1300 wurde Vorsorge getroffen und strikt angeordnet, daß sich jeder auf der linken Seite der Brücke zu halten habe, damit sich der Verkehr nicht überkreuzte und dadurch staute; wir wissen das, weil Dante in der Divina Comedia darauf anspielt. 1450 unterließ man diese Vorsicht, und so kam es zu einem Chaos, bei dem mehrere hundert Menschen von der Brücke stürzten und im Tiber ertranken.

Die Enge der Brücke, auf der man nicht nach rechts oder links ausweichen konnte, führte auch dazu, daß sie ein bevorzugter Ort für mörderische Überfälle war. So wurde am 15.9.1231 der bayerische Herzog Ludwig I. auf der Donaubrücke in Kelheim erschlagen (deshalb "Ludwig der Kelheimer"). Am 23.11.1407 ließ Herzog Johann von Burgund seinen Konkurrenten Ludwig von Orléans in Paris auf einer Brücke erschlagen, und umgekehrt der französische Thronfolger eben diesen Herzog Johann am 10.9.1419 auf der Brücke von Montereau, wohin er ihn zu Friedensverhandlungen eingeladen hatte; wir sprachen im 3. Kapitel davon.

In größerem Maßstab wurden etliche Schlachten dadurch entschieden, daß die Truppen eine Brücke überqueren mußten und so leicht angreifbar waren. Es gab z.B. die Schlacht an der Milvischen Brücke (wenige Kilometer nördlich von Rom) im Jahre 312 zwischen Maxentius und Konstantin dem Großen oder 1297 die Schlacht von Sterling Bridge – der Name spricht für sich – zwischen Engländern und Schotten.

²⁸ Ausführlicher zum Ablass im 7. Kapitel meiner Vorlesung "Die Kreuzzüge".

Wenn man die Brücke nicht halten konnte, pflegte man sie zu zerstören, um dem Feind die Verfolgung unmöglich zu machen oder sie doch wenigstens zu verzögern. Die Formulierung "alle Brücken hinter sich abbrechen" ist ja sprichwörtlich. Noch am Ende des 2. Weltkriegs versuchte die Wehrmacht so, den Vormarsch der Alliierten aufzuhalten; bekannt ist in diesem Zusammenhang etwa die Brücke von Remagen, deren Zerstörung nicht gelang.

Die Bedeutung der Brücken wird schließlich auch noch durch die Brückenheiligen betont, deren Statuen an den Brückenköpfen aufgestellt werden. Der bekannteste ist wohl der heilige Nepomuk (auch in Passau an der Hängebrücke). Seine Beziehung zu Brücke und Wasser ist aber seltsam banal: Nepomuk war der Beichtvater der böhmischen Königin. Der krankhaft eifersüchtige König wollte von ihm erfahren, was die Königin in der Beichte geoffenbart hätte. Der Beichtvater lehnte aber diesen Bruch des Beichtgeheimnisses ab, weshalb der König ihn in der Moldau ertränken ließ.

11. KAPITEL: ALTERNATIVE – ÜBERREGIONALE FORTBEWEGUNG ZU LANDE

SELBSTVERSTÄNDLICH ERFOLGTE der mittelalterliche Verkehr nicht nur auf dem Wasser; das wäre ja schon allein geographisch unmöglich gewesen. Beim Verkehr zu Lande müssen wir unterscheiden zwischen Fußgängern und Reitern auf der einen Seite und Waren (in geringerem Maße auch Personen), die transportiert wurden, auf der anderen Seite. Militärischer Verkehr war in der Regel Fußverkehr. Nur die Kommandanten und Elitetruppen waren beritten; das war übrigens noch im 2. Weltkrieg so. Zu Fuß gingen die wandernden Handwerker und die Scholaren, also die wandernden Studenten. Zu Fuß gingen aber auch bestimmte Waren, nämlich die Tierherden. Es wurden z.B. regelmäßig große Rinderherden aus Ungarn nach Deutschland getrieben und dort verkauft; also ganz ähnlich wie bei den Cowboys im Amerika des 19. Jahrhunderts. Zu Fuß gingen schließlich definitionsgemäß auch die frommen Pilger, die nach Rom oder Santiago unterwegs waren.

Wenn die Waren gefahren wurden, stellte sich das Problem der Zugtiere. Die Wagen selbst waren in der Regel vierrädrige Gefährte, die hoch beladen wurden und oft bedenklich schwankten; aber davon später mehr. Als Zugtiere dienten im frühen Mittelalter durchweg Ochsen. Sie ließen sich leicht einspannen, hatten aber einen entscheidenden Nachteil: sie gingen unendlich langsam. Pferde waren im Prinzip eine bessere Alternative: sie waren ausdauernder und gingen schneller, aber da Zaumzeug drückte ihnen die Brust zusammen, und das machte alle Vorteile wieder zunichte, Erst als das Kummet erfunden wurde, das die Last besser verteilte, konnten die Vorzüge des Pferdes genutzt werden.

Ein weiteres Transporttier war der Esel. Er ist weniger kräftig, hat aber in schwierigem Gelände den Vorteil der Trittsicherheit, was an seiner Herkunft aus gebirgigen Gegenden der nordafrikanischen Steppe liegt. Er gilt als stur, aber auch das liegt an seiner Herkunft: wenn er auf etwas stößt, das er nicht kennt und das ihm unheimlich ist, bleibt er stehen und schaut sich das Ganze erst einmal in aller Ruhe an. Da Pferd reagiert dagegen anders: es ist ein Lauf- und Fluchttier; wenn es erschrickt, "geht es durch". D.h. es rennt in Panik weg, was dem auf ihm sitzenden Reiter unter Umständen sehr schlecht bekommen kann. Im Herkunftsgebiet des Esels wäre eine solche Reaktion ausgesprochen töricht. Wenn man die Kraft und Ausdauer des Pferdes und die Trittsicherheit des Esels miteinander verbinden will, kann man sie kreuzen: ein Pferdehengst und eine Eselsstute ergeben dann einen Maulesel; ein Eselshengst und eine Pferdestute erbringen ein Maultier. Leider sind Maulesel und Maultier steril; sie können sich also nicht fortpflanzen, und die die Kreuzung muß jedesmal aufs Neue erfolgen.

Beim Transport müssen wir jetzt noch unterscheiden zwischen dem lokalen Verkehr, mit dem etwa die Güter zum Wochenmarkt oder die Abgaben zum Grundherrn gebracht werden, und dem Fernhandelsverkehr. Im regionalen Verkehr konnte der Grundherr verlangen, daß seine Bauern ihm die "Hand- und Spanndienste" leisteten, d.h. die Güter mit eigenen Karren und Zugtieren beförderten. Das konnte zu Konflikten führen, wenn dieselben Tiere etwa zum Bestellen der Felder gebraucht wurden.

Im Fernverkehr trat dieses Problem nicht auf, aber es gab andere Gefahren. Zum einen konnte dem Handelszug ein Unfall passieren: die Achse oder das Rad brach, oder der Wagen kippte um, und die Waren fielen auf die benachbarte Wiese. In diesem Fall trat ein ganz altertümliches Recht in Kraft, die sog. Grundruhr. Sie besagte, daß das Eigentum an den Waren des verunfallten Wagens auf den Besitzer des Grundstücks übergeht, auf das sie gefallen waren. Das ist schwer zu verstehen, aber dahinter steht die Vorstellung, daß der Unfall nicht auf ein zufälliges Unglück zurückgeht, sondern irgendwie von den höheren Mächten veranlaßt wurde. Das Wort "Mißgeschick" deutet diese Vorstellung an. Die Kaufleute haben dieses Recht natürlich bekämpft und sich dabei allmählich auch durchsetzen können.

Konkreter waren die Gefahren, die dem Fernhandel durch Räuber drohten. Deshalb waren die Herren der Gebiete, durch welche eine Straße führte, verpflichtet, den Reisenden sicheres Geleit zu gewähren. Häufig wurde den Kaufleuten und auch anderen Reisenden vom König oder zuständigen Landesherrn ein Geleitbrief ausgestellt, der den lokalen Gewalten befahl, dieses Geleit zugewähren. Ein solcher Schutzbrief, der zugleich auch eine Reiseerlaubnis bedeutete, heißt *littera passus*; er ist der Vorläufer der heutigen Reisepässe. Für die Gewährung des Geleites durften Gebühren erhoben werden. Oft genug beschränkte sich die Tätigkeit des Geleitpflichtigen aber auf das Einheben dieser Gebühren, und ein wirksamer Schutz der Reisenden unterblieb.

Schauen wir uns jetzt die Wege an, auf denen die Reisen zu Lande erfolgten. Bei den Straßen denkt man natürlich sofort an die Römerstraßen:



(Sie sehen blau die Flüsse, violett den Landlimes und rot die wichtigsten Straßen aus römischer Zeit.)

Diese Straßen blieben in Süddeutschland in der Tat wichtig; von der Ost-West-Verbindung, die bei Unterföhring/München die Isar überschreitet, war im vorigen Kapitel ja schon die Rede. Diese Straßen waren allerdings nur nach militärischen Gesichtspunkten angelegt, nicht im Interesse der Bevölkerung oder des Handels. Freilich entwickelten sich an diesen Straßen und ihren Kreuzungspunkten und auch an den römischen Kastellen zivile Siedlungen wie etwa Augsburg und Regensburg. Die römischen Straßen dienten dazu, die Soldaten schnell an die Grenze zu bringen, aber dieser Vorteil kehrte sich am Ende der Antike um, denn jetzt ermöglichten sie den andringenden Germanen, schnell ins Innere des Reiches vorzustoßen.

Es gab aber nicht nur die römischen Straßen, sondern auch andere überregionale Verbindungsweg, deren Gebrauch zum Teil weit in die germanische und keltische Vergangenheit zurückreichte, und in einigen Fällen noch darüber hinaus in vorgeschichtliche Zeit. Eine solche *via regia* war nicht so schön genormt wie eine römische Straße, aber ebenso befestigt durch Pflasterung



oder ggf. auch als Bohlenweg mit Hilfe von Holzknüppeln, was etwa in sumpfigem Gelände viel praktischer war:



Als Beispiele solcher Straßen könnte man etwa den Hellweg durch Westfalen nennen, den Rennsteig bei Würzburg oder auch den Goldenen Steig, der von Passau nach Böhmen führt. Übrigens folgen etliche heutige Autobahnen dem Verlauf dieser uralten Straßen.

III. TEIL: DIE ELBE

Die Elbe entspringt im Riesengebirge, also dem Grenzgebirge zwischen Böhmen und Schlesien, und zwar direkt an dessen höchstem Berg, der Schneekoppe. Sie fließt zunächst in südlicher Richtung nach Böhmen, wobei sie noch gar nicht "Elbe" heißt, sondern "Labe", was aber phonetisch ja kein großer Unterschied ist. Es gibt ein ähnlich klingendes tschechisches Wort, das der Schwan bedeutet, aber ob da ein Zusammenhang besteht, weiß ich nicht, und auch nicht, ob er später poetisch hineininterpretiert wurde.

Die erste wichtige Stadt, die der Fluß auf seinem Weg nach Süden erreicht, ist Hradec Králové oder auf deutsch Königgrätz. Dort fand 1866 eine große Schlacht zwischen den Preußen und den Österreichern statt, in der letztere unterlagen. Diese Niederlage ermöglichte es Bismarck, die deutschsprachigen Gebiete der Habsburger aus Deutschland hinauszudrängen, zu dem sie seit tausend Jahren unbestritten gehört hatten, und 1871 das Deutsche Reich unter rein preußischer Dominanz zu gründen.

Anschließend macht die Elbe einen Bogen nach rechts, also nach Westen, wobei sie nördlich von Prag vorbeifließt und die Moldau in sich aufnimmt. Dann kommt sie zu den Ausläufern des Erzgebirges, das sie im sprichwörtlichen Elbsandsteingebirge durchquert. Sie erreicht dann Dresden, Meißen und Wittenberg, gelangt sodann nach Magdeburg und erreicht schließlich in einer weiten Linkskurve nach Hamburg. Von dort ist es dann nicht mehr weit bis in die Nordsee.



12. KAPITEL: WIDUKIND UND DIE SACHSEN

BEREITS IM 2. KAPITEL HABEN wir gehört, daß Karl der Große in einem anderthalb Jahrzehnte dauernden Krieg die Sachsen seiner Herrschaft unterwarf und so sein Reich bis an die Nordsee ausdehnte. Die Bedeutung dieses Unternehmens in Karls Agenda erkennt man, wenn man die Liste seiner Feldzüge aufstellt:

772	Sachsen
773	Langobarden
774	Langobarden
775	Sachsen und Langobarden
776	Langobarden
777	Sachsen
778	Spanien
779	Sachsen
780	Sachsen
781	Rom
782	Sachsen
783	Sachsen
784	Sachsen
785	Sachsen
786	Thüringen und die Bretagne
787	Rom und Benevent

Da Staat und Religion in der Spätantike und im frühen Mittelalter untrennbar miteinander verbunden waren – wie übrigens auch im oströmischen Reich und im Islam –, bedeutete dies für die Sachsen auch: Taufe und Annahme des Christentums. Es ist deshalb müßig zu fragen, ob Karl Sachsen eroberte, um die Sachsen zu christianisieren oder ob er Sachsen eroberte und dann die dortigen Bewohner zu Christen machte.

Bis auf die formale Taufe auch eine innere Annahme der christlichen Lehre erfolgte, dauerte es noch sehr lange. Karl versuchte, durch weltlichen Zwang die heidnischen Bräuche und Vorstellungen auszurotten, aber er scheiterte damit weitgehend; einzelne dieser Bräuche haben sich – heute als Aberglaube bezeichnet – im Grunde bis in die Gegenwart gehalten. Kurioserweise tragen im Deutschen bis heute drei der sieben Wochentage die Namen heidnischer Götter: Dienstag (Tag des Ziu), Donnerstag (Tag des Donar) und Freitag (Tag der Freia); im Englischen lebt sogar Wotan noch im Mittwoch, dem Wednesday, weiter.

Es gab die Möglichkeit, den Neuchristen die Machtlosigkeit ihrer alten Götter vor Augen zu führen: so ließ z.B. Bonifatius die Donareiche fällen und die Irminsul zerstören. Erfolgreicher war aber die Praxis, heidnische heilige Orte christlich umzuformen und umzudeuten, indem man genau dort Kirchen und Klöster errichtete. So konnte etwa eine heidnische heilige Quelle sehr gut im Zentrum eines Klo-

sterkreuzganges weitersprudeln. Ein bekanntes Beispiel sind auch die finsternen Externsteine,



die durch Anbringung eines Kreuzesreliefs christlich überformt wurden:



Der Held des sächsischen Widerstandes gegen Karl den Großen war Widukind, allerdings in dem Sinne, daß er in Kriegszeiten die Sachsen anführte, die ansonsten keinen geschlossenen Staat bildeten. Einen solchen militärischen Anführer nannte man in altniederdeutscher Sprache *heritogo*, althochdeutsch *herizogo*, von "Heer" und "ziehen". Daraus wurde dann "Herzog", und der Ausdruck wurde gleichgesetzt mit dem spätantiken lateinischen Amtstitel *dux*, der ja etwa beim venezianischen Dogen weiterlebte.

Über Widukind machen die zeitgenössischen Quellen aber nur wenige Angaben. Es wird erwähnt, daß er auf dem Reichstag von Paderborn, auf dem Karl 777 seine ersten Erfolge über die Sachsen feierte, als einziger der sächsischen Adligen nicht erschienen sei, sondern nach Dänemark floh, aber sicher ist dieser Bericht nicht. Deshalb müssen wir auch den Bericht, daß er 785 in Attigny getauft worden sei, wobei Karl selbst sein Taufpate gewesen sei, mit Skepsis betrachten. Er soll einen Sohn Wikbert und einen Enkel Walbert gehabt haben, aber damit verlieren sich die Spuren seines Geschlechtes. Wirkliche Karriere machte Widukind erst in der nostalgischen Rückschau. In Enger (5 km westlich von Herford) wurde eine karolingische Kirche als seine Gründung und auch Grablege betrachtet, wie 975 die Legende berichtet, und als solche vom ottonischen Königshaus gefördert. Sein Ansehen steigerte sich weiter im späten Mittelalter und dann auch in der Geschichtsdeutung jener Kreise, die Karl den Großen als französischen, als welschen Ausländer und Sachsenschlächter ablehnen.

Ein etwas entfernterer Verwandter Widukinds ist sein Namensvetter Widukind von Korvey – jedenfalls, wenn wir den Angaben dieses Autors glauben wollen. Er war Mönch im Kloster Korvey (oder Corvey); dieses jetzt säkularisierte Kloster lag bei Höxter, ca. 50 km nordwestlich von Göttingen an der Weser. Die Kirche ist eine heute noch eindrucksvoller romanischer Bau mit einem mächtigen Westwerk.

Widukind schrieb zunächst ein paar Heiligenlegenden und verfaßte dann um 970 drei Bücher über die sächsische Geschichte (*Rerum Gestarum Saxoniarum libri III*), wobei er im Vorwort bemerkt, nachdem er durch die Legenden seine religiösen Pflichten erfüllt habe, könne er sich jetzt interessanteren Themen zuwenden. Widukind ist eine wichtige Quelle – wir werden ihn noch mehrmals benutzen, aber er bedient der Technik der Tatsachenauswahl, um die Bedeutung der Karolinger herunterzuspielen und die Rolle der

Sachsen zu überhöhen. So erwähnt er z.B. die Kaiserkrönung Karls des Großen mit keinem Wort.

Mit Korvey haben wir soeben die Weser erwähnt, einen ebenfalls nicht unwichtigen Fluß, der aber im Titel der Vorlesung keinen Platz mehr gefunden hat. Sie ist historisch auch nicht so bedeutsam. Trotzdem wollen wir einen kurzen Blick auf sie werfen:



Sie hat zwei Quellflüsse, die Fulda und die Werra. die Fulda entspringt in der Rhön, direkt an deren höchstem Berg, der Wasserkuppe, und passiert als wichtigste Stadt Kassel. Die Werra kommt aus dem Thüringer Wald und fließt westlich an Eisenach vorbei. Bei Hannoversch-Münden vereinigen sich beide und heißen seitdem Weser. Im hessischen Erdkundeunterricht lernt man dazu den Merkers:

Wo Fulda sich und Werra küssen,
sie ihren Namen büßen müssen.

Wegen der drei Namen Fulda, Werra und Weser nennt sich Hannoversch-Münden anmaßenderweise "Drei-Flüsse-Stadt", aber das ist Unsinn, denn "Werra" und "Weser" ist das gleiche Wort, nur in unterschiedlichem Dialekt. Der Name lautet althochdeutsch *Wesera*. Daraus kann man entweder die mittlere Silbe weglassen, dann entsteht über *Wesra* die Form *Werra*, oder man läßt das auslautende *a* weg und bekommt *Weser*. Es handelt sich also nur um die einfache Einmündung der Fulda in die Werra-Weser.

Diese passiert auf ihrem Weg nach Norden die Rattenfängerstadt Hameln und erreicht durch den Gebirgsdurchbruch der Porta Westfalica die norddeutsche Ebene. Kurz vor Bremen mündet die Aller. Dort liegt jenes Verden, wo Karl der Große die 3000 Sachsen *delocavit* / *decollavit*. Bremen liegt, wie Sie wissen, noch nicht an der Nordsee, sondern hat dort seine Dependance Bremerhaven. Bremen mit der Weser ist gewissermaßen das westliche Gegenstück zu Hamburg mit der Elbe. Die beiden Städte hängen eng zusammen,

und auch der Bischofssitz wechselt im Mittelalter mehrfach zwischen ihnen hin und her.

13. KAPITEL: DIE OTTONEN UND DIE OSTEXPANSION DES DEUTSCHEN REICHES

"HERR HEINRICH SITZT am Vogelherd, recht froh und wohlgenut;
Aus tausend Perlen blitzt und blinkt der Morgenröte Glut.
Er lauscht und streicht sich von der Stirn das blondgelockte Haar:
Ei doch! was sprengt denn dort herauf für eine Reiterschar?
Herr Heinrich tritt hervor und spricht: "Wen sucht ihr da, sagt an!"
Da schwenken sie die Fähnlein bunt und jauchzen: "Unsern Herrn! –
Hoch lebe Kaiser Heinrich! – Hoch des Sachsenlandes Stern!"
Dies rufend knien sie vor ihn hin und huldigen ihm still,
Und rufen, als er staunend fragt: " 's ist Deutschen Reiches Will! "

Mit dieser Ballade schildert Johann Nepomuk Vogl, wie Heinrich I. 919 erfahren habe, daß er zum deutschen König gewählt worden war. Vor hundert Jahren mußte man so etwas im Schulunterricht auswendig lernen. Es gibt für diesen Text eine schwungvolle Vertonung durch Carl Loewe, aber diese Vertonung ist leider auch das Beste an der ganzen Ballade. Inhaltlich ist nämlich praktisch alles falsch: ein mittelalterlicher Hochadliger fing nicht mit Leimruten Vögel, um sie anschließend im Herd zu braten; wenn er auf die Jagd ging, tat er dies mit dem Falken. Er war auch nicht überrascht von der Wahl, denn er hatte ihr schon im Vorfeld zugestimmt. Kaiser ist König Heinrich I. nie geworden; Widukind von Korvey behauptet sogar, er habe selbst die kirchliche Salbung und Königskrönung abgelehnt. Und wie es mit dem Willen des "Deutschen Reiches" aussah, müssen wir jetzt erst einmal überlegen.

Ganz so glatt und harmonisch, wie die Ballade uns glauben machen will, liefen die Vorgänge nämlich nicht ab. Mit dem Ende der karolingischen Zeit gingen Frankreich und Deutschland endgültig getrennte Wege. In Deutschland kam es zur Wahl Konrads I., eines entfernteren Verwandten der Karolinger, der von 911 bis 918 König war, aber keinerlei Autorität erwerben konnte. Seine einzige wirkliche Leistung bestand darin, daß er auf dem Totenbett empfahl, als seinen Nachfolger Herzog Heinrich von Sachsen zu wählen, und daß es ihm gelang, seinen Bruder Eberhard davon abzubringen, eigene Ansprüche auf die Krone zu erheben.

In der Tat erfolgte dann im Mai 919 diese Wahl in Fritzlar durch Vertreter der Franken und Sachsen. Fritzlar liegt etwa 30 km südwestlich von Kassel, also gerade noch in Franken, aber schon nahe der sächsischen Grenze, war also sehr bewußt ausgewählt. Die Wahl des sächsischen Herzogs bedeutete einen bemerkenswerten Paradigmenwechsel: das von Karl dem Großen gewaltsam eroberte und gewaltsam christianisierte Sachsen sollte jetzt zum Kernland des Reiches werden.

Allerdings gab es 919 noch eine zweite Königswahl, denn in Bayern wurde der dortige Herzog Arnulf zum König ausgerufen, und zwar wahrscheinlich schon etwas früher als Heinrich. Was das bedeutete, sehen wir durch einen Blick auf die Karte:



Also zwei fast gleichgroße Gebiete. Arnulf und Heinrich unterschieden sich auch in der Konzeption ihres Königtums: Arnulf schwebte offenbar ein bayerisches Reich vor, mit einer Option auf Italien, aber ohne nord- und westdeutsche Ambitionen – also, wenn Sie so wollen, ein alpenländischer Staat. Heinrich dagegen wollte die karolingische Tradition fortführen, aber Italien interessierte ihn nicht. Es war also völlig unklar, ob sich das, was wir heute unter Deutschland verstehen, überhaupt bilden würde. Um seine Vorstellung durchzusetzen, unternahm Heinrich noch im Jahr seiner Wahl einen Zug nach Schwaben, das an beiden Königserhebungen unbeteiligt gewesen war, und es gelang ihm in einem Deal mit dem dortigen Herzog, seine Anerkennung zu erreichen.

920 versuchte er dasselbe mit Bayern, unterlag aber König Arnulf. Ein Jahr später, 921, versuchte Heinrich es erneut, und dieser Zug endete mit einem Kompromiß: in einer persönlichen Unterredung gelang es Heinrich, Arnulf zu einer formalen Anerkennung seines Königtums zu bewegen. Dies geschah in Form eines Freundschaftsbündnisses, einer *amicitia*. (Ich weiß nicht, wie der Sachse und der Bayer sich unterhalten haben – vielleicht mit Hilfe eines lateinischen Dolmetschers.) Arnulf, nun also wieder Herzog, blieb ansonsten in einer "königsgleichen" Machtstellung aber völlig unangestastet, und er konnte 935 auch völlig selbständig seinen Sohn Eberhard zum Nachfolger einsetzen. Es sei noch erwähnt, daß unter einer Freundschaft im Mittelalter nicht unbedingt eine emotionale Beziehung verstanden wurde, sondern oft auch einfach die Verwandtschaft. Die *amicitia* zwischen Heinrich und Arnulf bedeutete also wahrscheinlich, daß sie sich gewissermaßen als Angehörige einer Familie erklärten.

Was Heinrich in Schwaben und in Bayern schaffte, gelang ihm nicht bezüglich Lothringens, das sich vielmehr dem werdenden Frankreich anschloß. Erst sein Sohn Otto der Große konnte Lothringen zu einem Teil des ostfränkisch-deutschen Reiches machen. Das war insofern wichtig für Ottos Ambitionen, als dadurch auch die Kai-

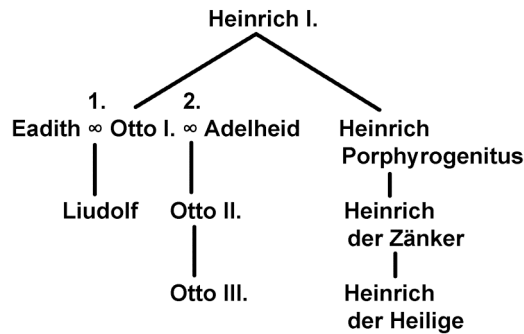
serstadt Aachen gewonnen wurde. Aber bleiben wir zunächst noch bei Heinrich I.

Er stand nämlich vor allem vor dem Problem, an dem die späten Karolinger gescheitert waren: den Einfällen und Raubzügen der Ungarn. Hier war er erfolgreicher als seine Vorgänger, indem er zum einen sein Gebiet konsequent durch den Bau von Burgen sicherte und zum andern 933 bei Riade einen bedeutenden Schlachtenerfolg gegen sie errang. Das war zwar noch nicht die Entscheidung – die fiel erst 955 auf dem Lechfeld –, aber es hob das Ansehen Heinrichs so sehr, daß er seinen Sohn Otto zum Nachfolger designieren konnte und daß dieser 936 auch tatsächlich zum neuen König gewählt wurde.

Über die Wahl und Krönung Ottos in Aachen am 8.8.936 gibt es einen berühmten Bericht seines Verehrers Widukind von Corvey, den ich aber nicht im einzelnen vortragen kann²⁹. Auf einen weltlichen Teil vor dem Aachener Münster mit Wahl und Thronsetzung folgen Salbung und Krönung in der Kirche und schließlich das Festmahl in der Königspfalz, bei dem die Herzöge die Erzämter ausüben, von denen wir im 3. Kapitel schon gesprochen haben, als wir uns fragten, wie sich die Stellung der Kurfürsten entwickeln konnte.

So harmonisch, wie Widukind es schildert, verlief das alles aber nur an diesem einen Tag. Otto hatte anschließend die größten Schwierigkeiten, sich auch nur in der eigenen Familie als König Anerkennung zu verschaffen. Zunächst rebellierte sein älterer Bruder Thankmar gegen ihn, dann sein Sohn Liudolf, schließlich sein jüngerer Bruder Heinrich. Das ist der berühmte Heinrich *Porphyrogenitus*, der "Purpurgeliebte". Er argumentierte, er sei geboren worden, als ihr Vater Heinrich I. bereits König war; Otto dagegen sei noch zur Welt gekommen, als der Vater erst Herzog war; deshalb stehe ihm, und nicht Otto, die Königswürde zu.

²⁹ Vgl. Kapitel 8 meiner Vorlesung "Insignienkunde".



Mit dieser Begründung unternahm er 939 und 941 zwei höchst gefährliche Aufstände gegen seinen Bruder und plante sogar, ihn während des Pfingstfestes 941 zu ermorden. Der zweite Aufstand endete indes mit einer völligen Niederlage und einer spektakulären Unterwerfung am Weihnachtstag 941 in Frankfurt/Main; die älteren unter Ihnen kennen vielleicht die Ballade "Der gleitende Purpur" von Conrad Ferdinand Meyer über diesen Vorgang, oder durften sie vielleicht sogar auswendig lernen. (Der Text ist ziemlich lang, deshalb werde ich ihn nicht zitieren.)

Die Versöhnung von 941 betraf auch Bayern, denn Otto setzte seinen Bruder dort als Herzog ein. Dazu wurde der regierende Herzog beiseite geschoben; aber zur Absicherung erhielt Heinrich dessen Schwester zur Ehefrau. Damit war der Freundschaftsbund von 921 in eine vollständige staatliche Eingliederung umgewandelt. Und hier in Bayern erhielt Heinrich nun ein Tätigkeitsfeld für seinen Ehrgeiz, und er war 948, 949 und 950 militärisch erfolgreich gegen die Ungarn. Bei mehreren weiteren Aufstandsversuchen gegen König Otto verhielt er sich loyal. Ich vermute darüber hinaus – aber das ist meine persönliche Ansicht –, daß Otto seinem Bruder auch die Nachfolge in der Königswürde zugesagt hat, falls er selbst kinderlos sterben würde, denn eigene Kinder hatte er damals noch nicht.

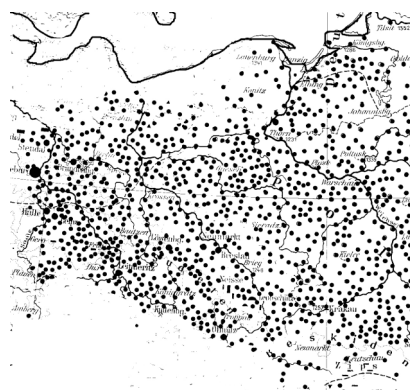
Ein wesentliches Ziel von Ottos Regierung war die Ausdehnung des Reiches über die Elbe hinaus nach Osten, also die Eroberung und Christianisierung des Gebietes des slavischen Nachbarn, ganz ähnlich, wie Karl der Große einst Sachsen erobert und christianisiert hatte. Als kirchliches Zentrum dieser Gebiete war Magdeburg ausersehen, eine 806 gegründete Burgstadt, die 966 zum Sitz eines

Erzbischofs erhoben wurde. Ihre Kirchenprovinz erstreckte sich in die östlichen Gebiete hinein und umfaßte die Suffraganbistümer Brandenburg, Havelberg, Zeitz, Naumburg, Meißen und Merseburg, also den mitteldeutschen Raum bis an die Oder.

Allerdings war die Eroberung und Christianisierung des Landes nicht so tiefgreifend, wie es zunächst den Anschein haben mochte, denn kaum hatte Otto I. die Augen geschlossen, brach ein Slavenaufstand los, der das "Missionswerk" teilweise zunichte machte. In einem zweiten Anlauf wurde ein Gürtel von Marken, also eine Art Militärgrenze, errichtet und schrittweise vorgeschoben, die Altmark, Mark der Billunger, Nordmark, die Marken Lausitz, Merseburg und Zeitz. Tatsächlich haben erst die Aktivitäten Herzog Heinrichs des Löwen im 12. Jahrhundert die Tendenz unumkehrbar gemacht.

Gleichzeitig mit der Eroberung kamen Siedler aus dem Land westlich der Elbe in diese Gebiete, die sich vor allem in den neugegründeten Städten niederließen. Der Gegensatz zwischen den "deutschen" Städtern und der "slavischen" Landbevölkerung blieb noch Jahrhunderte bestehen. Das geht so weit, daß die Handwerker in den Städten es teilweise ausdrücklich verboten, slavische Lehrlinge in die Zunft aufzunehmen.

Magdeburg, das euphorisch auch als die *nova Roma* bezeichnet wurde, war aber nicht nur kirchliches Zentrum, sondern auch Ausgangspunkt des Stadtrechtes in weiten Gebieten Mittel- und Ostdeutschlands und Osteuropas. Das ist so zu verstehen, daß die neuen Städte bei ihrer Gründung das "Magdeburgische Recht" erhielten, d.h. daß ihre Organisation und ihr Strafrecht ebenso eingerichtet wurden wie in Magdeburg. In Zweifelsfällen fragte man dort (beim "Magdeburger Schöppenstuhl") nach, wie man sich zu verhalten habe. Hier eine Karte der Städte, die im Spätmittelalter und der Frühen Neuzeit nach Magdeburger Recht lebten:



Ottos Aktivitäten hatten aber noch eine zweite Zielrichtung, ebenfalls in der Tradition Karls des Großen: Italien. Aus den karolingischen Erbteilungen war von 855 an ein eigenständiges Königreich Italien hervorgegangen, das das ehemalige Gebiet der Langobarden umfaßte und auch die Aufsicht über den Kirchenstaat ausübte. In diesem Reich wechselten sich nach dem Aussterben der Karolinger regionale Adlige als Könige ab, wobei es drunter und drüber ging.

950 war dort gerade ein König Lothar gestorben, und ein Berengar II. hatte die Krone an sich gerissen. Damit übergang er freilich die Rechte der Witwe Lothars, Adelaide, die in langobardischer Tradition bei der Neubesetzung des Thrones ein gewichtiges Wörtchen mitzureden hatte. Berengar II. ließ Adelaide deshalb verhaften und einkerkern, um sie dazu zu zwingen, Nonne zu werden. Es gelang ihr aber, zu fliehen und sich unter den Schutz des deutschen Königs Otto zu stellen. Dieser nutzte die Gelegenheit, selbst nach Italien zu ziehen, Adelaide zu heiraten und Berengar II. abzusetzen. Er konnte sich dabei auch darauf berufen, daß ebendieser Berengar einige Jahre zuvor selbst bei ihm Schutz vor einem Rivalen gesucht hatte und dabei sein Lehnsmann geworden war; aber das ist nicht ganz zuverlässig überliefert, auch wenn es in der Weltchronik Ottos von Freising eine schöne Abbildung dazu gibt.

Durch den Schritt Ottos, selbst König von Italien zu werden, kam die Verbindung zwischen diesem Reich und Deutschland als Personalunion zustande, die juristisch bis 1806 Bestand hatte, wenn sie auch in der Neuzeit durch andere Entwicklungen überlagert wurde. Der Erwerb Italiens war auch gedacht als ein Schritt auf dem Weg zur Kaiserkrone, die Otto in der Tradition Karls des Großen ebenfalls erwerben wollte. Jedoch sperrte sich der Papst dagegen, so daß Otto diesen Plan zunächst zurückstellte.

Ottos Zurückhaltung in Sachen Kaiserkrönung war auch dadurch bedingt, daß Deutschland immer noch den Angriffen der Ungarn ausgesetzt war. Erst 955 kam es auf dem Lechfeld östlich von Augsburg zur entscheidenden Schlacht. Durch den Sieg auf dem Lechfeld hatte Otto die Hände frei für eine aktive Italienpolitik, die er schließlich am 2.2.962 durch die Kaiserkrönung in Rom krönte.

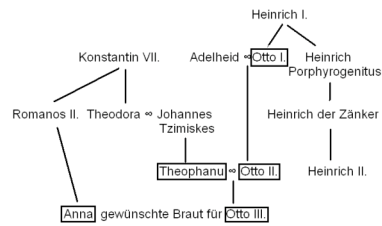
(Die Kaiserkrone zu erwerben, war seitdem das Ziel jedes deutschen Königs, und bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts ist das – mit den zwei Ausnahmen Konrads III. und Philipps II. – auch jedem gelungen. Da die Krönung in der Tradition Karls des Großen in Rom stattzufinden hatte, setzte sie die Beherrschung Norditaliens voraus.

Es gibt eine berühmte wissenschaftliche Kontroverse darüber, ob diese enge Verbindung zu Italien für Deutschland selbst von Vorteil oder von Nachteil gewesen sei, ob die Züge nach Italien nicht

Kräfte gebunden hätten, die man besser in Deutschland selbst eingesetzt hätte. Dieser sog. Sybel-Ficker-Streit – so benannt nach den beiden hauptsächlichen, aber nicht einzigen Kontrahenten – fand nicht zufällig seinen Höhepunkt in den Jahren unmittelbar vor der Gründung des 2. Deutschen Kaiserreichs durch Bismarck 1871.)

Kurz nach der Schlacht auf dem Lechfeld starb Ottos Bruder Heinrich, so daß dessen eventuelle Nachfolgeansprüche hinfällig wurden. Somit war Ottos Sohn, Otto II., der gegebene und auch unbestrittene Nachfolger. Der Vater ließ ihn 961, bevor er zum Erwerb der Kaiserkrone nach Rom aufbrach, von den Fürsten zum Mitkönig wählen und dann 967 sogar in Rom vom Papst zum Mitkaiser krönen. Außerdem wollte er ihm eine ebenbürtige Gemahlin besorgen, und da kam eigentlich nur eine Prinzessin aus dem byzantinischen Kaiserhaus in Frage.

Dazu ist daran zu erinnern, daß Karl der Große seinen Anspruch auf das ganze Römische Reich unter anderem ja auch damit begründet hatte, daß in Byzanz mit der Kaiserin Irene das Kaisertum aufgehört habe, denn ein weibliches Kaisertum könne es nicht geben. Diese Theorie war dort nie anerkannt worden, und außerdem war Irene 802 gestürzt und durch einen männlichen Kaiser ersetzt worden. In der folgenden Zeit des 9. und 10. Jahrhunderts durchlebte das Byzantinische Reich seine kraftvollste und mächtigste Periode, während im Westen Karls Kaisertum in den karolingischen Erbteilungen zerbröselte. Ottos neues Kaisertum von 962 sah man deshalb in Konstantinopel als lächerliche Anmaßung an, und entsprechend bekam Otto auf seine Bitte um eine purpurborene Prinzessin nur eine frostige Ablehnung. Dann aber kam es dort zu einem Staatsstreich, und der neue Kaiser Johannes Tzimiskes, der noch unsicher auf seinem Thron saß, hielt westliche Rückendeckung für wünschenswert und ging auf Ottos Wunsch ein.



Von der Person her war die Wahl Theophanous ein ausgesprochener Glücksfall, denn Theophanou war nicht nur eine hochgebildete und intelligente Frau, sondern auch eine begabte Politikerin, was sich nach dem Tode ihres Mannes bewähren sollte. Hier sehen Sie beide, wie sie von Christus selbst gekrönt werden.



Berühmt ist die Eheurkunde, in der Otto I. seinen Sohn und seine Schwiegertochter verschwenderisch mit Heiratsgütern ausstattet:



Also purpurfarbenes Pergament mit goldener Schrift. Aufwendiger und "kaiserlicher" geht es eigentlich gar nicht. Hier noch ein Ausschnitt:



973 starb Otto der Große, und sein Sohn Otto II., der ja bereits Mitherrscher war, folgte ihm nach. Ganz so glatt wie erhofft verlief sein Herrschaftsantritt aber nicht. Besonders Herzog Heinrich von Bayern, der Sohn des Heinrich Porphyrogenitus, machte ihm Ärger. Dahinter stand immer noch die Vorstellung, daß ja eigentlich sein Vater – und nicht Otto der Große – hätte König werden sollen. Gegen Otto den Großen hatte er nicht gewagt, sich aufzulehnen; jetzt gegenüber dem jungen, ungestümen, aber auch unerfahrenen Otto II. sah er eine größere Chance. Er betrieb diese aufmüpfige Politik so

hartnäckig, daß ihm der bayerische Geschichtsschreiber Aventin im 16. Jahrhundert den Beinamen "Heinrich der Zänker" verpaßte. Hier sehen Sie ihn abgebildet, selbstverständlich noch ohne Portraitähnlichkeit:



Es geht los 974, unmittelbar nach dem Tode Ottos des Großen und dem Beginn der selbständigen Regierung Kaiser Ottos II., mit einer Verschwörung gegen den neuen König, die aber verraten wird; Heinrich kommt in Haft in die Königspfalz Ingelheim. Er kann aber 976 fliehen, setzt den Aufstand fort, unterliegt Otto II., der Regensburg erobert, kann sich aber nach Böhmen absetzen.

Als nächstes wendet sich Otto II. gegen den Zufluchtsort Heinrichs des Zänkers, aber während er noch mit dem böhmischen Herzog Boleslaw II. beschäftigt ist, kehrt Heinrich zurück und bildet mit dem Herzog von Kärnten eine Koalition gegen den Kaiser. In diesem Zusammenhang besetzen sie auch einen strategisch wichtigen Ort: Passau. Die Stadt wird deshalb vom Kaiser im September 977 erobert und zerstört. Der Aufstand bricht zusammen, Heinrich der Zänker kommt erneut in Haft, und zwar diesmal vorsichtshalber so weit weg von Bayern wie nur möglich: in Utrecht.

Fünf Jahre später greift die Weltpolitik in die bayerische Geschichte ein: Kaiser Otto II. erleidet seine spektakuläre Niederlage gegen die Sarazenen in Süditalien und stirbt dann auch noch, völlig überraschend, am 7. Dezember 983 Otto II. im Alter von 28 Jahren in Rom.

Damit wird die Situation ausgesprochen dramatisch: Otto III., der Sohn Ottos II., ist zwar schon zum Nachfolger seines Vaters gewählt und er ist auch schon an Weihnachten 983 in Aachen zum König gekrönt worden, noch bevor die Todesnachricht aus Italien eintraf, aber Otto III. ist erst 3 Jahre alt. Die beiden Kaiserinnen, die Mutter Theophanu und die Großmutter Adelheid, die die Vormundschaft übernehmen könnten, sind noch in Italien, und außerdem hat

es eine weibliche Vormundschaft für einen fränkisch-deutschen König noch nie gegeben. Der nächste männliche Verwandte, der die Regentschaft für Otto III. übernehmen könnte, ist aber kein anderer als Heinrich der Zänker.

Der Bischof von Utrecht läßt ihn deshalb aus der Haft frei, und es gelingt ihm, sich der Person des kleinen Königs zu bemächtigen. Heinrich ist aber nicht mit der bloßen Regentschaft für seinen Großneffen Otto III. zufrieden, sondern möchte am liebsten selbst König werden. Damit überspannt er den Bogen aber, und es gelingt den beiden inzwischen aus Italien zurückgekehrten Kaiserinnen Theophanu und Adelheid mit Hilfe des Klerus, ihn aus der Regentschaft zu verdrängen. 985 kommt es zu einem allgemeinen Arrangement kommt: Heinrich verzichtet auf seine Ambitionen auf die Krone, wird aber in Bayern restituiert.

Otto III. wächst also unter der Vormundschaft seiner Mutter bzw., als diese schon 991 im Alter von 31 Jahren stirbt, unter der Aufsicht seiner Großmutter Adelheid heran. Sein Leben verläuft wie im Zeitraffer: mit 3 Jahren König, wird er schon mit knapp 16 Jahren Kaiser und stirbt mit 21 Jahren am 24.1.1002.

Wichtig ist, daß er gegenüber den Slawen und überhaupt gegenüber Osteuropa eine andere Konzeption vertritt als sein Vater und Großvater. Waren für diese Missionierung und politische Einbeziehung in den deutschen Staat nur zwei Seiten derselben Medaille, so konzipiert Otto eine europäische Ordnung, in der unter dem Dach des Kaisertums die verchristlichten Reiche in Ost- und Südosteuropa eine selbständige Stellung als Königreiche einnehmen sollen, so Polen, Ungarn und auch Böhmen. Eine Ausdehnung des deutschen Staates kann also nur noch bis an dessen Westgrenzen erfolgen, und das ist im Prinzip die Staatenordnung, die heute noch besteht.

Otto III. hatte selbstverständlich für seine Nachfolge noch keine Vorsorge getroffen, als er starb. Otto starb in Italien, wollte aber in Aachen bei Karl dem Großen beigesetzt werden. Der Leichenzug mußte deshalb Bayern passieren, und dies nutzte der bayerische Herzog – das war jetzt ein weiterer Heinrich, der Sohn Heinrichs des

Zänkers –, den Leichenzug abzufangen, die Herausgabe der Reichsinsignien zu erzwingen und sich selbst zum König wählen zu lassen, obwohl es sehr wohl noch andere Kandidaten und Interessenten gab.



Das Ganze trägt durchaus Züge eines Staatsstreiches. Heinrich II. hatte eine intensive religiöse und wissenschaftliche Ausbildung erhalten, die ihm eigentlich eine kirchliche Karriere ermöglichen sollte, denn solange sein Vater als Hochverräter in Haft war, konnte er von einer Nachfolge in Bayern nur träumen. Diese Ausbildung ermöglichte es ihm jetzt, selbst nach der Krone zu greifen und vor allem die immateriellen Werte des Königtums in die Waagschale zu werfen.

Heinrich II. ist bekannt als Heinrich der Heilige und als Gründer des Bistums Bamberg. Er zog in viel größerem Maße als seine Vorgänger die Kirche zu Leistungen für den Staat heran, die er umgekehrt aber auch viel stärker mit weltlichen Herrschaftsrechten ausstattete. Man nennt dies das ottonische Reichskirchensystem – oder auch das ottonisch-salische Reichskirchensystem –, in dem die Bischöfe zugleich Reichsfürsten werden und zusätzlich zu ihrer geistlichen Diözese ein weltliches Herrschaftsgebiet erhalten, das man üblicherweise als Hochstift bezeichnet (bei Erzbistümern als Erzstift). Diese geistlichen Territorien sind dann für die deutsche Staatsstruktur charakteristisch bis zur Säkularisation am Anfang des 19. Jahrhunderts.

Politisch war Heinrich II. nicht übermäßig erfolgreich. Vor allem gelang es ihm nicht, für seine Nachfolge vorzusorgen, denn er war zwar in einer temperamentvollen Ehe mit der Kaiserin Kunigunde verheiratet; aber es gingen aus dieser Ehe keine Kinder hervor, was medizinisch gesehen an ihm lag. Von daher kam die Theorie auf, die er wohl auch selbst gefördert hat, daß er und Kunigunde absichtlich die Keuschheit in der Ehe bewahrt hätten – man nennt das

wenig geschmackvoll eine Josefsehe, nach dem Paar Maria und Josef –; das wird später als Argument für seine Heiligkeit vorgebracht. Da das Ehepaar kinderlos blieb, habe es Gott selbst zu seinem Erben eingesetzt und deshalb das Bistum Bamberg gegründet. Die auch von den Zeitgenossen diskutierte Realität sah etwas anders aus.

Da also Heinrich II. am 13.7.1024 kinderlos starb und auch keinen seiner anderen Verwandten zum Nachfolger aufgebaut hatte, endete mit ihm die Dynastie der Ottonen oder, wie man früher auch sagte, der sächsischen Kaiser oder, nach dem Stammvater des ganzen Geschlechtes, der Liudolfinger. Es kam daraufhin zu einer Königswahl und einem Dynastiewechsel. Das ist insofern von Bedeutung, als – im Gegensatz zu Frankreich – nicht über längere Zeit hin immer der Sohn auf den Vater folgte und sich so nicht die Vorstellung einer Erblichkeit der Krone ausbildete. Deutschland blieb Wahlreich. Damit war jeder Thronwechsel eine hochpolitische Angelegenheit und auch eine kritische Situation. Und die Wähler hatten die Möglichkeit, an die Kandidaten Forderungen zu stellen und sich ihre Stimme versilbern zu lassen.

14. KAPITEL: FERNAB VOM ZENTRUM DES REICHES

WER DIE DEUTSCHEN Königsdynastien in Bezug auf die Flüsse vor seinem Auge Revue passieren läßt, dem fällt auf, daß sie alle mit Rhein und Donau, aber mit Ausnahme der Ottonen und Kaiser Lothars keine wirklich mit der Elbe verbunden ist. Das zeigt sich auch bei den Kurfürsten, von denen vier dem Rhein zugeordnet sind (Trier, Köln, Mainz, Pfalz), aber nur zwei den nördlichen und östlichen Gebieten (Sachsen, Brandenburg).

Dabei nimmt diese Tendenz um so mehr zu, je weiter wir ins Spätmittelalter und die Neuzeit fortschreiten. Wenn wir einzelne Personen betrachten, so ist z.B. Friedrich II. über Marburg nie hinausgekommen. Rudolf von Habsburg hat es ganz am Ende seiner Regierung noch bis Erfurt geschafft. Aber danach keiner mehr. Ludwig der Bayer hat zwar versucht, seine Söhne als Markgrafen von Brandenburg zu établieren, aber auf die Dauer ohne Erfolg, Karl IV. und Friedrich III. blieben ganz in Süddeutschland.

Wenn wir nun einen Blick auf die Dynastien werfen, die in Nord- und Ostdeutschland präsent waren, so stoßen wir für Sachsen auf die Askanier, die 1180 nach dem Sturz Heinrichs des Löwen

wiedereingesetzt wurden. Es kam aber zu ständigen Landesteilungen und -wiedervereinigungen, deren detaillierte Kenntnis wir gerne den Landeshistorikern überlassen wollen. Wir haben schon gesehen, daß selbst die Kurstimme zwischen verschiedenen Linien umstritten war, was bei der Wahl von 1314 zu doppelter Stimmabgabe führte.

Diese Teilungspraxis dauerte übrigens bis ins 19. Jahrhundert an, so daß 1871 dem neuen Deutschen Reich folgende Einzelstaaten beitraten: Sachsen, Sachsen-Weimar, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Koburg-Gotha, Anhalt, Schwarzburg-Rudolstadt, Schwarzburg-Sonderhausen, Reuß Ältere Linie und Reuß Jüngere Linie. Und auch heute noch gibt es Sachsen in zwei Varianten als die Bundesländer Sachsen und Sachsen-Anhalt,

Von Bedeutung ist die schon in der Ottonenzeit gegründete Markgrafschaft Meißen unter den Wettinern, die dann 1423 als Kurfürsten von Sachsen sukzedieren konnten. Die Meißener haben eine Serie schöner Beinamen, die praktisch sind, um sie unterscheiden zu können, denn eine Zählung wie bei den Königen gab es in den fürstlichen Häusern ja nicht (alle solche Zählungen stammen von den Historikern der jüngsten Zeit): der Bedrängte, der Erlauchte, der Entartete, der Freidige, der Ernsthafte, der Strenge, der Streibare, der Sanftmütige, der Weise, der Beständige, der Beherzte, der Bärtige, der Fromme, der Starke.

Erwähnenswert ist noch, daß Kaiser Friedrich II. seine einzige eheliche Tochter einem solchen Markgrafen von Meißen verheiratete, nämlich Albrecht dem Entarteten. Dessen Sohn Friedrich der Freidige (d.h. der Kühne) war also wie Konradin ein Enkel des Kaisers und hat tatsächlich nach Konradins Tod eine Weile der Erbspruch auf Sizilien erhoben, dann aber bald erkannt, daß er keine Chance hatte, ihn zu realisieren. (Aus dieser Linie stammte übrigens auch Friedrich der Weise, der Landesherr Martin Luthers, so daß man, überspitzt formuliert [!], die Reformation als die verspätete Rache der Staufer am Papsttum bezeichnen könnte ...)

Brandenburg war, wie schon der Titel sagt, ursprünglich eine vorgelagerte Mark des Herzogtums Sachsen, die dann selbständig wurde. Die Askanier regierten auch dort, starben aber 1320 aus. Kaiser Ludwig der Bayer setzte dort der Reihe nach drei seiner Söhne ein, die aber nicht recht heimisch wurden. Karl IV. versuchte nach dem Tod des Kaisers 1346, sie von dort zu vertreiben. Dabei unterstützte er unter anderem einen Betrüger, der sich als der wiedergekehrte letzte Askanier ausgab, ließ diesen "falschen Woldemar" dann aber bald fallen und arrangierte sich mit dritten Wittelsbachischen Bruder 1373 finanziell. Markgrafen wurden dann seine Söhne Wenzel (bis 1378) und Sigismund (bis 1410), die die Funktion aber beide aufgaben, als sie deutsche Könige wurden.

König Sigismund setzte dann als einen Statthalter und später als regulären Markgrafen Friedrich I. von Hohenzollern ein. Die Hohenzollern stammten wie die Staufer und die Welfen ursprünglich aus Schwaben, wurden dann Burggrafen von Nürnberg, später Markgrafen von Ansbach und Bayreuth, jetzt also Markgrafen von Brandenburg und Kurfürsten. Die brandenburgische und die fränkische Linie teilten sich dann 1486 und wurden ganz kurz vor dem En-

de des Alten Reiches wiedervereinigt. In ihren norddeutschen Besitzungen haben sie Teilungen weitgehend vermieden.

In Nord- und Ostdeutschland sind dann noch zu erwähnen das Herzogtum Mecklenburg, das bis 1918 ein slawisch-stämmiges Fürstenhaus beibehielt. Es war ein Zentrum des heidnischen Widerstandes und wurde erst 1160 von Heinrich dem Löwen erobert. Dabei starb der letzte heidnische Fürst Niklot. Aber sein Sohn Pribislaw durfte als christlicher Herrscher im Amt bleiben, wobei es nach dem Sturz Heinrichs des Löwen in dänische Lehnsabhängigkeit geriet (bis 1227). Während des 30jährigen Krieges, von dem im nächsten Kapitel ausführlich die Rede sein wird, litt es ganz besonders. Von 1628 bis 1634 amtierte dort Wallenstein als "Herzog von Friedland". Mecklenburg galt im 19. Jahrhundert als besonders altertümlich, um nicht zu sagen rückständig. Es hatte als einziger deutscher Staat keine Verfassung; sein Landtag wurde nicht gewählt, sondern blieb eine Versammlung der Ritterschaft und einiger wichtiger Städte. Bismarck soll gesagt haben, in Mecklenburg geschehe alles mit Verspätung, selbst der Weltuntergang finde dort sechs Wochen später statt.

Zu erwähnen ist ferner das Herzogtum Schlesien. Am Oberlauf der Oder gelegen, war es teils von Polen, hauptsächlich aber von Böhmen lehensabhängig. Teils wurden die schlesischen Herzöge aus dem Haus der Piasten auch zu den Reichsfürsten gezählt. Es war deshalb auch immer von den komplizierten Beziehungen zwischen Polen, Böhmen und zeitweise auch Ungarn betroffen, die hier aber nun wirklich nicht unser Thema sind. Das böhmische und somit seit 1438 auch habsburgische Land wurde 1740 unter einem durchsichtigen Vorwand von dem preußischen König Friedrich II. beansprucht und erobert.

Zum Abschluß dieses Kapitels will ich aber noch weiter nach Osten schauen, auch wenn wir es dort mit ganz anderen Flüssen zu tun haben, nämlich mit der Weichsel und der Memel. (Sie erinnern sich an die Formulierung in der 1. Strophe des Deutschlandliedes: "von der Maas bis an die Memel").



Es geht also, wie Sie schon erkannt haben, um Preußen, genauer: um das Ursprungsgebiet, nämlich um Ostpreußen, das genau zwischen diesen beiden Flüssen gelegen ist. Dieses Land ist unzertrennbar mit dem Deutschen Ritterorden. Der Orden wurde kurz vor

1200 während des 3. Kreuzzuges im Heiligen Land gegründet. (Wir kommen auf die Kreuzzüge im 24. Kapitel zurück; deshalb jetzt keine Einzelheiten.) Es war aber abzusehen, daß die dortigen christlichen Staaten nicht auf Dauer Bestand haben würden. Deshalb war der Orden froh, daß ihn der polnische Herzog Konrad von Masowien 1225 zur Bekämpfung und Missionierung der heidnischen Pruzen ins Land rief. Dahinter verbirgt sich natürlich der Name Preußen oder lateinisch *Prussia*, das später pseudoantik zu *Borussia* umgestaltet wurde; letztere Form findet sich ja heute noch im Namen etlicher Fußballvereine³⁰:



Der damalige Hochmeister des Deutschen Ordens, Hermann von Salza, besaß einen guten Draht zu Kaiser Friedrich II., der ihm im März 1226 die zu erobernden Gebiete als selbständigen Staat übertrug.

Aber schauen wir uns zunächst an, mit wem es der Deutsche Orden in seinem neuen Wirkungsfeld zu tun bekam:



Von den fünf Völkern, die den Ostseerand bewohnten, waren die Polen bereits christianisiert, die übrigen noch Heiden. Sie unterscheiden sich auch in sprachlicher Hinsicht: Polnisch ist eine slawische Sprache, Liwisch und Estnisch sind mit dem Finnischen verwandt, gehören also jener Sprachfamilie an, zu der auch noch das Ungarische gezählt wird, die von den übrigen europäischen Sprachen vollkommen abweichen.

Am interessantesten sind das Litauische und das Pruzzische oder, wie man auch sagt, Altpreußische. Dabei handelt es sich um einen Zweig des Indogermanischen, der auf gleicher Ebene steht wie das Slawische, Germanische, Romanische usw.; die Sprache ist sehr altertümlich und wird deshalb von den Sprachwissenschaftlern gerne zur Rekonstruktion der indogermanischen Ursprache herangezogen. Der älteste Beleg des Altpreußischen ist ein Epigramm von 1369, das zufällig an den Rand einer Handschrift geschrieben wurde. Aus der Zeit um 1400 gibt es eine Wortliste mit etwa 800 Einträgen. Ein Sprichwort lautet:

Deves does dantes. Deves does geitka.
(Gott gibt Zähne. Gott gibt Brot.)

³⁰ Dortmund, Mönchen-Gladbach, Neunkirchen.

Wenn man das ins Lateinische überträgt, ist die indogermanische Sprachverwandtschaft offensichtlich:

Deves does dantes. Deves does geitka
Deus dat dentes. Deus dat panem.

Abgesehen von den Sprachen ist noch ein Unterschied wichtig: Pruzzen, Liwen und Esten waren relativ kleine Völker, die nur hier an der Ostsee wohnten. Das litauische Gebiet erstreckte sich dagegen bis weit ins Landesinnere, bis nach dem heutigen Weißrußland und selbst bis in die Ukraine hinein. Es lag gewissermaßen als heidnisches Sperrgebiet zwischen Polen und dem bereits von Byzanz aus christianisierten Rußland.

Es ist im übrigen nicht so, daß der Deutsche Orden in Preußen auf eine *tabula rasa* traf. Missionsversuche gab es schon seit über 200 Jahren: Adalbert von Prag war dort tätig gewesen, jedoch endete seine Mission 997 mit dem Martyrium; ebenso erging es Bruno von Querfurt 1009 und 1141 Bischof Heinrich von Olmütz. 1215 hatte der Papst den Abt Christian von Lekno zum Missionsbischof für Preußen bestellt, der aber ebenfalls nur bescheidene Erfolge aufzuweisen hatte und sich zum entscheidenden Zeitpunkt in heidnischer Gefangenschaft befand.

Auch die gewaltsame Variante war bereits erprobt worden. Man könnte etwa den sog. Wendenkreuzzug Heinrichs des Löwen nennen, der zur Einbeziehung Pommerns ins Deutsche Reich geführt hatte. Und dann gab es seit 1202 einen eigenen Ritterorden, die sog. Schwertbrüder, der sich mit den Liwen und Esten beschäftigte, aber allein nicht sehr erfolgreich war. Er wurde 1237 in den Deutschen Orden eingegliedert. Um 1300 sah der Ordensstaat etwa so aus:



Also zwei Gebiete, Preußen und Livland, die auch getrennt verwaltet wurden; der Unterschied zwischen West- und Ostpreußen wird später noch wichtig. Der weiße Fleck innerhalb Ostpreußens ist das weltliche Herrschaftsgebiet des Bistums Ermland (Bischofsstadt Elbing), das nicht in den Ordenstaat eingegliedert wurde. Livland schreibt man manchmal auch altertümelnd Liefland oder Eiffland.

Der Orden und sein Ostseestaat wuchsen schnell aus der ursprünglichen Abhängigkeit von dem Herzog von Masowien heraus, wodurch freilich der Dauerkonflikt mit Polen grundgelegt war. Zentrum des Staates und Sitz des Hochmeisters war zunächst die Mari-

enburg (polnisch Malbork), ca. 50 km südöstlich von Danzig an der Nogat gelegen.



Hier noch einmal in "patriotischer" Darstellung aus dem 19. Jahrhundert:



Dem Orden gelang es indes nur sehr mühsam, sich durchzusetzen, insbesondere die Jahre zwischen 1260 und 1270 waren problematisch, und im Grunde wurde die Spaltung in eine christlich-deutsche Herrenschicht und die pruzzische Mehrheit, die erst ganz allmählich christianisiert wurde, nie ganz überwunden. Das sieht man auch daran, daß die altpreußische Sprache noch bis ins 17. Jahrhundert gesprochen wurde; 1561 erschien z. B. ein Katechismus in pruzzischer Sprache im Druck.



Wie sah ein Deutsch-Ordens-Ritter aus? Hier ein schönes Beispiel aus der Literatur: der sagenhafte Tannhäuser, der beim Sängerkrieg auf der Wartburg seinen dramatischen Auftritt hatte, wird als Mitglied des Deutschen Ordens dargestellt; z. B. in der Manesseschen Liederhandschrift:



Also ein weißer Mantel mit schwarzem Kreuz, und überhaupt ist schwarz und weiß die übliche Farbstellung Preußens bis auf den heutigen Tag.

1386 empfing der letzte heidnische Großfürst von Litauen die Taufe, heiratete die Tochter des ansonsten erbenlosen Königs von Polen und wurde dessen Nachfolger. Die Folgen der polnisch-litauischen Union für den Deutsch-ordensstaat waren verhängnisvoll: nicht nur verlor er damit seine Legitimation als Basis der christlichen Mission, sondern er erlitt 1410 auch eine vernichtende militärische Niederlage in der Schlacht von Tannenberg. Im 1. Weltkrieg gab es noch einmal eine Schlacht von Tannenberg, die diesmal Hindenburg gegen die Russen gewann, indem er dieselbe Taktik wählte wie über 2000 Jahre früher Hannibal in der Schlacht von Cannae. Der Lorbeer von Tannenberg spielte 1925 eine wichtige Rolle, als die politische Rechte einen Kandidaten für das Amt des Reichspräsidenten suchte.

1410 ging die Schlacht jedoch umgekehrt aus, mit einem polnisch-litauischen Sieg, und 1466 mußte nach weiteren Niederlagen der Hochmeister im Frieden von Thorn seinen Staat vom polnischen König zu Lehen nehmen. Zugleich wurde der westliche Teil des Ordensstaates abgetrennt und direkt Polen unterstellt; er heißt seitdem Westpreußen. Dabei verlor der Hochmeister auch die Marienburg und mußte seinen Sitz nach Königsberg verlegen.

Der Orden und sein Staat befanden sich also in einer schwierigen Situation. Deshalb suchte er Rückendeckung bei seinem nächsten westlichen Nachbarn, bei Brandenburg, und wählte 1510 den neuen Hochmeister aus der Dynastie der Hohenzollern, und zwar aus der fränkischen Linie, die sich aber erst vor kurzer Zeit von der brandenburgischen getrennt hatte.

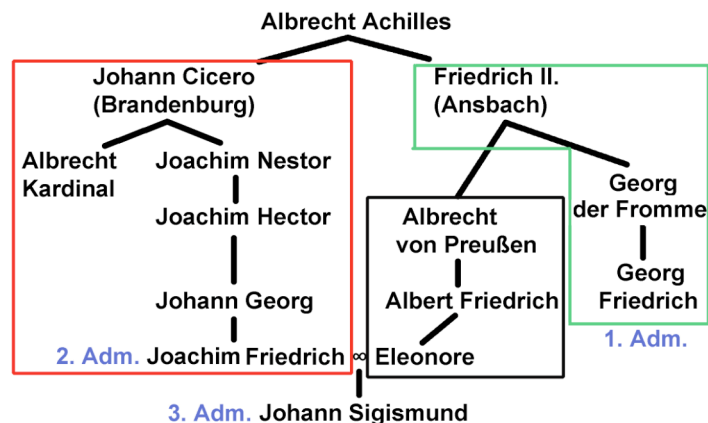
Dieser Hochmeister – er hieß Albrecht – trat 1525 zum Protestantismus über und säkularisierte den Deutschordensstaat in ein weltliches, in seiner Familie erbliches Herzogtum Preußen unter polnischer Lehnshoheit. Bei dieser polnischerseits natürlich hochwillkommenen Entwicklung kam der König dem neuen Herzog sehr entgegen und erteilte auch den Verwandten Albrechts die Eventualbelehnung mit Preußen, für den Fall eines eventuellen Aussterbens der direkten Linie.

Der neue preußische Herzog (auf dieser Abbildung noch ganz katholisch mit Ordenskreuz und Rosenkranz in der Hand)



regierte bis 1586, dann folgte ihm sein Sohn Albert Friedrich nach, zunächst unter Vormundschaft, da er erst 15 Jahre alt war. Er war eine tragische Gestalt, denn er galt als geisteskrank und hat deshalb nie wirklich selbst regiert. Mich erinnert er an Juana la Loca, Johanna die Wahnsinnige aus Spanien, die Mutter Kaiser Karls V., bei der wir bis heute nicht wirklich wissen, ob sie tatsächlich wahnsinnig war oder ob die Männer ihrer Umgebung sie einfach nicht aufkommen ließen. Ähnliches ist auch bei dem an Depressionen leidenden Albert Friedrich denkbar.

Jedenfalls konnte er nicht selbst regieren. Deshalb setzte der polnische König als sein Lehnsvormund einen Administrator für ihn ein, und zwar naheliegenderweise einen Verwandten, seinen Cousin Georg Friedrich von Brandenburg-Ansbach-Kulmbach, und als dieser 1603 starb, des Herzogs Schwiegersohn, den Markgrafen Joachim Friedrich von Brandenburg:



Sie sehen die brandenburgische Linie rot, die rein preußische schwarz und die fränkische grün umrandet.

Auf Joachim Friedrich folgte 1608 als dritter Administrator – natürlich ebenfalls im Einvernehmen mit dem polnischen König als Lehnsherrn – Joachim Friedrichs Sohn (und zugleich Albert Friedrichs Enkel), Johann Sigismund, und es war nur logisch, daß dieser auch als Herzog von Preußen nachfolgte, als der unglückliche Albert Friedrich 1618 starb. Damit war die Personalunion zwischen Brandenburg und Preußen begründet, die bis 1918 nicht mehr aufgelöst werden sollte.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhundert gelang es dem Enkel Johann Sigismunds, dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm, dem sog. Großen Kurfürsten, durch eine skrupellose Schaukelpolitik im Nordischen Krieg zwischen Polen und Schweden sich von beiden Seiten die Souveränität Preußens zusagen zu lassen. Dieses souveräne Herzogtum Preußen ließ schließlich Kurfürst Friedrich III. vom Kaiser in Wien zum Königreich Preußen erheben. Der neue König "in Preußen" – König "von Preußen" durfte er sich nicht nennen, weil Westpreußen nach wie vor zu Polen gehörte – veranstaltete am 18.1.1701 in Königsberg eine pompöse Krönungszeremonie:



Da Preußen nun den höchstrangigen Titel in der hohenzollernschen Ländermasse trug, wurde es üblich, den gesamten Staat, vom Niederrhein bis an die Memel, als "Preußen" zu bezeichnen.

Trotzdem muß man sagen, daß die neue Königswürde eigentlich ein viel zu großer Mantel für einen zu kleinen und zu armen Staat bildete. Friedrich I. setzte deshalb alles daran, zu zeigen, daß er ein richtiger König sei. Dies tat er durch eine aufwendige und verschwenderische Hofhaltung, die Preußen an den Rand des Staatsbankrottes brachte, wobei im übrigen die Minister usw. von den Ausgaben trefflich zu profitieren wußten und zugleich systematisch Bestechungsgelder von auswärtigen Staaten bezogen. Besonders berüchtigt waren die Herren Wartenberg, Wartensleben und Wittgenstein, die der Volksmund als die drei "preußischen Wehen" zu bezeichnen pflegte.

Der nüchterne Nachfolger Friedrichs I., der sog. Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I., wiederholte das Krönungsspektakel bei seinem eigenen Regierungsantritt nicht, und dabei blieb es, mit Ausnahme der völlig anachronistischen Krönung, die Wilhelm I. 1861 inszenierte, um trotz inzwischen in Kraft getretener Verfassung sein Gottesgnadentum zu betonen.



Friedrich Wilhelm I. war auch sonst der vollkommene Gegensatz zu seinem Vater, schon rein körperlich:



Er sanierte die Finanzen durch einen rigorosen Sparkurs. Zu den in seinen Augen gänzlich überflüssigen Dingen gehörten Kunst, Kultur und Wissenschaft; nur was unmittelbaren Nutzen brachte, sollte erlaubt sein. Seine bedeutendste Leistung ist das sog. Rétablissement Ostpreußens, der "Wiederaufbau Ost", der aus dem im nordischen Krieg zerstörten Herzogtum eine wirklich "blühende Landschaft" machte. Ein Mittel dazu war, Einwanderer ins Land zu holen, so z.B. die Salzburger Protestanten, die der dortige Erzbischof ihres Glaubens wegen vertrieben hatte.

Kurios ist die Stellung des "Soldatenkönigs" zum Militär. Er hat, von einem kleinen Feldzug nach Vorpommern zu Anfang seiner Regierung abgesehen, niemals Krieg geführt – im Gegensatz zu seinem Vorgänger, der als Preis für die Königswürde dem Kaiser an allen Fronten seine Truppen zur Verfügung stellen mußte. Trotzdem hat er ein großes Heer aufgebaut, das dann sein Sohn Friedrich II. für seine Eroberungszüge eingesetzt hat. Eine Marotte des Soldatenkönigs war die Aufstellung eines Gardekorps aus besonders großen Soldaten, die sog. langen Kerls,



deren Körpergröße durch eine besonders hohe Kopfbedeckung noch betont wurde. Eine solche Riesengarde hatte damals aber durchaus einen militärischen Sinn: sie wurde bei Schlachten ganz vorne aufgestellt und sollte durch ihre Dimensionen den Feind einschüchtern. Aus demselben Grunde muß noch heute der Staatsgast bei der Begrüßung eine "Ehrenkompanie" abschreiten: schau sie dir an, mit solchen Leuten bekommst du es zu tun, wenn unsere Verhandlungen scheitern!

Unter Friedrich Wilhelm I. beginnen sich in Brandenburg-Preußen allmählich die Eigenschaften durchzusetzen – im Guten wie im Bösen –, die man heute als typisch preußisch empfindet: Sparsamkeit, Pflichterfüllung auch unter schlechten Bedingungen, Mangel an Phantasie, ruppiger Tonfall, fehlende Anerkennung von Leistungen (das höchste Lob aus preußischem Munde lautet "tadellos"). Der König selbst verhielt sich so: er versuchte – so hat man treffend formuliert – die denkbar besten Absichten in der denkbar tyrannischsten Weise durchzusetzen.

In beinahe idealtypischer Weise bekam die Haltung der Kronprinz, der spätere Friedrich II., zu spüren. Der Vater wollte ihn zu einem Ebenbild seiner selbst erziehen; der Sohn wollte alles werden, nur das nicht. Er interessierte sich für das, was der Vater für überflüssig hielt, z.B. für Musik. Es ist bekannt, daß er Querflöte spielte und ein passabler, wenn auch nicht genialer Komponist war.

Der Konflikt kulminierte in einem Fluchtversuch des Kronprinzen nach England, der aber mißlang. Der Vater interpretierte diesen Fluchtversuch als Fahnenflucht und stellte den Sohn und dessen wichtigsten Fluchthelfer Hans Hermann von Katte vor ein Kriegsgericht. Das Gericht sprach aber die gewünschte Todesstrafe nicht aus. Daraufhin schickte der Vater das Urteil an das Gericht zurück und verlangte ein "besseres" Urteil. Das Gericht weigerte sich aber er-

neut, die befohlene Todesstrafe zu verhängen: auch das ist Preußen. Dem König blieb schließlich nichts übrig, als das Urteil zu kasieren und in seiner Eigenschaft als höchster Richter selbst die Todesstrafe auszusprechen, die an dem Fluchthelfer auch vollzogen wurde, und zwar vor den Augen des Kronprinzen.

Friedrich selbst mußte er begnadigen, auch weil inzwischen die anderen Staaten zu seinen Gunsten intervenierten. Der König versuchte auch, Friedrich als Kronprinzen abzusetzen, weil er sich dieser Funktion als unwürdig erwiesen habe, aber auch damit scheiterte er: der Kaiser machte ihm klar, daß er sich nicht über die Bestimmungen der Goldenen Bulle über die Nachfolge in den Kurfürstentümern hinwegsetzen könne, preußischer Königstitel hin oder her. Friedrich wurde nach Küstrin verbannt, wo er in der Domänenkammer einen untergeordneten Verwaltungsjob übernehmen mußte, bei dem er vielleicht mehr für seine künftige Aufgabe als König gelernt hat, als den Beteiligten bewußt war.

Friedrich II. ist es, auch als er dann seit 1740 selbst König war, nie gelungen, aus dem übermächtigen Schatten seines Vaters herauszutreten, sondern er hat sein Leben lang versucht, zu beweisen, daß er nicht der Warmduscher war, als den ihn sein Vater ansah – das Bild ist mit Bedacht gewählt, denn der Soldatenkönig legte in für die Barockzeit ganz untypischer Weise wert auf körperliche Hygiene; Friedrich II. dann nicht mehr.

Der Zufall wollte es, daß zur selben Zeit wie sein Regierungsantritt auch in Wien ein Regierungswechsel stattfand, von Karl VI. zu Maria Theresia. Mehr dazu hören wir im folgenden Kapitel, denn dabei wurde auch das Verhältnis zu Bayern aktuell. Friedrich nutzte die schwierige Situation Maria Theresias zu Beginn ihrer Herrschaft, um Schlesien, das als böhmisches Nebenland zum habsburgischen Besitzkomplex gehörte, zu überfallen und zu okkupieren.

Der Aufstieg Preußens vor allem unter Friedrich II. führte dazu, daß Nord- und Ostdeutschland jetzt im 18. Jahrhundert nicht mehr, wie in der Kapitelüberschrift formuliert, fernab vom Zentrum des Reiches lag, sondern ein zweites Zentrum im Gegensatz zum habsburgisch dominierten Westen und Süden bildete. Dieser Dualismus wurde erst 1866 durch Bismarck beendet.

15. KAPITEL: DER LÖWE AUS MITTERNACHT

SCHLAF, KINDLEIN, schlaf!
Der Vater hüt't die Schaf'.
Die Mutter schüttelt's Bäumelein,
Herab da fällt ein Träumelein.
Schlaf, Kindlein, schlaf!

Vielleicht kennen Sie dieses Wiegenlied. Zweite Strophe, falls das Kind noch wach ist:

Schlaf, Kindlein, schlaf!

Am Himmel ziehn die Schaf.
Die Sterne sind die Lämmerlein,
Der Mond, der ist das Schäferlein.
Schlaf, Kindlein, schlaf!

Hoffentlich ist das Kind jetzt wirklich eingeschlafen, denn es gibt noch weitere Strophen, die gar nicht mehr so harmlos sind, etwa die folgende:

Schlaf, Kindlein, schlaf!
Die Mutter hüt't die Schaf,
Denn Vater ist in Pommerland,
Doch Pommerland ist abgebrannt.
Schlaf, Kindlein, schlaf!³¹

Pommerland ist abgebrannt: das schildert treffend die Situation Norddeutschlands nach dem 30jährigen Krieg. Diese verheerendste Epoche der deutschen Geschichte spielte sich überwiegend in Norddeutschland ab und hat dort auch die schlimmsten Schäden angerichtet³², wie später noch zu zeigen sein wird. Man könnte ihn und den sich anschließenden Nordischen Krieg auch einen Krieg um die Ostsee nennen.

Begonnen hat die 30jährige Kriegsperiode aber in Süddeutschland, genauer: in Bayern. Dort regierte von 1598 bis 1651 Herzog Maximilian I.:



Der Spindler, also das maßgebende "Handbuch der Bayerischen Geschichte", beschreibt ihn wie folgt: "Von mittlerer, hagerer Statur und labiler Gesundheit, war Maximilian eine komplizierte und schwierige Natur, die es sich und ihrer Umgebung nicht leicht gemacht hat. Einigermaßen humorlos, mißtrauisch, leicht beleidigt und nachtragend, auf Distanz bedacht und seiner selbst bewußt, wurde er wohl von wenigen geliebt und von vielen gefürchtet, aber angesichts seiner starken Persönlichkeit ... in den meisten Lagern mit Respekt geachtet."

Maximilians Regierungszeit umfaßt völlig den Dreißigjährigen Krieg, an dessen Ausbruch er zumindest nicht unbeteiligt war. Eine Art Vorspiel bildet die Affaire Donauwörth: in dieser Reichsstadt stand eine protestantische Mehrheit der Bürger einer katholischen Minderheit gegenüber. Eine Störung der Fronleichnamsprozession am 14.6. 1607 artete in gewalttätige Auseinandersetzungen aus, woraufhin der Kaiser am 3.8.1607 wegen Störung des Religionsfriedens die Reichsacht über die Stadt verhängte. Mit der Exekution

³¹ Es ist nicht sicher, daß diese Strophen wirklich so zusammengehören. Sie werden auch für das Lied: "Maikäfer, flieg!" in Anspruch genommen, wobei "flieg" sich dann auf "Krieg" reimen kann.

³² Selbstverständlich sollen damit die Leiden und Verluste in Süddeutschland durch diese Formulierung nicht relativiert werden.

wurde Herzog Maximilian beauftragt, der die Stadt am 17.12.1607 besetzte. Die Kosten für die Exekution mußte der Kaiser tragen, wofür er kurzerhand Donauwörth dem Herzog verpfändete, ein seit den Zeiten Karls IV. oft geübtes Verfahren. Da es, wie ebenfalls üblich, nie zur Auslösung des Pfandes kam, wurde Donauwörth bayerisch – eine willkommene Arrondierung des Herzogtums.

Die Donauwörther Affaire verschärfte die Spannungen zwischen den konfessionell unterschiedlichen Territorien weiter und führte zum Abschluß förmlicher Bündnisse, der protestantischen "Union" 1608 und der katholischen "Liga" 1609. Führungsmacht der Liga war Bayern. Österreich wurde nicht aufgenommen, da sich die Habsburger gerade das leisteten, was als der "Bruderzwist im Hause Habsburg" bekannt und 1872 durch Franz Grillparzer auch zu literarischen Ehren gekommen ist: Kaiser Rudolf II., der Alchemist auf der Prager Burg, wurde durch seinen Bruder Matthias verdrängt, den dann später Ferdinand II. auf wenig schöne Weise ebenfalls zur Seite schob.

Als Auslöser des Dreißigjährigen Krieges gilt der 2. Prager Fenstersturz vom 23.5.1618,



mit dem sich die böhmischen Stände gegen verschärfte Rekatholisierungsmaßnahmen zur Wehr setzten: mehrere Räte des Kaisers wurden aus dem Fenster der Prager Burg geworfen. (Der Vorgang war übrigens nicht so harmlos, wie man gewöhnlich glaubt, keine typisch tschechische "samtene" Variante: die Räte fielen zwar auf einen Misthaufen und konnten deshalb aufstehen und weglaufen, aber auf die Fliehenden wurde auch noch geschossen; man wollte sie also wirklich töten. Die Fallhöhe ist außerdem deutlich größer als auf der Abbildung.)

Als dann am 20.3.1619 Kaiser Matthias gestorben war, machten die böhmischen Stände von ihrem Recht Gebrauch, beim Aussterben einer Dynastie eine Königswahl vorzunehmen, so wie die Goldene Bulle dies vorsah. Sie übergingen dabei den Umstand, daß schon 1617 Ferdinand II. zum Mitkönig erhoben worden war, der freilich nur ein entfernter Verwandter seines Vorgängers war.

Die juristische Frage war indes nebensächlich; ausschlaggebend war der politische Wille der böhmischen Stände, einen Protestanten an die Spitze des Staates zu stellen. Die Wahl fiel auf Kurfürst Friedrich V., Pfalzgrafen bei Rhein, aus der pfälzischen, also protestantischen Linie der Wittelsbacher. Friedrich war durch die Oberpfalz böhmischer Nachbar, vor allem aber verheiratet mit der Tochter König Jakobs I. von England; allerdings erfüllten sich die Hoffnungen auf die Unterstützung durch den Schwiegervater später nicht.

Der Habsburger Ferdinand II. war derweil handlungsunfähig, denn 1. war er selbst in Österreich nur einer von mehreren Landesherren; 2. steckte die Rekatholisierung in Österreich noch in den Kinderschuhen, so daß er Sympathien der eigenen Untertanen für die Böhmen fürchten mußte; 3. hatte er kein Geld; und 4. war er noch

damit beschäftigt, sich von den Kurfürsten zum Nachfolger Kaiser Matthias' wählen zu lassen. Dies geschah am 28.8. 1619, pikanterweise genau einen Tag nach der Wahl Friedrichs zum König von Böhmen.

Um sich in Böhmen durchzusetzen, war Ferdinand also auf fremde Hilfe angewiesen, und diese Hilfe bot Maximilian von Bayern mit den Truppen der Liga im Münchner Vertrag vom 8.10.1619. Es ist bekannt, daß Friedrich gut ein Jahr später am 8.11.1620 in der Schlacht am Weißen Berge unterlag und fliehen mußte. Da seine Herrschaft nur einen Winter gedauert hatte, blieb an ihm der Name "Winterkönig" hängen; das kommt zwar zeitlich nicht ganz hin, denn von seiner Wahl bis zur Flucht waren es über 13 Monate, aber der Beiname soll wohl auch die Unfruchtbarkeit seines Regimes im Vergleich zur "Sonne Habsburgs" ausdrücken.

Friedrich wurde geächtet und damit auch als pfälzischer Kurfürst abgesetzt; ich habe es im 6. Kapitel schon erwähnt. Im Sommer 1621 besetzte Maximilian die Oberpfalz, im folgenden Jahr auch die rheinische Pfalz; die Bibliothek der Pfalzgrafen, die *Bibliotheca Palatina*, sandte er als Geschenk an den Papst nach Rom – eine für ihn ausgesprochen typische Handlungsweise.

Außerdem blieb Oberösterreich, das Maximilian bei seinem Zug nach Böhmen besetzt hatte, unter seiner Verwaltung. Die drei Gebiete dienten als Pfand für die Kriegskosten, die Kaiser Ferdinand ihm zurückerstatten mußte. Schließlich mußte sich Maximilian aber 1628 damit zufriedengeben, daß der Kaiser ihm die beiden Gebiete der Pfalz als erbliches Lehen übertrug – also die heute noch zu Bayern gehörige Oberpfalz sowie die rheinische Pfalz mit dem Zentrum Heidelberg.

Schon vorher, am 25.2.1623, hatte Maximilian ein weiteres, für das bayerische Prestige wichtiges Ziel erreicht: der Kaiser übertrug ihm die pfälzische Kurwürde; auch davon war im 6. Kapitel schon die Rede.

Man pflegt den Dreißigjährigen Krieg in vier Phasen einzuteilen: erstens den böhmisch-pfälzischen Krieg (1618–1623), den wir bereits betrachtet haben; zweitens den dänisch-niedersächsischen Krieg (1625–1629), der durch Intervention und Vertreibung des dänischen Königs Christians IV. bestimmt war und sich in Nordwestdeutschland abspielte. Von beiden Ereignissen war jeweils nur ein begrenztes Gebiet betroffen, aber das sollte sich bald ändern.

Wie wir gesehen haben, war Kaiser Ferdinand II. anfangs ganz auf die bayerische Hilfe angewiesen, wovon Maximilian I. durch die Erwerbung der Oberen und der rheinischen Pfalz und die Übertragung der Kurwürde reichlich profitierte. Im Laufe der Zeit erwuchs ihm aber im katholischen Lager selbst ein Konkurrent in Albrecht Wenzel Eusebius von Wallenstein:



Und hier noch seine Unterschrift:



Wallenstein war, wenigstens in Deutschland, der erste moderne Kriegsunternehmer, der also den Krieg als wirtschaftliches, gewinnorientiertes Unternehmen betrieb, wobei die Mitgift seiner Frau sein Startkapital bildete. Ob er darüber hinaus politische Ambitionen hatte, ist unklar. Wallenstein diente sich 1625 dem Kaiser mit einem auf eigene Kosten aufgestellten Heer an und stieg schnell auf. Jedoch bildet sich eine breite Fürstenopposition gegen ihn, die 1630 beim Kaiser seine Abberufung durchsetzt. 1632 zurückberufen, wurde er Anfang 1634 erneut abgesetzt und am 25. Februar dieses Jahres ermordet. Ob dies unter Mitwisserschaft des Kaisers oder gar auf seinen Befehl hin geschah, ist unklar.

Es folgte im Dreißigjährigen Krieg als dritte Phase der schwedische Krieg (1630–1635). Seine beherrschende Gestalt ist der schwedische König Gustav II. Adolf, der übrigens zugleich auch König von Norwegen war. Er ist der "Löwe aus Mitternacht", die Kapitelüberschrift nennt. Die Formulierung klingt freilich dramatischer als sie ist, denn Mitternacht heißt in diesem Zusammenhang einfach "Norden": bis ins 17./18. Jahrhundert war es im Deutschen üblich, die Himmelsrichtungen nach den Tageszeiten zu benennen.

Gustav Adolf landete 1630 mit einem Heer an der Ostsee – offiziell um den Protestanten zu Hilfe zu kommen, in Wirklichkeit aber vorwiegend als Eroberer, wie er selbst zugegeben hat. Er drang schnell nach Mittel- und Süddeutschland vor, wobei sich vor allem Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar mit ihm verbündete. 1631 wurden die Hochstifte Würzburg und Bamberg besetzt, die der Herzog von Weimar als neuer Landesherr erhielt, wobei er sie von König Gustav Adolf zu Lehen nahm.

Die schwedischen, aber auch die verbündeten deutschen Truppen taten sich durch besondere Grausamkeit gegenüber der Bevölkerung, vor allem auch gegenüber den katholischen Geistlichen hervor. Umgekehrt gehört die Eroberung bzw. Zerstörung Magdeburgs am 10.5.1631 durch die katholischen Truppen des Feldherrn Tilly ebenfalls zu den brutalsten Episoden des Krieges. Im Frühjahr 1632 erreichte Gustav Adolf Süddeutschland: am 24.4. wurde Augsburg erobert, am 16.5. München besetzt, während sich Maximilian in Ingolstadt verschanzte. Dann geht Anfang August eine Schlacht bei Zirndorf unentschieden aus, schließlich kommt Gustav Adolf am 16.11.1632 in der Schlacht von Lützen ums Leben. Sein Tod bedeutet aber nicht das Ende des Krieges, sondern der schwedische Reichskanzler Oxenstierna und Herzog Bernhard von Weimar führen ihn weiter. Sie erobern am 14.11.1633 Regensburg. Erst die Schlacht bei Nördlingen am 6.9.1634 führt dazu, daß die Schweden aus Süddeutschland abziehen. Am 30.5.1635 folgt dann der Friede von Prag.

Mit dem Frieden von Prag hätte der Dreißigjährige Krieg eigentlich nach 17 Jahren zu Ende sein können. Jetzt aber greift Frankreich unter Kardinal Richelieu militärisch ein und bewirkt zusammen mit Schweden im schwedisch-französischen Krieg eine Verlängerung der Kampfhandlungen um weitere 13 Jahre. Betroffen ist zunächst vor allem Norddeutschland, wo es zu den bis heute sprich-

wörtlichen Verheerungen kommt: "Pommerland ist abgebrannt". Hier eine Karte der Bevölkerungsverluste (je bräunlicher die Färbung, um so höher die Verluste):



Parallel zu den kriegerischen Ereignissen laufen Friedensverhandlungen, die in Münster und Osnabrück stattfinden. Die Aufteilung auf zwei Städte war nötig, weil es zwischen Frankreich und Schweden zu ständigem Streit um den Vorrang kam, so daß man schließlich in Münster mit Frankreich und in Osnabrück mit Schweden verhandelte. 1648 wurde schließlich der Friede abgeschlossen, den man ebenfalls nach den Verhandlungsorten den "Westfälischen Frieden" nennt.

Der Friedensschluß bedeutete eine Entkonfessionalisierung der Politik; der päpstliche Nuntius Fabio Chigi, später Papst Alexander VII., blieb bei den Verhandlungen vollkommen ohne Einfluß. Das Übergewicht der Politik über Religion und Konfession war schon im zweiten Teil des Konflikts sichtbar geworden, als das katholische Frankreich im Bündnis mit den protestantischen Fürsten stand. Das Band, das die Territorien des Reiches zusammenhielt, lockerte sich weiter. Die Einzelstaaten durften jetzt auch Bündnisse mit auswärtigen Staaten schließen (was sie zwar auch bisher schon getan hatten, was aber illegal war); jetzt war es erlaubt, solange sich das Bündnis nicht gegen das Reich als solches richtete.

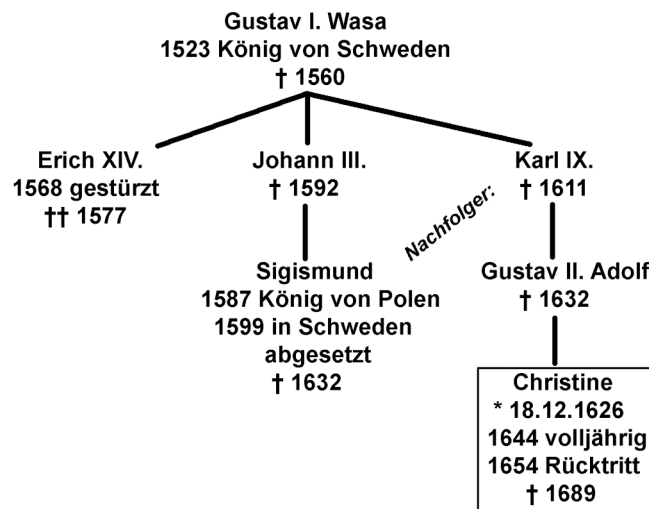
Unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten hinterließ der Krieg ein völlig verarmtes, entvölkertes Land, das Jahrzehnte brauchte, um sich zu erholen, und auch kulturell weit zurückfiel. Frankreich und besonders der französische Hof Ludwigs XIV. wurden zum Vorbild, das die deutschen Duodezfürsten nachahmten, auch wenn ihre wirtschaftlichen Möglichkeiten das gar nicht zuließen. Die französische Sprache wurde in Kultur, Bildung und Politik zur maßgebenden

Sprache, neben der sich das Deutsche erst ganz allmählich und mühsam wieder durchzusetzen begann.

Um so seltsamer muß es uns anmuten, daß schon wenige Jahre später die sog. Nordischen Kriege folgten, an denen Deutschland teilweise ebenfalls beteiligt war. Zuvor möchte ich aber noch kurz über die Königin Christina von Schweden berichten, die Tochter und Nachfolgerin Gustav Adolfs.



Sie regierte, seit sie 1644 mündig wurde, und zwar offenbar ausgesprochen klug, und war beim Volk überaus beliebt und angesehen. Außerdem war sie hochgebildet und korrespondierte z.B. mit dem Philosophem Descartes³³. 1654 aber legte sie die Krone nieder und konvertierte zum Katholizismus, und zwar, soweit wir das überhaupt beurteilen können, aus ehrlicher innerer Überzeugung. Das war natürlich aus protestantischer Sicht ein unglaublicher Skandal, aus katholischer ein ungeheurer Triumph; aber es kennzeichnet auch die Entkonfessionalisierung der Politik, daß sie nicht versuchte, ihre Untertanen zum gleichen Schritt zu bewegen oder gar zu zwingen. Hundert Jahre vorher wäre das vermutlich noch anders verlaufen, wie etwa das Beispiel England zeigt, wo die Untertanen im 16. Jahrhundert mehrfach die Konfession wechseln mußten (Heinrich VIII., Eduard VI., Maria die Katholische, Elisabeth). Ganz so fremd war dem schwedischen Königshaus der Katholizismus übrigens nicht: schon Christinas Onkel Johann hatte katholische Neigungen, und ihr Cousin Sigismund war konvertiert, um König von Polen werden zu können:



Auf Christina folgte ihr Cousin Karl X., der ein pfälzischer Wittelsbacher war. Er hatte zwei Eigenschaften, die sonst für die Wittelsbacher nicht eben charakteristisch sind: er wirtschaftete sparsam – und gründete 1657 die heutige noch bestehende schwedische

³³ Sie lud ihn auch nach Schweden ein, aber er vertrug die dortige Kälte nicht und starb schon nach einem Winter.

Reichsbank –, und er war militärisch hochbegabt. Allerdings stammte seine Mutter aus der Familie Gustav Adolfs, und wer sagt denn, daß sich strategische Begabung (nur) in der männlichen Linie vererbt? Ihn wegen dieser Qualität zum "Nordischen Alexander [dem Großen]" hochzustilisieren, dürfte aber übertrieben sein. Spektakulär war ein Truppenübergang über die zugefrorene Ostsee im Winter 1657/8. Während seiner nur sechs Jahre dauernden Regierung hat er praktisch immer Krieg geführt. Und zwar griff er Polen an, um Erbansprüche des dortigen Königs auf Schweden als Nachfahr Sigismunds vorzubeugen und russischen Expansionsbestrebungen zur Ostsee hin zuvorkommen.

Ein weiterer Beteiligter an diesem Krieg rund um die Ostsee war Markgraf Friedrich Wilhelm von Brandenburg (reg. 1640 – 1688), der in der preußischen Geschichtsschreibung als der "Große Kurfürst" firmiert. (Über seine Gemahlin läuft übrigens die Verwandtschaft mit den Oraniern, die ich im 7. Kapitel erwähnt habe.)



Ihm gelang es, durch eine geschickte Schaukelpolitik zwischen Schweden und Polen, die staatliche Unabhängigkeit Ostpreußens zu erlangen.

Auch Karl XII. von Schweden, Enkel Karls X., hat von 1700 an bis zu seinem Tode fast immer Krieg geführt. Zunächst glaubten die Nachbarn, den jungen unerfahrenen König leicht besiegen zu können. Dann aber drehte sich der Spieß um, und er attackierte die osteuropäischen Staaten Polen und Rußland, zeitweise sehr erfolgreich – so wurde auf sein Betreiben hin August der Starke als König von Polen abgesetzt –, dann aber erlitt er am 28.6.1709 in Poltawa eine vernichtende Niederlage gegen den russischen Zaren Peter den Großen. Er floh schließlich in die Türkei, wo er fünf Jahre blieb, dann wieder nach Mitteleuropa zurückkehrte und den Krieg weiterführte, bis er 1718 starb.

Schweden wurde dadurch freilich ruiniert und verlor die Machtstellung als dominierender Staat der Ostsee, die Gustav Adolf und auch Karl X. aufgebaut hatten. In unserem Zusammenhang ist erwähnenswert, daß Pommern, das seit der Zeit Gustav Adolfs unter schwedischer Herrschaft stand, 1720 an Brandenburg-Preußen übergang. Die Verluste an Menschenleben während der Kriege Karls X. und Karls XII. sind kaum zu zählen. Seltsamerweise verlief dieser "Nordische Krieg" parallel, aber ohne wirkliche Berührung mit der anderen großen Auseinandersetzung, die wir als "Spanischen Erbfolgekrieg" (1700 – 1714) zu bezeichnen pflegen.

IV. TEIL: NICHT NUR SÜSSWASSER

16. KAPITEL: NORDSEE IST MORDSEE

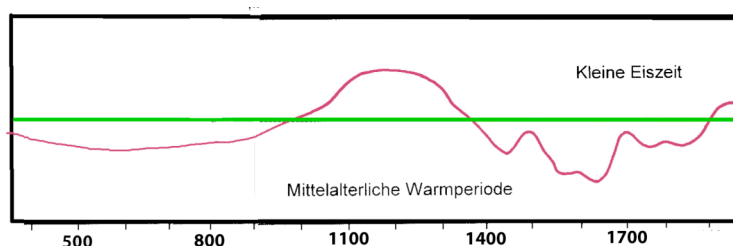
DA SAH DER HERR, DASS DIE BOSHEIT der Menschen auf Erden groß ward und alles Denken und Trachten ihres Herzens allezeit böse. Da reute es den Herrn, daß er die Menschen auf Erden gemacht, und er ward tief bekümmert. Darauf sprach der Herr: 'Vertilgen von der Erde werde ich die Menschen, die ich erschaffen habe.' ... Noe aber hatte Huld in den Augen des Herrn gefunden. ... Da sprach der Herr zu Noe: ... 'Baue eine Arche aus Fichtenholz ... und verpiche sie mit Harz von außen und innen! ... Ich lasse jetzt eine Wasserflut auf Erden kommen, um alles Fleisch, das unterm Himmel ist, zu vertilgen. ... Du sollst mit deinen Söhnen, deinem Weibe und deinen Schwiegerwöchtern in die Arche gehen. Von jedem Lebewesen sollst du je ein Paar mit in die Arche nehmen, um sie bei dir am Leben zu erhalten!' ... Vierzig Tage kam die Flut über die Erde. Und das Wasser wuchs und hob die Arche, daß sie über der Erde schwebte. ... Da starb jegliches Fleisch, das sich auf Erden regte, ... sowie alle Menschen. ... Und das Wasser wuchs auf Erden 150 Tage. ... Dann gedachte Gott des Noe und all der Lebewesen in der Arche. Und Gott ließ einen Wind über die Erde wehen, und das Wasser sank. ... Und die Arche ließ sich am 17. Tage des 7. Monats auf dem Berge Ararat nieder."

Wir haben uns bisher vor allem mit den wohltätigen Aspekten des Wasser in Form von verkehrsgünstigen Flüssen befaßt. Es hat aber auch eine andere, gefährliche, ja geradezu lebensbedrohliche Seite, wie aus dem wohlbekanntem Text aus der Bibel³⁴, den ich gerade zitiert habe, hervorgeht. Besonders die Nordsee war ein gefährliches Meer, das jedem, der es befuhr, immer wieder klar machte: "Vor Gericht und auf See sind wir in Gottes Hand." Oder noch schärfer formuliert: "Nordsee ist Mordsee." Jeder Abschied eines Matrosen von seiner Familie konnte der letzte sein. Das galt zwar auch für Reisen zu Lande, aber an der Küste war die Wahrscheinlichkeit eines fatalen Ausgangs der Fahrt um vieles höher. Das gilt übrigens auch für die Wikingerschiffe; nur wird uns das nur wenig bewußt, denn von den Schiffen, die auf See scheiterten, berichtet keine Saga und keine Edda.

Die Gefährlichkeit der Seereisen und ganz generell des Lebens an der Küste nahm vom Beginn des 14. Jahrhunderts an beträchtlich zu, denn damals ereignete sich ein Klimawandel, den man auch als Beginn einer "kleinen Eiszeit" bezeichnet.

Das Klima machte im Laufe des Mittelalters eine typische, mittlerweile recht gut erforschte Wandlung durch. Wenn wir als Indikator die Durchschnittstemperatur nehmen wollen, so zeigt sich folgendes Bild:

³⁴ Gen. 6–8.



(Die grüne Linie zeigt dabei den Durchschnittswert des 20. Jahrhunderts an.) Sie sehen, wie eine ungünstige Situation in der Spätantike und im frühesten Mittelalter sich während der Karolingerzeit ganz allmählich bessert. Das eigentliche Hochmittelalter von etwa 1100 bis 1300 stellt dann eine sehr günstige Situation dar. Vom Beginn des 14. Jahrhunderts an beobachten wir aber ein kontinuierliches und auch relativ schnelles Absinken der Temperaturen, das schließlich in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, also während des Dreißigjährigen Krieges, einen Tiefpunkt erreicht.

Erst im 20. Jahrhundert wird die Gegenbewegung sichtbar, die bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts zu einem Temperaturmaximum führte. Dieser Umstand wird im allgemeinen deutschen Bewußtsein durch die Erfahrungen der Soldaten im russischen Winter überdeckt, aber diese waren dem osteuropäischen Kontinentalklima geschuldet. In Deutschland war z.B. das Jahr 1947 durch einen Hitzesommer ohne gleichen charakterisiert. Danach gingen die Temperaturen ein wenig zurück, was die Bildzeitung mit Schlagzeilen wie "Droht eine neue Eiszeit?" kommentierte.

Wie es mit dieser Bewegung weitergehen wird, ist ja heute die große Frage. Auf das Problem, daß die Temperaturen in der hochmittelalterlichen Warmphase teilweise höher waren als heute, können wir hier nicht näher eingehen; wir sollten aber bedenken, daß neben der Temperatur auch andere Faktoren wie z.B. die Feuchtigkeit und die Luftverschmutzung eine Rolle spielen.

Was sind die Gründe für diese Klimaentwicklung? Es gibt Vermutungen, aber keine unumstößlichen Beweise, und das gilt für den Wechsel von Warm- und Kaltzeiten auf der Erde überhaupt. Zunächst sind astronomische Faktoren zu erwägen: die Sonnenaktivität ist nicht vollkommen stabil, sondern schwankt in verschiedenen, einander überlagernden Zyklen. Einer davon ist der 11jährige Zyklus der Sonnenflecken, die darüber hinaus langfristig stärker oder schwächer auftreten oder sogar ganz verschwinden können, wie das wohl derzeit der Fall ist. Ferner ändert sich die Bahn der Erde um die Sonne: sie ist eben kein vollkommener Kreis, sondern eine, wenn auch sehr kreisnahe, Ellipse, deren Exzentrizität variiert, d.h. sie ist bald kreisnäher, bald flacher. Und außerdem schwanken die Richtung der Erdachse und ihre Neigung; eine stärkere Neigung führt zu deutlicheren Unterschieden der Jahreszeiten. Diese Variablen können sich gegenseitig ausgleichen, aber auch addieren und dann zu Eiszeiten und Warmzeiten führen.

Es gibt aber auch hausgemachte Faktoren, nämlich Vulkan- ausbrüche, durch die Staub und Aerosole in die höhere Atmosphäre geschleudert werden, wo sie sich über die ganze Erde verbreiten

und zu einer verstärkten Reflexion der Sonneneinstrahlung führen, was wiederum die Temperaturen auf der Erde sinken läßt. Diese Veränderungen der Atmosphäre lassen sich aus den Eisbohrkernen aus Grönland und der Antarktis sehr genau ermitteln und datieren. Der bislang größte Vulkanausbruch dieser Art während der Menschheitsgeschichte war derjenige des Toba auf Indonesien vor ungefähr 70000 Jahren, der zu so starken Klimaänderungen führte, daß die Menschheit um ein Haar ausgestorben wäre.

Auch aus der Zeit der "kleinen Eiszeit" lassen sich mehrere Vulkanausbrüche ermitteln, die sich jeweils mit Knicken in der Temperaturkurve zusammenbringen lassen. Am bekanntesten ist der Ausbruch des Tambora am 10./11.4.1815, der dazu führte, daß in Europa im Jahre darauf die Temperaturen sich praktisch das ganze Jahr über in der Nähe des Gefrierpunktes hielten. 1816 ist als "Jahr ohne Sommer" in die Geschichte eingegangen; etliche Jahre besonders aus dem 17. Jahrhundert hätten aber Anspruch auf denselben Titel.

Alternativ zu einem Vulkanausbruch ist auch an einen Meteoriteneinschlag zu denken, wie etwa jenen, der den Dinosauriern zum Verhängnis wurde, aber dafür gibt es in der Zeit, die wir hier betrachten, keine Hinweise. Auf den Einschlag vor 65 Millionen Jahren folgten übrigens jahrzehntelange Vulkanausbrüche in Sibirien, so daß letztlich offenbleiben muß, was den Dinosauriern wirklich den Rest gegeben hat; aber das nur am Rande.

Es gibt noch eine weitere Erscheinung, die vielleicht von Bedeutung ist. Im Jahre 1560 wurde in Zürich ein Polarlicht beobachtet. In diesem Sinne müssen wir wohl auch den Bericht Gregors von Tours zum Jahre 583 interpretieren; er schreibt: "In diesen Tagen wurden nach Norden Strahlen sichtbar, die in höchstem Glanz leuchteten, sich näherten und dann wiederum trennten, bis sie verschwanden. Auch glänzte der ganze Himmel dabei gegen Norden so hell, daß man glauben konnte, die Morgenröte breche an." Polarlichter in Mitteleuropa deuten auf ein schwaches oder gar zusammengebrochenes Magnetfeld der Erde hin, was möglicherweise ebenfalls Einfluß auf das Klima hat. Auch dieses Thema ist derzeit offenbar aktuell.

Eine weitere Vermutung ist eine Abschwächung des Golfstroms, mit der Folge, daß Europa weniger stark vom Meer aus erwärmt wurde. Eine solche Abschwächung ist möglich, wenn der Süßwasseranteil im Meer steigt, etwa durch Abschmelzen von Gletschern oder des Polareises.

Wie dem auch sei, wir beobachten eine günstige Phase von ca. 200–300 Jahren im Hochmittelalter und anschließend eine ungünstige Phase von 400–500 Jahren im Spätmittelalter und der Frühen Neuzeit. Beide Phasen hatten direkten Einfluß auf die Landwirtschaft und die Bevölkerungsentwicklung.

Die günstige Phase führte dazu, daß sich auch Gebiete höher in den Bergen landwirtschaftlich nutzbar machen ließen, die zuvor nicht geeignet waren. Dazu wurde auch in großem Umfang Wald gerodet. Die Waldfläche in Deutschland ist heute um die Hälfte größer als um das Jahr 1300.



Eine zweite Expansionsmöglichkeit neben der Waldrodung war das Trockenlegen von Sümpfen und Mooren. Diese erweiterte landwirtschaftliche Fläche konnte – zusammen mit der vorhin erwähnten verbesserten Agrartechnik – mehr Menschen ernähren, so daß die Bevölkerungszahl deutlich anstieg und man es sich leisten konnte, Menschen für nicht produktive Tätigkeit wie Kunst, Kultur und Wissenschaft freizustellen.

Die höheren Temperaturen erlaubten es auch, bei uns Pflanzen anzubauen, für die es zuvor einfach zu kalt gewesen war, etwa anspruchsvolle Getreidesorten wie den Weizen. Auch der Weinbau dehnte sich nach Norden aus; selbst im Süden Norwegens wurden im 12. Jahrhundert Weinberge angelegt. Ebenso konnten in Frankreich viel weiter nördlich Ölbäume angepflanzt werden als selbst heute wieder. Ferner war überhaupt die nutzbare Vegetationsperiode im Sommer länger; dies kann man etwa aus Quellenangaben über den Beginn der Blüte und die Erntereife bestimmter Obstsorten ableiten.

Es gab auch negative Auswirkungen. In den heißeren Sommern fühlten sich die Mücken wohl, darunter auch jene, die die Malaria übertragen. An dieser Krankheit konnte man sich damals selbst in England anstecken. Es gab in einzelnen Jahren auch extreme Trockenperioden. So konnte man 1130 den Rhein zu Fuß durchqueren. Dasselbe galt 1135 für die Donau; in Regensburg nutzte man diesen Umstand, um die Fundamente für die steinerne Brücke zu legen.

Seit dem Beginn des 14. Jahrhunderts kehrte sich die Situation um, und es wurde kontinuierlich kälter und feuchter. Man kann diese Entwicklung fallender Temperaturen abseits aller naturwissenschaftlichen Messungen sehr schön daran vorführen, wie oft im Laufe der Zeit im Winter der Bodensee zufror, ein spektakuläres Ereignis, das stets Eingang in die Quellen fand. Der lokale Ausdruck dafür lautet in alemannischem Dialekt "die Seegrörne", ein Wort, das zum geologisch-geographischen Fachterminus geworden ist³⁵. Hier nach Jahrhunderten abgeteilt eine Tabelle der Jahre, in denen sie eintrat:

9.	10.	11.	12.	13.	14.	15.	16.	17.	18.	19.	20.
Jahrhundert											
875		1074	1108	1217	1323	1409	1512	1684	1788	1830	1963
899		1076		1227	1325	1431	1553	1695		1880	
				1277	1378	1435	1560				
					1379	1460	1565				
					1383	1465	1571				
						1470	1573				
						1479					

³⁵ Wie z.B. auch das Wort "Hinterland", das amüsanterweise von romanischen Gelehrten manchmal "Interland" geschrieben wird.

Seit 1573 findet jedesmal, wenn der Bodensee zugefroren ist, eine Prozession statt, bei der ein Gnadenbild des hl. Johannes



von Münsterlingen über den See nach Hagnau und beim nächsten Mal wieder zurückgetragen wird; das letzte Mal geschah dies 1963. Derzeit befindet es sich in Münsterlingen, und dort wird es wohl auch auf absehbare Zeit bleiben.

Zugleich mit dem Absinken der Temperaturen wurde das Wetter zunehmend unberechenbar, so daß langjährige Erfahrungen hinsichtlich Pflanz- und Ernteterminen versagten. In den beiden ersten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts kam es zu verheerenden Hungersnöten, gefolgt von extremen Preissteigerungen für die Grundnahrungsmittel; so stiegen etwa von November 1315 bis Juni 1316 in Antwerpen die Getreidepreise auf das Vierfache. Diese Preissteigerungen trafen vor allem die kleinen Leute und wurden noch zusätzlich durch Spekulation angeheizt.

Ein solcher Spekulant soll ausgerechnet der Erzbischof von Mainz gewesen sein. Als die hungernden Bauern zu ihm kamen, so berichtet die Sage, verwies er sie auf eine Scheune, in dem sie aber nur bereits ausgedroschenes Stroh fanden. Wie es in solchen Fällen eigentlich immer passiert, warf irgend jemand Feuer in die Scheune, die hinausdrängenden Bauern verstopften den Eingang, so daß alle jämmerlich verbrannten. Das war nun aber selbst für mittelalterliche Verhältnisse zu viel, und der hartherzige Erzbischof mußte vor dem Volkszorn auf einen Turm im Rhein fliehen:



Dort aber ereilte ihn sein Schicksal. Von allen Seiten, so berichtet die Legende, schwammen Mäuse über den Rhein, drangen in den Turm ein und fraßen den Erzbischof bei lebendigem Leibe. Der Mäuseturm steht heute noch. Nahrungsmittelspekulation gibt es aber auch noch und gerade in der Gegenwart.

Das zunehmend feuchte Wetter hatte eine weitere Folge: an den Küsten der Niederlande und Frankreichs sank die Salzproduktion, weil das aus dem Meer gewonnene Salz nicht mehr ausreichend in der Sonne trocknen konnte; dieses Salz fehlte wiederum für die Konservierung der Lebensmittel. Wenn die Flüsse zufroren, konnten auch die Wassermühlen nicht mehr betrieben werden, die es überall gab, z.B. in größerer Zahl auch an der Passauer Innbrücke.

Generell mußten jene Kulturen, die das warme Klima bisher ermöglicht hatte, wie etwa Weizen in Mecklenburg oder Wein in Norwegen, wieder aufgegeben werden; letzteres führt zu der grotesken Anekdote, der Papst habe den Norwegern erlaubt, beim Meßopfer den Wein durch Bier zu ersetzen. In Nordisland und auf Grönland brach der Ackerbau ganz zusammen, und es ließ sich nur noch Viehwirtschaft betreiben, bis, wie im Falle Grönlands, auch das nicht mehr möglich war und die eingewanderten Wikinger verhungerten und ausstarben. Die Verbindung von Skandinavien nach Grönland

riß ab, weil das von Eisschollen übersäte Meer nicht mehr zu befahren war.

In Zentraleuropa mußten viele Äcker und Almen in den höheren Bergregionen aufgegeben werden, so daß der Wald sich die zuvor gerodeten Flächen wieder zurückholte. Und das galt nicht nur für einzelne Äcker, sondern für ganze Dörfer. Man schätzt, daß damals im Durchschnitt ein Viertel aller Siedlungen des 13. Jahrhundert wieder aufgegeben wurden, in manchen Gegenden bis zur Hälfte. Noch heute kann man deren Spuren im Wald auffinden und ggf. archäologisch ausgraben; das ist auch deshalb interessant, weil man dabei gewissermaßen einen eingefrorenen Zustand des Spätmittelalters beobachten kann, der nicht durch spätere Entwicklungen überformt ist.

Die Klimaverschlechterung führte ferner zu häufigeren Wetterextremen. An der Küste kam es zu heftigen Sturmfluten. An sich treten die Gezeiten ja sehr zuverlässig ein, und unsere Vorfahren fanden schon vor Jahrtausenden heraus, daß die Stärke des Tidenhubs von der Mondphase abhängt: besonders gering bei Halbmond, besonders stark bei Neumond und Vollmond. Wenn dazu aber noch meteorologische Extreme hinzukommen, brechen Katastrophen herein, besonders wenn der Wind das Wasser bei Ebbe am ablaufen hindert.

Die schlimmste Katastrophe war an der deutschen Nordseeküste die Flut vom 15./17.1.1362, die man als Marcellusflut (nach dem Marcellustag am 16. Januar) oder drastischer als die *Grote Mandrenke* (also hochdeutsch: das große Menschenenertrinken) im Gedächtnis behielt. Sie war mit erheblichen, bis heute bestehenden Landverlusten am Jadebusen und der Wesermündung verbunden:



Sie sehen grün eingefärbt das Gebiet, das bis dahin Land war und heute Meer ist (WiH = Wilhelmshaven, BrH = Bremerhaven). Noch drastischer zeigten sich ihre Folgen an der holsteinischen Küste. Sie sehen links den Zustand vor 1362 und rechts ungefähr die heutige Situation:



Insbesondere um die reiche Stadt Rungholt, die ganz unterging, entwickelten sich sagenhafte Berichte, die an Atlantis oder das in der Ostsee versunkene Vineta erinnern; es ist aber mittlerweile

archäologisch nachgewiesen, daß Rungholt wirklich existiert hat und 1362 untergegangen ist. An der Stelle der versunkenen Landflächen liegt heute das Wattenmeer.

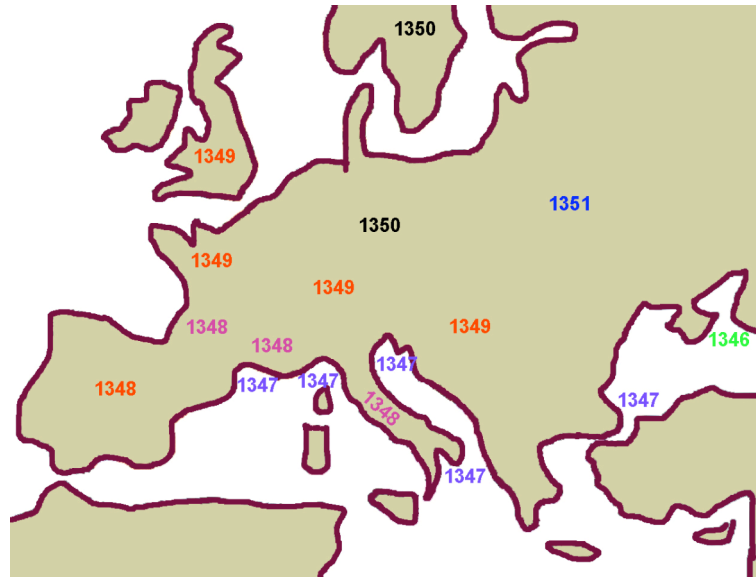
Demgegenüber wirken Meldungen wie die, daß am 30.6.1318 in Köln Schnee fiel, fast idyllisch und kurios. Dazu ist noch anzumerken, daß das Datum "30. Juni" korrigiert werden muß, weil sich der Fehler in Cäsars Kalender, den dann die Gregorianische Kalenderreform von 1582 beseitigte, damals schon auf 8 Tage angewachsen war; der Schneefall des 30. Juni fand also sogar an einem 8. Juli statt. (Dieser Korrekturbedarf gilt übrigens für alle Quellenstellen zur Klimageschichte, auch für die Daten über die Blüte- und Erntezeiten.)

Die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts war also eine Zeit voller Wetterkatastrophen und Hungerjahre. Auf die dadurch bereits geschädigte und geschwächte, hungernde Bevölkerung traf dann von 1348 an die medizinische Katastrophe der Pest, des sog. Schwarzen Todes.

Auch der Schwarze Tod ist gewissermaßen ein Meeresereignis, denn seine Ausbreitung erfolgte entlang den Schifffahrtsrouten. (Heute sind mehr die Fluglinien maßgebend ...)

Der Zug der Pest läßt sich geographisch und zeitlich verfolgen. Sie entstand um 1320 im indisch-chinesischen Grenzgebiet, vielleicht durch eine Mutation aus einer weniger aggressiven Form. Sie läßt sich von den 30er Jahren an in China nachweisen, wo sie zu Bevölkerungsverlusten von mehreren Zig-Millionen Menschen führte, anteilmäßig etwa in gleicher Höhe wie in Europa, und politisch zum Ende der Yüan-Dynastie.

Der Weg nach Westen dauerte etwas länger: die erste Nachricht stammt von 1346. Im Heer eines Mongolenfürsten, der die Stadt Kafa auf der Krim belagerte, brach die Krankheit aus. In der Stadt befanden sich Genuesische Kaufleute, auf deren Schiffen die Pest nach Europa kam. 1347 trat sie in Konstantinopel auf und beschleunigte den Niedergang des oströmischen Reiches. Im Oktober 1347 lagen pestverseuchte Genuesische Schiffe vor Messina; die Seeleute wurden nicht an Land gelassen, aber die Krankheit griff doch auf die Stadt über. In Catania, etwas südlich von Messina, hatte man Mitleid mit den Kranken und nahm sie auf, aber man bezahlte diesen Akt christlicher Nächstenliebe mit der fast vollständigen Entvölkerung der Stadt. Ende 1347 griff die Krankheit auf Genua, Venedig und Marseille über, also auf die Hafenstädte.



Der Seeweg ist also wichtig für die Ausbreitung der Seuche, und zwar auch deshalb, weil die Inkubationszeit länger war als die üblichen Reiseetappen auf dem Meer. Auf dem Seeweg kam sie auch in die nordeuropäischen Küstenregionen, wobei es eine Rolle spielte, daß die Fortschritte der Reconquista in Spanien und Portugal seit dem Ende des 13. Jahrhunderts die gefahrlose Durchfahrt durch die Straße von Gibraltar erlaubten.

In Italien finden wir die Pest Anfang 1348 in Florenz, wo sie Boccaccio miterlebte. Er beschreibt sie in der Einleitung zu seinem Decamerone, wobei er auch auf die politischen, moralischen und gesellschaftlichen Folgen eingeht. Im Mai 1348 ist die Seuche in Pistoia, Siena und Orvieto und im weiteren Verlauf des Jahres 1348 praktisch überall auf der Apenninhalbinsel. Von Marseille aus verbreitet sie sich in Südfrankreich; im Sommer 1348 finden wir sie in Narbonne, Carcassonne, Toulouse, Perpignan und Bordeaux, im Winter dann auch in Avignon. Im Winter 1348/9 kommt sie nach England, in die Normandie und die Niederlande. Im Sommer 1349 breitet sie sich in West- und Süddeutschland aus, also wohl auch nach Passau, und die Donau entlang bis nach Ungarn. Bis zum Dezember 1349 ist Schottland, Dänemark und Nordwestdeutschland erreicht, 1350 dann auch Norwegen, Schweden und Norddeutschland. Ende 1350 hat sie ihren Weg sogar bis nach Grönland gefunden, und Ende 1351 ist sie in Rußland angelangt.

Das war die erste Welle, periodisch bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts immer neue Ausbrüche folgten. Berühmt war beispielsweise die Londoner Pest von 1665, die durch Daniel Defoe ebenfalls in die Literaturgeschichte eingegangen ist.

17. KAPITEL: WIRTSCHAFT IST MACHT – DIE HANSE

BUTEN UN BINNEN – WAGEN UN WINNEN steht über dem Haupteingang des Hamburger³⁶ Rathauses. Wer keine germanistischen oder plattdeutschen Kenntnisse besitzt, wird über das *buten* und das *winnen* stolpern. Deshalb kurz die Erklärung: *uten* ist die niederdeutsche Variante des hochdeutschen Wortes "außen". Dem *winnen* fehlt nur die im Hochdeutschen übliche Verstärkungssilbe "ge-", es heißt also "gewinnen". Wir können den Satz also paraphrasieren: "In der Ferne und in der Heimat Risiken eingehen und Profite machen." Der perfekte Wahlspruch eines Fernhandelskaufmanns!

Im vorigen Kapitel sahen wir, welche Gefahren die Reise auf der stürmischen Nordsee und auf der etwas weniger stürmischen, aber im Winter vom Eisgang bedrohten Ostsee mit sich bringen konnte. Jetzt wollen wir die positiven Aspekte in den Vordergrund rücken. Die Seefahrt bietet auch die Möglichkeit, Reichtum und Macht zu erwerben, und zwar sowohl für den einzelnen Kaufherrn als auch für ganze Städte und Städtegemeinschaften.

Als nüchterne Handelstreibende stellen wir uns aber auch die Frage: lassen diese hohen Risiken nicht irgendwie in den Griff bekommen? Die Antwort lautet; ja, wenn man sie auf mehrere Schultern verteilt. Es ist kein Zufall, daß im Seehandelsmilieu die Idee der Versicherung entstand. Und tatsächlich gibt es die ersten Schiffsversicherungen schon in der griechischen Antike. Es ist natürlich nicht so, daß eine Versicherung Verluste und Unglücke verhindert, wie vor einiger Zeit eine große deutsche Versicherungsgesellschaft ihren Kunden suggerieren wollte: "... der schließt vom ersten Augenblick ein festes Bündnis mit dem Glück." Aber der Verlust eines Schiffes führt dann eben nicht mehr zum vollständigen Ruin einer einzelnen Firma, sondern die Lasten werden verteilt.

Es lag also nahe, daß sich mehrere Seekaufleute zu einer Handelsgemeinschaft zusammenschlossen. Eine solche Gemeinschaft nannte man *hanse* oder *hense*. Der Ausdruck taucht erstmals in dieser Bedeutung im 12. Jahrhundert auf. Die Mitglieder einer solchen Hanse halfen sich vor allem im Ausland. Teilweise betrieben sie dort auch eine Niederlassung, in der die Kaufleute ihre Waren lagern konnten und auch eine Wohnmöglichkeit hatten. 1157 wird eine Gildehalle der Kölner Englandfahrer in London erwähnt. Auch am anderen Ende der Welt, in Nowgorod im heutigen Rußland, gab es so etwas, dort sogar mit einer eigenen, St. Peter geweihten Kirche.

Im Laufe des 14. Jahrhunderts ging dann diese "Kaufmannshanse" über in die "Städtehanse", d.h. die Handelsstädte selbst schlossen Verträge mit auswärtigen Staaten über den Schutz ihrer Kaufleute, was den Handelsherrn zusätzliche Rechtssicherheit bot. Schließlich nahmen die Städte untereinander Kontakt auf und schlossen sich zu dem Bündnis zusammen, das dann als die Hanse schlechthin galt. Die Verträge waren übrigens möglichst "ungleiche" Verträge, die ihren Kaufleuten größere Rechte gewährten als den Kaufleuten der Gegenseite oder Händlern anderer Herkunft. Die Städte hielten Versammlungen ab, um ihre Aktivitäten zu koordinie-

³⁶ Vielleicht auch in Bremen oder Lübeck?

ren, die sog. Hansetage, die meist in Lübeck stattfanden. Eine irgendwie strukturierte Verfassung hatte die Hanse aber nie. Sie umfaßte aber nicht nur die Küstenstädte, sondern immer mehr auch binnenländische Städte, die an den Wasserwegen lagen und die Hauptabnehmer jener Waren darstellten, die die Seehandelskaufleute importierten und die Lieferanten der Exportgüter. Die folgende Karte zeigt als roten Punkt die teilnehmenden Städte während der maximalen Ausdehnung der Hanse und als blaue Linien die Haupthandelswege:



Was handelten diese Kaufleute? Vor allem Massengüter. Fisch aus der Nordsee und aus Skandinavien, vor allem Stockfisch, also getrockneten Fisch, der praktisch unbegrenzt haltbar war. Das Wort Stöckfisch klingt deutsch und ist es wohl auch (vielleicht mit skandinavischem Hintergrund); es heißt amüsanterweise auch im Französischen *stockfish*, im Englischen *stockfish*, sogar im Italienischen *stoccafisso* (neben anderen Bezeichnungen, so im Italienischen *baccalà*). Auf der Nordsee wurden ferner Wolle und Tuche transportiert, und zwar englische Wolle auf den Kontinent und die Fertigprodukte in umgekehrter Richtung; die flandrische Tuchindustrie war berühmt und höchst einträglich. Auf der Ostsee wurden die Naturprodukte aus Rußland herbeigeschafft, also Pelze und Metalle, aber auch Getreide und Wachs. Vom Binnenland ans Wasser lieferte die Hanse vor allem Salz, das z.B. in der Lüneburger Heide gesotten wurde. (Die Heide war ursprünglich ein reines Waldgebiet, das durch das Abholzen der Bäume für das Salzsieden seine heutige Gestalt erhielt.) Zu erwähnen ist auch der Weinhandel.

Das typische Schiff der Hansekaufleute war die Kogge, ein schon im frühen Mittelalter in Friesland entwickeltes hochbordiges Schiff mit einem Mast und Rahsegel. Die größte erhaltene Kogge ist über 23 m lang, 7,6 m breit und maximal 4,6 m hoch. Vom 15. Jahrhundert an trat die Holte an ihre Stelle. Auf den Siegeln mehrerer Hansestädte sind Koggen abgebildet, so hier für Lübeck:



Am Ende des Mittelalters ging auch die Zeit der Hanse zu Ende, weil die modernen Staaten in Konkurrenz zu ihr traten, so vor allem England, das 1598 die fremden Kaufleute vertrieb, um die eigene Wirtschaft zu fördern. Die Hanse hatte auch zunehmend mit der organisierten Piraterie zu kämpfen, so den sog. Vitalienbrüdern. Wenn diese allerdings der Hanse in die Hände fielen, hatten sie nichts zu lachen, wie etwa Klaus Störtebeker 1401 erfahren mußte. Die Abwehr der Piraten war vor allem kostenintensiv, insbesondere, wenn diese sich der stillschweigenden oder offenen Förderung durch die Staaten erfreuten. Die (europäische) Entdeckung Amerikas führte dann zu einer Neuorientierung aller Handelswege.

Was bleibt bis heute von der Hanse? Daß sich etliche Städte bis heute offiziell "Hansestadt" nennen, was sich bisweilen sogar in den Autokennzeichen niederschlägt (HB = Bremen, HH = Hamburg, HL = Lübeck, HST = Stralsund, HRO = Rostock) und in einem Fußballverein: Hansa Rostock.

V. TEIL: DIE DONAU

"Brigach und Brege bringen die Donau zuwege" lautet ein geographischer Merksatz. Allerdings versickert die neugeborene Donau ziemlich bald darauf wieder im Untergrund, wo sie sich sogar mit dem Wasser des Rheins vermischt, der gerade einmal 20 km entfernt ist. Deshalb ist auch die offizielle Donauquelle, die in Donaueschingen sanft in ein Wasserbecken plätschert, eher symbolisch zu nehmen.

Der Name "Donau" dürfte wiederum keltischen Ursprungs sein und dort *Dānab*... gelautet haben, wovon sich das lateinische *Danubius* ableitet. Das lange a der ursprünglichen Lautung wird im Germanischen regelkonform zum ö, deshalb die deutsche Form Donau. Die hochdeutsche Lautverschiebung, die etwa im 7. Jahrhundert stattfindet, macht in den süddeutschen Dialekten, also dem Bayerischen und Alemannischen, aus dem anlautenden d ein t. Deshalb findet sich in vielen Quellen bis ins 19. Jahrhundert hinein die Form *Tonaw* – ähnlich wie Teutschland statt Deutschland –, hat sich aber in der deutschen Normalsprache nicht durchgesetzt.

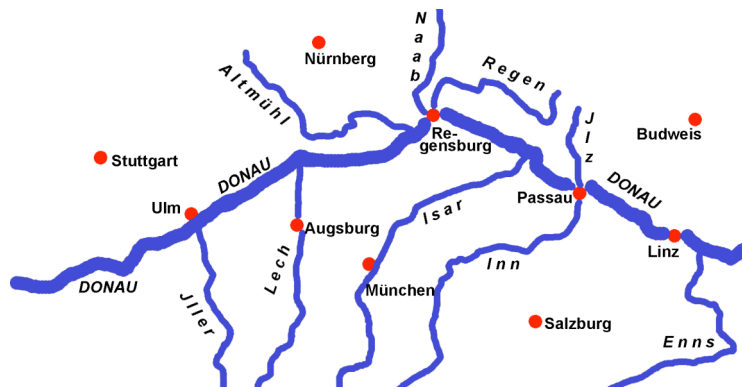
Die Donau fließt in gemächlichem Bogen in ostnordöstlicher Richtung durch die Schwäbische Alp; die erste wichtige Stadt ist Ulm. Es folgen Donauwörth, das beim Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges 1618 eine Rolle spielt; dann Ingolstadt, die bayerische Militärstadt schlechthin; dann Kelheim, wo, wie wir schon im 10. Kapitel hörten, der bayerische Herzog Ludwig I. auf der Donaubrücke ermordet wurde; schließlich Regensburg, das im frühen Mittelalter die eigentliche bayerische Hauptstadt war. In Regensburg ändert der Fluß seine Richtung nach Südosten und kommt nach Passau.

Für die deutschen Nebenflüsse der Donau gibt es wiederum einen Merkvers:

Iller, Lech, Isar, Inn fließen zu der Donau hin.

Altmühl, Naab und Regen fließen ihr entgegen.

Wie wir auf der Karte sehen,



nennt die erste Zeile die südlichen, die zweite Zeile die nördlichen Nebenflüsse. Der Lech stellt die Grenze zwischen Schwaben und Bayern dar. Über die Isar und die sie überspannende Brücke, die wunderbarerweise ihren Ort verlegte, sprachen wir schon im 10. Kapitel. Der Regen mündet logischerweise bei Regensburg in die Donau; das Wort hat von der Etymologie her nichts mit dem Niederschlag zu tun, wurde aber schon im Mittelalter so mißverstanden: es gibt für Regensburg die pseudogelehrte Form *Imbriopolis*, und in einer Urkunde von 1254 wird der Regen geradezu als *Pluvia* bezeichnet.

Der Inn trifft in Passau auf die Donau, womit ich Ihnen wahrscheinlich nichts wirklich Neues sage, und Sie wissen aus eigener Anschauung, daß er mindestens genauso breit ist wie die Donau, aber energisch von den Alpen herunter kommt und mehr Wasser führt als diese. Wenn es in Passau zu Hochwasser kommt, ist es meistens so, daß der Inn die Donau zurück staut und über die Ufer treten läßt. Man müßte also eigentlich sagen: die Donau fließt in den Inn, und nicht umgekehrt. Daß dennoch der weitere Flußlauf Donau heißt (und nicht Inn) hat zwei Gründe: erstens war es schon immer so, und zweitens gibt es den geographischen Grundsatz, daß immer der Fluß seinen Namen behält, der bis zum Vereinigungspunkt bereits die längere Strecke hinter sich gebracht hatte.

Von Passau fließt die um den Inn vermehrte Donau weiter nach Linz, Wien und Bratislava/Preßburg, biegt das scharf nach Süden um und kommt nach Budapest.



Sie fließt weiter nach Mohács, wo 1526 der ungarische König dem türkischen Sultan in der Schlacht unterlag, was dazu führte, daß Ungarn für zwei Jahrhunderte unter türkischer Herrschaft stand. Die Donau führt uns weiter nach Belgrad und fließt dann durch das sog. Eiserne Tor, wo sie wieder nach Osten umbiegt, nach Rumänien. Dort fließt sie südlich von Bukarest vorbei und macht noch einmal einen Schlenker nach Norden, ehe sie in einem weit verzweigten Delta das Schwarze Meer erreicht.

18. KAPITEL: DER FLUSS ALS LIMES

ALS WIR IM 2. KAPITEL CÄSARS glorreichen Rheinübergang bewunderten, haben wir auch vom Limes gesprochen, der Grenze zwischen dem Römischen Reich und dem freien Germanien. Wir sahen, daß von der Nordsee bis kurz vor Koblenz der Rhein als Grenze diente, wie er dann den Taunus entlang und um die fruchtbare Wetterau herum über Land verlief, sich weiter nach Süden fortsetzte, schließlich nach Osten umbog und kurz vor Regensburg auf die Donau stieß, die dann bis weit nach Ungarn hinein wiederum die Flußgrenze bildete.



Wir haben kurz erwähnt, daß diese Grenze spätestens im 4. Jahrhundert keinen zuverlässigen Schutz mehr bot und immer wieder von den anrückenden Germanenstämmen durchbrochen wurde. In diesem Zusammenhang wird gerne die folgende Abbildung zweier Opfer eines germanischen Überfalls bei Regensburg gezeigt, denen die Germanen den Schädel eingeschlagen haben:



Man sollte sich also vor einer romantischen Verklärung des freien Germanentums ebenso hüten wie vor einer unkritischen Verherrlichung der römischen Seite.

Ein interessantes Zeugnis dafür, wie es im 5. Jahrhundert an der spätrömischen Donaugrenze zuging, bietet uns die Vita des heiligen Severin³⁷. Hier ein Ausschnitt aus einer Handschrift:



Sie lesen in roter Schrift: *Incipit vita S. Severini.*

Historischer Anlaß der Severinsvita sind Ereignisse, die sich in den 450er und 460er Jahren in Nieder- und Oberösterreich und in der Umgebung Passaus abspielten. Severin war das, was man heute einen "Aussteiger" nennt, also ein Mann, der eine erfolgreiche Karriere machte, dann aber seine Stellung aufgab, um Mönch zu werden. Über seine Herkunft weiß man nur, daß er ein gebildeter Mann aus Italien war; und zwar von vornehmer Abstammung, denn er verkehrt mit jener Selbstverständlichkeit in den höheren Kreisen der Gesellschaft, die der Parvenu in noch so vielen Benimmseminaren nicht erlernen kann. Genaueres erfahren wir aber nicht.

Zu Beginn der Lebensbeschreibung finden wir ihn in einer Mönchszelle in Klosterneuburg (*Asturis*):



Von dort weicht er vor einem drohenden Germaneneinfall nach Mautern (*Favianis*) gegenüber von Krems an der Donau aus, wo er sich einem Kloster anschließt, zeitweise aber auch in einem verlassen Wachturm eine Einsiedlerzelle bewohnt.

Wir erfahren dann, wie es dort um die militärische Schlagkraft des Römischen Reiches bestellt war: nach einem germanischen Raubzug fordert Severin den örtlichen Kommandanten auf, den Räubern nachzusetzen und die Beute zurückzuerobern, aber dieser weigert sich, denn er habe dafür zu wenige Soldaten. Abgesehen von der Zahl war auch die Motivation der Soldaten gering, denn sie hatten schon lange keinen Sold mehr erhalten, wie wir ausdrücklich für die Passauer Garnison erfahren; diese hatte schließlich einige Leute nach Italien geschickt, um den Sold abzuholen, aber sie wurden unterwegs umgebracht, ohne daß jemand davon erfuhr.

Weiterhin hören wird, daß die Bewohner von Künzing (*Quintanis*) in ihrer Verzweiflung ihren Ort verlassen und in Passau (*Batavis*) Zuflucht suchen. Severin, der dort ebenfalls eine Zelle hat, rät den Künzinger und den Passauern, auch diesen Ort als zu unsicher zu verlassen und in Lorch (*Lauriacum*) Zuflucht zu suchen. Irgendwann im Lauf der Legende erhält Severin den Besuch eines jungen Mannes germanischer Herkunft, der so groß ist, daß er sich in der Zelle bücken muß, um sich nicht den Kopf an der Decke zu stoßen;

³⁷ Es gibt mehrere Heilige dieses Namens, u.a. auch Bischöfe von Köln, Trier und Bordeaux, sowie einen Papst des 7. Jahrhunderts. Der hier gemeinte Severin gilt als einer der Passauer Bistumspatrone. Für die Severinsvita empfehle ich das wirklich hervorragende Kapitel 2 in Kurt Reindel, Bayern im Mittelalter (München 1970).

obwohl er ärmlich gekleidet ist, sagt Severin ihm eine große Zukunft voraus: der junge Mann heißt Odowakar.

Schließlich stirbt Severin am 13. Januar 482, nicht ohne seinen Mönchen zuvor eine Abschiedspredigt gehalten zu haben. Und dort heißt es nun wörtlich³⁸:

Scitote, fratres, sicut filios Israel constat ereptos esse de terra Aegypti, ita cunctos populos terrae huius oportet ab iniusta barbarorum dominatione liberari. Etenim omnes cum suis facultatibus de his oppidis emigrantes ad Romanam provinciam absque ulla sui captivitate pervenient. Sed mementote praecepti sancti Joseph patriarchae, cuius vos ego indignus et infimus attestazione convenio: "Visitatione visitabit vos deus: tollite ossa mea hinc vobiscum!" Quod non mihi, sed vobis est profuturum. Haec quippe loca nunc frequentata cultoribus in tam vastissimam solitudinem rediguntur, ut hostes aestimantes auri se quippiam reperturos etiam mortuorum sepulturas efodiant.

Wisset, Brüder, so wie die Söhne Israels aus dem Lande Ägypten errettet wurden, so muß die gesamte Bevölkerung dieses Landes von der ungerechten Herrschaft der Barbaren befreit werden. Und so werden dann alle mit ihren Habseligkeiten aus diesen Städten auswandern und ohne Verlust in eine römische Provinz gelangen. Aber gedenkt des Befehls des heiligen Patriarchen Joseph, mit dessen Wort ich unwürdiger und niedriger Mensch mich an euch wende: "Heimsuchen wird euch Gott; dann nehmt meine Gebeine mit von hier!" Dies wird nicht mir, sondern euch nützen. Denn die jetzt dicht besiedelten Orte werden in eine so wüste Einöde verwandelt werden, daß die Feinde in dem Glauben, sie könnten Gold finden, auch die Gräber der Toten aufwühlen werden.

Soweit die Voraussage Severins, und der Autor der Legende fügt hinzu: *Cuius vaticinii veritatem eventus rerum praesentium comprobavit.* – "Die Richtigkeit dieser Prophezeiung hat die jetzige Lage bewiesen."

Man kommt bei der Lektüre dieses Textes unwillkürlich in eine Art melancholischer Abendstimmung, aber es stehen harte historische Tatsachen dahinter. Der junge Germane, der Severin in seiner Zelle aufsuchte, ist natürlich niemand anders als jener Odowakar, der 476 den letzten weströmischen Kaiser in Frühpension schickte und die Macht in Italien selbst übernahm. Odowakar ordnete nun 488 an, die romanische Bevölkerung solle die nicht mehr zu verteidigenden Donauländer räumen und nach Italien zurückkehren.

Unter den Rückwanderern waren auch die Mönche des heiligen Severin, die tatsächlich auch die Gebeine des Toten mitnahmen. Sie fanden schließlich in Lucullanum, später in Neapel eine Zuflucht; Kloster und Severinsgrab bestehen heute noch, sind aber säkulari-

³⁸ Kap. 40 §§ 4–6

siert und dienen dem Staatsarchiv als Gebäude. Dort schrieb im Jahre 511 Eugippius die zitierte Vita Severini. Beide Prophezeiungen Severins, Ende der Römerherrschaft und Mitnahme seiner Gebeine, haben sich also bewahrheitet. Ob man auch die dritte Prophezeiung – die Durchwühlung der Gräber – in der modernen Archäologie erfüllt sehen will, ist Ansichtssache.

Ganz so endgültig, wie Odowakar sich das gedacht hatte, war das Ende der römischen Herrschaft in Bayern übrigens nicht. Er selbst wurde ja schon 493 durch den Ostgoten König Theoderich den Großen gestürzt, und dieser nahm das Gebiet erneut unter seine Fittiche, um den Expansionsgelüsten der Franken ins alemannische Gebiet entgegenzuwirken. Aber nach seinem Tode im Jahre 526 endete diese Schutzherrschaft, und der Weg war frei für eine neue politische Ordnung.

19. KAPITEL: BAYERN

JEDES ORDENTLICHE GERMANISCHE Volk taucht irgendwann in Skandinavien auf, völkerwandert dann einige Jahrhunderte durch Mittel- und Südosteuropa und landet schließlich in Italien (die Ostgoten) oder in Spanien (die Westgoten) oder in Nordafrika (die Wandalen) oder in Frankreich und am Niederrhein (die Franken) oder wenigsten in Schwaben (die Alemannen). Die Bayern sind anders. Sie tauchen plötzlich ohne Vorwarnung in genau dem Gebiet auf, in dem sie auch heute noch leben; keiner der vielen germanischen Stämme, die in den Namenslisten der antiken Autoren ihr Unwesen treiben, läßt sich irgendwie zuverlässig (!) mit ihnen in Verbindung bringen.

Die Bayern sind in der Mitte des 6. Jahrhunderts ganz einfach da. Ältester Beleg ist die Gotengeschichte des Jordanes von 551, wo die Siedlungsorte der Schwaben wie folgt lokalisiert sind: "Denn jenes Gebiet der Schwaben hat im Osten die Bayern, im Westen die Franken, im Süden die Burgunder, im Norden die Thüringer; diesen Schwaben waren damals die Alamannen angeschlossen." Etwa 15 Jahre später schreibt Venantius Fortunatus, ein romanischer Dichter, der die merowingischen Höfe abklapperte, in der Darstellung einer Pilgerreise vom Rhein nach Italien: "Du kommst nach Augsburg, wo Wertach und Lech zusammenfließen. Dort verehrst du die Gebeine der heiligen Märtyrerin Afra. Wenn dann der Weg frei ist und dir nicht der Bayer entgegentritt ..., so ziehe über die Alpen."

In der Mitte des 6. Jahrhunderts gab es also östlich des Lech einen Stamm der Bayern. Wie kam es dazu? Die Frage ist leicht gestellt, aber nur schwer zu beantworten. Tatsächlich stellt die "Ethnogenese", die Stammeswerdung, der Bayern eines der schwierigsten Forschungsprobleme dar, und die Frage ist bis heute ungelöst. Es gibt einige hochmittelalterliche Quellen, die die Bayern aus Armenien kommen lassen, genauer gesagt, direkt aus der Arche Noah, die bekanntlich am Ende der Sintflut auf dem Berge Ararat gestrandet ist. Diese Story begegnet erstmals im Annolied – einer panegyrischen Lebensbeschreibung Erzbischof Annos von Köln vom Ende des 11.

Jahrhunderts in deutscher Sprache – und später auch in lokal bayrischen Quellen, etwa in der Vita Bischof Altmanns von Passau. Aber es ist nicht möglich, hinter dieser Idee eine ältere mündliche Überlieferung zu finden.

Alle Deutungsversuche müssen zudem den Namen miteinbeziehen. Die Namensform verweist auf jenes Gebiet, das lateinisch *Boiohaemum* hieß, Böhmen. Der Übergang von *Boio* zu *Baia* paßt sprachgeschichtlich gut ins Bild, denn das 6. Jahrhundert war die Zeit, in der sich der germanische Vokalismus herausbildete. Die Germanisten unter Ihnen wissen, daß ein indogermanisches kurzes *o* im Germanischen zu *a* wird. Z.B. erscheint das lateinische *longus* im Deutschen als *lang*. Die Endung *-varii* soll "die Leute aus" bedeuten, wofür etliche Parallelfälle angeführt werden. Die *Boiovarii* würden also zu *Baiavarii* oder *Baiwarii* und seien somit die "Leute aus Böhmen".

An dieser Stelle muß ich eine orthographische Bemerkung einschieben. Die soeben genannten Baiwaren erscheinen in Quellen als *Baiore*, *Baiouarii*, *Baiobarii*, *Baibarii* usw. Diese schwankende Schreibweise kann nur bedeuten, daß hier ein Laut wiedergegeben werden sollte, der in der klassischen lateinischen Orthographie nicht vorgesehen war, nämlich das halbvokalische *u* – also der Laut, der heute im Englischen durch den Buchstaben *w* geschrieben wird. Für diesen Laut bürgert sich im frühen Mittelalter die Schreibung Doppel-*u* ein. Die beiden *u* können statt in der runden Form auch in der spitzen graphischen Variante geschrieben werden, die wir *Vau* zu nennen pflegen; aber es ist eigentlich derselbe Buchstabe, bis ins 16. Jahrhundert sind die beiden Formen vollkommen gleichwertig. Das Doppel-*v* wird schließlich zu einer Ligatur verbunden, die dann als eigener Buchstabe, eben als *w*, selbständig wird. Es ist deshalb falsch, die beiden *u* als Einzelbuchstaben zu lesen und die "Baiwaren" zu "Bajuvaren" zu verunstalten und sie dann gar noch mit "uw" zu schreiben. "Bajuwaren" hat es nie gegeben, sondern nur "Baiwaren".

Wenn die Interpretation des Namens "Leute aus Böhmen" zutrifft, handelt es sich um eine Fremdbezeichnung, die dem Stamm von seinen Nachbarn gegeben wurde oder von der Bevölkerung, in deren Gebiet er eingewandert war. Die Selbstbezeichnung, die in früheren Quellen auftauchen müßte, kann also anders gelautet haben. Die frühere Forschung glaubte, dieses Volk in den Markomanen gefunden zu haben. Diese werden von Christi Geburt bis zur Mitte des 5. Jahrhundert regelmäßig als in Böhmen siedelnd in den Quellen genannt, verschwinden dann aber plötzlich. Sind sie über das Gebirge gezogen, um unter neuem Namen zu den Bayern zu werden, als die sie dann nach einer Lücke von 100 Jahren auftauchen?

Odowakars Rückwanderungsbefehl von 488, von dem wir im vorigen Kapitel schon sprachen, wurde keineswegs umfassend befolgt. Aus frühmittelalterlichen Orts- und Personennamen kann man erschließen, daß Teile der romanisierten Bevölkerung zurückblieben, besonders solche, deren Gewerbe nicht ohne weiteres zu verpflanzen war, etwa im Salzabbau oder die Seefischer; auf letzteres deu-

ten bis heute Namen wie Walchensee – also der welsche See – usw. Die germanische Bevölkerung und die einfachen Leute auf dem Lande, die wenigstens teilweise noch keltischen Ursprungs sein mochten, hatten ohnehin keinen Anlaß wegzuziehen. Diese vom offiziellen Rom im Stich gelassene romanisch-germanisch-Alt-keltische Mischbevölkerung, die schon längere Zeit im selben Gebiet zusammenlebte, habe ein Gemeinschaftsgefühl entwickelt und sei so zum Stamm der Bayern geworden.

An dieser Stelle will ich nicht zu erwähnen unterlassen, daß das Gebiet dieser Bayern jetzt nicht mehr wie n der Römerzeit auf die Landschaften südlich der Donau beschränkt ist, sondern wie auch heute noch nach Norden über den Fluß ausgreift, der jetzt also nicht mehr Grenze, sondern zentral Verkehrsachse ist. Das Bayern nördlich der Donau bezeichnet man als den "Nordgau"; wie dann später der Name "Oberpfalz" dafür aufgekommen ist, werden wir noch hören.

An der Spitze dieses Stammes stand ein Anführer, der in den Quellen als *dux* (Herzog), aber auch als *rex* (König) bezeichnet wird. Von ihm heißt es in der *Lex Baiwariorum*, dem im 8. Jahrhundert niedergeschriebenen bayerischen Stammesrecht, er stamme stets aus der Familie der Agilolfinger: ... *qui preest in populo, ille semper de genere Agilolfinorum fuit et debet esse* – "derjenige, der dem Volk vorsteht, stammte immer aus dem Geschlecht der Agilolfinger, und so muß es auch weiterhin sein".

Am Anfang der agilolfingischen Geschichte steht eine etwas merkwürdige Eheangelegenheit, die uns zugleich in die politische Lage einführt, nämlich das Dreiecksverhältnis von Franken, Bayern und Langobarden. Die Langobarden sind um diese Zeit noch die östlichen Nachbarn der Bayern, denken aber schon darüber nach, nach Italien einzumarschieren. Die Tochter des langobardischen Königs Wacho namens Walderada ist mit dem fränkischen König Theudebald verheiratet. Nach dessen Tode 555 übernimmt sie der Nachfolger Chlothar I., aber gegen diese Verwandtenehe erhebt sich kirchlicher Widerspruch; die Ehe wird getrennt, und Chlothar tritt Walderada *uni ex suis, qui dicebatur Garipald* ab, "einem der Seinen, welcher Garibald hieß". So berichtet Paulus Diaconus, eine der wichtigsten Quellen zur langobardischen Geschichte, und bei Gregor von Tours, dem wichtigsten Chronisten zur merowingischen Geschichte, lesen wir: *reliquit eam dans ei Garivaldum ducem*, er "verließ sie und gab ihr zum Manne den Herzog Garivald". Dieser Garibald gilt als der erste namentlich bekannte bayerische Herzog aus dem Hause der Agilolfinger.

Feministische Empörung über das Ehegeschäft ist nicht angebracht. Walderada selbst dürfte über den Wechsel gar nicht unglücklich gewesen sein, denn sie entkam einer Ehe mit einem erheblich älteren Mann – Chlothar I. war der Onkel seines Vorgängers –, und außerdem wurde sie nicht irgendwie in die Provinz abgeschoben. Mit einer langobardischen Prinzessin hätte man das nicht machen können, und die politischen Beziehungen zwischen Franken und Langobarden waren damals ausgesprochen positiv. Wir müssen uns statt dessen Garibald anschauen, der, da er ein Dritteljahrhun-

dert später immer noch regierender Herzog ist, kaum die Dreißig überschritten haben dürfte.

Aber das ist nicht das Entscheidende. Die Frage, über die sich die Landeshistoriker seit Jahrzehnten die Köpfe heiß reden, lautet: in welcher Beziehung standen Garibald, die agilolfingische Familie und damit das Stammesherzogtum Bayern überhaupt zu den Franken? Die Bandbreite der Antworten reicht von einem "Amtsherzog", den der fränkische König nach Belieben ein- und absetzen kann, bis zu einem selbständigen einheimischen Herrscher nach Erbrecht; immerhin bezeichnen nicht-fränkische Quellen, so der eben erwähnte Paulus Diaconus, die Agilolfinger als Könige, und nicht bloß als Herzöge, und Bayern als *regnum*, als Königreich, und nicht bloß als Herzogtum. Der Bosl-Schüler Joachim Jahn behauptet, die Erblichkeit der Herzogswürde sei der Preis gewesen, durch den der fränkische König seinen Gefolgsmann Garibald habe bewegen können, den Job im "wilden Osten" des Reiches anzunehmen. (Das Buch erschien 1991, nur zwei Jahre nach sog. Wende)

Wir haben praktisch keine Nachrichten darüber, woher die Familie ursprünglich stammt. Die Sekundärliteratur erwägt neben den Extremen originalbayerischer oder fränkischer Abstammung auch burgundische, langobardische und alemannische Herkunft, wobei diese Thesen aber immer mit einer Stellungnahme in der Hauptfrage – Verhältnis Bayerns zu den Franken – einhergehen. Daß die Familie vielfache Verwandtschaftsbeziehungen in die genannten Reiche hatte, ist dabei ebenso selbstverständlich wie für die Herkunftsfrage bedeutungslos.

Eine wichtige Rolle in der Argumentation spielt das bayerische Stammesrecht, die *Lex Baiwariorum*. Sie behauptet nämlich explizit, der bayerische Herzog sei vom fränkischen König eingesetzt worden. Die vorhin zitierte Passage, daß der Herzog immer ein Agilolfinger gewesen sei und sein müsse, geht nämlich wie folgt weiter, wobei Sie sich als fiktiven Sprecher einen fränkischen König vorstellen müssen: *quia sic reges antecessores nostri concesserunt eis* – "weil es so die Könige, unsere Vorfahren, ihnen zugestanden haben." *Ut qui de genere illorum fidelis regi erat et prudens, ipsum constituerent ducem ad regendum populum illum* – "wer nämlich aus ihrem Geschlecht dem König treu und fähig war, den setzten sie zum Herzog über jenes Volk ein."

Es kommt aber noch besser: dem ganzen Text geht ein Prolog voraus, der folgendermaßen über die Entstehung des Regelwerkes berichtet³⁹:

<i>Theuderichus rex Francorum ... elegit viros sapientes, qui in regno suo legibus antiquis eruditi erant.</i>	Der König der Franken Theuderich (I.) berief weise Männer, die in seinem Reich in den althergebrachten Gesetzen erfahren waren.
<i>Ipsa autem dictante iussit conscribere legem Francorum</i>	Auf seinen Befehl hin ließ er also das Gesetz der Franken und Alemannen

³⁹ Monumenta Germaniae Historica, Leges nationum Germanicarum, V,2: Lex Baiwariorum (Hannover 1926) S. 201–203

et Alamannorum et Baioariorum unicuique genti, quae in eius potestate erat, secundum consuetudinem suam, addidit, quae addenda erant, et inprovisa et inconposita resecavit.

Et quae erant secundum consuetudinem paganorum, mutavit secundum legem christianorum.

Et quicquid Theuderichus rex propter venustissimam paganorum consuetudinem emendare non potuit, post haec Hildibertus rex inchoavit, sed Chlotarius rex perfecit.

Haec omnia Dagobertus rex gloriosissimus per viros illustros Claudio, Chadoino, Magno et Adilulfo renovavit et omnia vetera legum in melius transtulit et unicuique genti scriptam tradidit, quae usque hodie perseverant.

und Bayern für jedes Volk, das unter seiner Herrschaft stand, gemäß dem jeweiligen Gewohnheitsrecht zusammenschreiben, fügte hinzu, was zu ergänzen war, und entfernte die unpassenden und widersprüchlichen Bestimmungen.

Und die heidnischen Gebräuche änderte er gemäß dem Gesetz der Christen.

Und was König Theuderich nicht verbessern konnte, weil es eine zu alt ehrwürdige heidnische Tradition war, das hat später König Childebert (II.) wieder in Angriff genommen, und König Chlothar (II.) hat es zu Ende geführt.

Das alles hat der ruhmreiche König Dagobert (I.) durch die viri illustri Claudius, Chadowind, Magnus und Agilulf erneuert und alle alten Gesetze verbessert und jedem Volk schriftlich übergeben, was bis heute in Übung ist.

Ergänzend zu diesem Prolog wird schließlich noch ein Brief König Theudeberts I. von 539 an Kaiser Justinian herangezogen, in dem der fränkische König erklärt, sein Herrschaftsgebiet reiche bis an die Grenze Pannoniens.

Kann man aus all dem schließen, daß Bayern vom frühen 6. Jahrhundert an zum fränkischen Reich gehörte und der fränkische König dort einen Herzog nach Belieben einsetzen konnte? Zunächst müssen wir beachten, daß die genannten Quellen, vor allem der Brief an Justinian, fränkische Selbstdarstellung sind, also Propagandabehauptungen, aus denen ein Rückschluß auf die Realität nicht ohne weiteres möglich ist. Was die *Lex Baiwariorum* angeht, so liegt sie uns erst in Handschriften aus dem 9. Jahrhundert vor, und sie trägt deutliche Spuren einer schrittweisen Entstehung, die bis weit ins 8. Jahrhundert hinein reicht; sie kann also nicht schon um 630 unter König Dagobert abgeschlossen sein, wie der Prolog vorgibt.

Dieser Prolog wirkt auf mich wie aus einer Chronik abgeschrieben und spricht ja auch gar nicht von Bayern allein, sondern von Franken, Alemannen und Bayern. Die Behauptung, die Agilolfinger seien vom fränkischen König eingesetzt worden, gibt sich schon durch die einleitenden Wörter ("denn so haben es" usw.) als nachträglicher Zusatz zu erkennen. Als Entstehungszeit der uns vorliegenden Fassung kommt also nur eine Situation in Frage, in der eine fränkische Oberhoheit über Bayern tatsächlich bestand und betont werden sollte; die rechtshistorische Forschung glaubt, diese Situation habe es in den Jahren 743/4 gegeben, als die fränkischen Haus-

meier Karlmann und Pippin Herzog Otilo militärisch besiegt hatten, wie wir noch hören werden.

Eine vergleichbare Situation war im 6. und 7. Jahrhundert nicht gegeben, so daß ich der Ansicht zuneige, daß die Agilolfinger ohne fränkische Mithilfe die Herzogswürde aus eigenem Recht erlangt haben. Dem widerspricht nicht die Ehe Garibalds mit Walderada. Eine auswärtige Dynastie dadurch an sich zu binden, daß man ein Ehebündnis mit ihr eingeht, ist gängiges Mittel der Politik, und Walderada war nicht irgend jemand, sondern immerhin eine verwitwete Königin. Für Garibald mochte sie dadurch interessant sein, daß sie eine nähere Beziehung zu den Langobarden vermittelte. Der ganze Vorgang hatte also offenbar den Charakter eines Kompromisses, eines Arrangements, mit dem alle Seiten zufrieden waren; die Zukunft mochte zeigen, was sich daraus entwickeln sollte.

Diese Zukunft brachte nun 568 tatsächlich den Abmarsch der Langobarden nach Italien, wobei in die freiwerdenden Gebiete die Awaren und Slawen nachrückten. Für die weitere Geschichte bis zum Ende des 7. Jahrhunderts versiegen die Quellen fast völlig, weshalb wir gleich ins 8. Jahrhundert springen wollen. Eine Episode will ich aber noch erwähnen, weil sie sogar den Weg bis in die Heldensage gefunden hat: Autharis Braurfahrt. Der dritte König der Langobarden, eben Authari, hat sich entschlossen, eine bayerische Prinzessin zur Frau zu nehmen, genauer: Theudelinde, eine Tochter des vorhin erwähnten Garibald. Es wird also eine Gesandtschaft zur Brautwerbung nach Bayern geschickt. Aber Authari möchte wissen, worauf er sich einläßt, und schließt sich inkognito der Gesandtschaft an, um seine Braut erst einmal zu besichtigen. Das geschieht dann während eines Festes, und er ist so hingerissen von ihr, daß ihm eine Unvorsichtigkeit unterläuft; er streicht der Braut mit der Hand über das Haar. Theudelinde ist einerseits empört über diese sexuelle Belästigung, andererseits aber durchaus angetan von dem stürmischen jungen Mann. Eine erfahrene Dienerin beruhigt sie: nur der Bräutigam selbst habe sich eine solche Handlungsweise gestatten können.

Zu Beginn des 8. Jahrhunderts regiert dann Herzog Theodo in Bayern, der 715 kurz vor seinem Tode eine Wallfahrt nach Rom unternahm. Dort erregte der exotische Besucher Aufsehen; der *Liber Pontificalis*, die offiziöse Sammlung von Papstbiographien, vermerkt: "Damals eilte der Herzog der Bayern mit anderen seines Stammes zum Grab des heiligen Apostels Petrus, um dort zu beten, als erster dieses Stammes." Man nimmt an, daß er mit dem Papst verhandelte, um in Bayern eine eigene Kirchenprovinz einzurichten; das wäre ein bemerkenswertes Zeichen seiner außenpolitischen Selbständigkeit. Der Papst beauftragte eine Kommission, nach Bayern zu reisen und dort auf einer Synode die erforderlichen Schritte zu unternehmen.

Der Kommission gab der Papst eine Instruktion mit, die auf den 15. Mai 716 datiert ist, und in 13 Kapiteln alle erforderlichen Anweisungen zur Einrichtung von Diözesen und zur Durchführung der Seelsorge enthält. Zur Organisation wird festgelegt, es solle eine Synode abgehalten, in jedem Teilherzogtum ein Bischofssitz errichtet und, falls es mehr als 3 Diözesen seien, einer von ihnen zum Erzbischofssitz erhoben werden. Beim Klerus solle sorgfältig überprüft

werden, ob er gültig geweiht sei; Priester könne künftig nur werden, wer nicht von einer wiederverheirateten Mutter geboren sei und wer nicht selbst zum zweiten Mal geheiratet habe. Und ganz generell wird die Wiederverheiratung von Witwen und Witwern verboten. Weitere Vorschriften verbieten Traumdeutung, Wahrsagerei, Zauberei sowie die Praxis, aus den Zuständen am Monatsersten Voraussagen für den Verlauf des Monats abzuleiten, wohl für die Witterungsverhältnisse. Die Ehebestimmungen klingen für heutige Ohren etwas befremdlich; es handelt sich um die rigoroseste Auslegung des Grundsatzes der Einehe, die möglich ist. Umgekehrt ist aber noch ganz selbstverständlich, daß Priester verheiratet sein können.

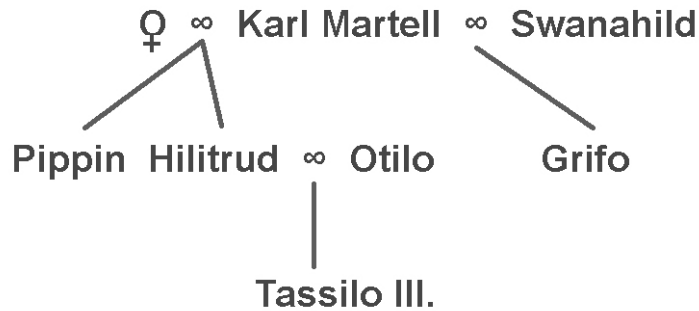
Soweit die Instruktion. Leider wissen wir nicht, ob sie umgesetzt wurde und ob die angekündigte Synode stattfand. Theodo starb nämlich kurz danach. Zuvor teilte er sein Herzogtum unter seine vier Söhne auf, die in Regensburg, Passau, Salzburg und Freising ihren Sitz nahmen. Es spricht also alles dafür, daß die geplanten Bistümer diesen vier Teilherzogtümern entsprachen. Später hat dann Bonifatius 739 eine Bistumsordnung für Bayern erlassen, in der genau diese vier Diözesen eingerichtet sind.

Nach dem Tode Theodos geriet Bayern ins Visier des Frankenreichs, wo sich bereits die Absetzung der Merowinger durch die Karolinger anbahnt. Noch sind letztere aber nur "Hausmeier", also Premierminister nach heutiger Terminologie. Deren vorletzter, Karl Martell, unternimmt 725 einen Feldzug gegen Bayern, welches unterliegt. Unter der Kriegsbeute, die der Franke mit nach Hause nahm, befand sich die Herzogin Pilidrudh und ihre Nichte Swanahild. Für Swanahild endete der Status als Geisel in einer Ehe mit Karl Martell, aus der ein Sohn Grifo hervorging. In Bayern folgt dann Otilo (oder Odilo) als Herzog nach.

Wie die Beziehungen zwischen Franken und Bayern unter ihm genau aussahen, läßt sich im einzelnen schwer ermitteln. Es war wohl weniger eine juristische als vielmehr eine politische Abhängigkeit, deren Ausmaß zwar schwankte, die sich aber in der Tendenz immer mehr verschärfte. Otilo war bereits mit einer fränkischen Prinzessin, Hilitrud, verheiratet. Nach dem Tode Karl Martells versuchte er, gegenüber den neuen Hausmeiern Pippin und Karlmann eine unabhängige Stellung einzunehmen, aber das führte nur zu einem neuen fränkischen Feldzug 743 und einer bayerischen Niederlage.

Das entscheidende Datum ist der Tod Otilos 747: Grifo, der vorhin erwähnte Sohn Swanahilds, der bei der Nachfolge im Hausmeieramt leer ausgegangen war, versucht, Otilos Sohn Tassilo III. beiseite zu schieben und so in Bayern ein Herrschaftsgebiet zu erwerben, aber Pippin interveniert zu Gunsten Tassilos. Dessen Gegenleistung ist die rechtsförmliche Anerkennung der fränkischen Oberhoheit.

Die Ausgangsposition Tassilos III. war also eine andere als die aller seiner Vorgänger. Die karolingischen Hausmeier hatten ihm gegen seinen Halbonkel Grifo die Herrschaft gerettet, und über seine Mutter Hilitrud war er ein halber Karolinger:



Als Tassilo 757 mündig wurde, versuchte Pippin, der inzwischen den letzten Merowinger abgesetzt und sich selbst zum fränkischen König gemacht hatte, das Verhältnis zu seinem Neffen klarzustellen, indem er ihn auf einem Reichstag in Compiègne einen Treueid schwören ließ. Die fränkischen Reichsannalen berichten:

"König Pippin hielt seinen Reichstag mit den Franken in Compiègne. Dorthin kam auch Tassilo, der Herzog der Bayern, und übergab sich als Vasall in die Hände (des Königs) und schwor viele und unzählige Eide auf die Reliquien der Heiligen. Und er versprach die Treue König Pippin und ... dessen Söhnen, dem Herrn Karl und Karlmann, wie ein Vasall mit rechtem Sinn und steter Ergebenheit rechtmäßig, wie ein Vasall seine Herren ehren soll. (!) So bekräftigte dies der erwähnte Tassilo auf die Reliquien des heiligen Dionysius, Rusticus und Eleutherius und des heiligen Germanus und des heiligen Martin, daß er es alle Tage seines Lebens einhalten werde, so, wie er es durch seine Eide versprochen hatte. Und so bekräftigten es auch die Stammesältesten, die bei ihm waren, wie es gesagt ist, an den oben genannten Orten und an vielen anderen."

Ich hoffe, es hat jetzt jeder, aber auch wirklich jeder von Ihnen mitbekommen, daß Tassilo den Eid geleistet hat. Ich habe auf dieser Frage insistiert, weil dieser Eid später, als nämlich 788 Karl der Große Tassilo absetzen will, eine Rolle spielte. Und damit stehen wir aber vor einem Problem der Quellenkritik: die Darstellung ist so aufdringlich, daß wir stutzig werden müssen. Die fränkischen Reichsannalen sind keine Aufzeichnungen eines Mönchs in seiner Klosterzelle, sondern eine offiziöse Darstellung der Ereignisse, die auch rückwirkend überarbeitet wurde. Die ältesten Handschriften stammen aus dem 9. Jahrhundert, also aus einer Zeit, als sich die Gesamtlage vollkommen umgestellt hatte, wie wir gleich hören werden.

Zweifellos leistete Tassilo seinem Onkel einen Treueid, aber die genaue Natur dieses Eides läßt sich nicht mehr feststellen. Ein vasallitischer Lehnseid dürfte es meines Erachtens nicht gewesen sein, und zwar schon allein deshalb nicht, weil sich im 8. Jahrhundert das Lehnswesen gerade erst zu entwickeln begann. Tassilos Treueid gilt in der Literatur als das erste Beispiel für eine Verwendung der Lehnbindung eines Herzogs an den König; François-Louis Ganshof führt es in seinem Standardwerk an, und zwar gestützt auf den Bericht der fränkischen Reichsannalen. Wenn wir uns diesem Bericht quellenkritisch nähern und ihn nicht unbesehen akzeptieren, ergibt sich aber ein anderes Bild. Man muß sich insbesondere vor einer Rückprojektion der Verhältnisse des hohen Mittelalters, wie sie etwa

in der Heerschildordnung Friedrich Barbarossas niedergelegt sind, ins 8. Jahrhundert hüten.

Außerdem war das Lehenswesen selbst noch im Fluß, ohne daß dies den Zeitgenossen bewußt sein mußte, und begann sich gerade erst zu entwickeln. In der Zeit von 757 bis 788 können sich die Verhältnisse geändert haben, so daß 788 der Eid von 757 ohne böse Ansicht so interpretiert wurde, als wäre er 788 geschworen worden. Noch einmal: wir wissen, daß Tassilo einen Eid geschworen hat, aber den Inhalt des Eides kennen wir nicht und können ihn auch nicht erschließen.

Zu den Pflichten, die Tassilo übernommen hatte, gehörte auch, daß er auf Anforderung seinen Onkel militärisch unterstützte, was auch tatsächlich geschehen ist. Bei einer solchen Gelegenheit kam es 763 zu einem folgenschweren Zwischenfall. Die fränkischen Reichsannalen berichten zu diesem Jahr:

"König Pippin hielt seinen Reichstag in Nevers ab und machte den vierten Zug gegen Aquitanien. Da schob Herzog Tassilo von Bayern die Eide und Versprechungen, die er gemacht hatte, alle bei Seite und entfernte sich böswillig; alles, was sein Onkel Pippin ihm Gutes getan hatte, setzte er beiseite. Indem er sich arglistig entfernte, zog er nach Bayern und wollte nie mehr den genannten König von Angesicht sehen."

Über die Reaktion Pippins erfahren wir nichts, nur daß er sich im folgenden Jahr eingehend mit dem Fall beschäftigt habe (*causam pertractabat*). Da wir wiederum nur die fränkisch-karolingische Version kennen, wissen wir nicht, was wirklich geschehen ist.

Am 24.9.768 starb König Pippin; Nachfolger wurden seine beiden Söhne Karl und Karlmann, unter denen das Reich wieder einmal geteilt wurde, aber 771 starb Karlmann, und Karl wurde Alleinherrscher. Über sein Verhältnis zu Tassilo wissen wir nichts; Bayern lag offenbar außerhalb seines Interessenkreises. Daß Karl der Große gar keine Zeit hatte, sich intensiver mit Bayern zu beschäftigen, sehen Sie ohne weiteres, wenn Sie seine Agenda seit Beginn der alleinigen Regierung anschauen:

772	Sachsen
773	Langobarden
774	Langobarden
775	Sachsen und Langobarden
776	Langobarden
777	Sachsen
778	Spanien
779	Sachsen
780	Sachsen
781	Rom
782	Sachsen
783	Sachsen
784	Sachsen
785	Sachsen
786	Thüringen und die Bretagne
787	Rom und Benevent

772 Sachsen, 773 und 774 der Zug gegen die Langobarden, 775 Sachsen, 775 und 776 letzte Reste des langobardischen Widerstandes, 777 Sachsen, 778 der verunglückte Zug nach Spanien, über den das Rolandslied handelt (übrigens mit bayerischer Beteiligung), 779 und 780 Sachsen, 781 Rom, 782, 783, 784, 785 Sachsen, 786 Thüringen und die Bretagne, 787 Rom und Benevent; all das nach Ausweis der fränkischen Reichsannalen. 781 kam es aus ungeklärten Gründen zu einer Krise: Tassilo mußte in Worms den in Compiègne geleisteten Eid wiederholen.

Warum es dann ausgerechnet von 787 an zum Showdown zwischen Karl und Tassilo kam, ist nicht so recht klar. 785 hatte mit der Taufe Widukind die Unterwerfung der Sachsen einen zumindest vorläufigen Abschluß gefunden; von 790 an beginnen Karls Züge gegen die Awaren, die östlichen Nachbarn Bayerns. Möglicherweise wollte Karl ganz einfach das Aufmarschgebiet für die geplante Expansion nach Südosten in die eigene Hand bekommen.

Nun war es aber nicht dasselbe, die heidnischen Sachsen mit dem Eintritt in das christliche Reich Karls zu beglücken oder einen seit 30 Jahren rechtmäßig regierenden erblichen Herzog abzusetzen. Deshalb wurde etwas inszeniert, was in der Sekundärliteratur zu Recht als "Schauprozeß" bezeichnet wird. Zunächst wurde Tassilo an den Königshof vorgeladen, und als er wohlweislich nicht erschien, wurde eine Invasion Bayerns inszeniert, wobei drei Heere aus drei Himmelsrichtungen gleichzeitig einmarschierten; die Verehrer Karls des Großen sprechen von der bestkoordinierten militärischen Aktion in der Zeit vor Napoleon Bonaparte. Über die Wirkung berichten die fränkischen Reichsannalen zum Jahr 787:

"Wie nun Tassilo erkannte, daß er von allen Seiten umschlossen war und mit ansah, wie die Bayern alle dem Könige Karl mehr treu waren als ihm ..., da kam er, von allen Seiten gezwungen, persönlich und gab sich dem König Karl als Vasall in die Hände und gab das ihm von König Pippin übertragene Herzogtum heraus und gestand, in allem gefehlt und übel getan zu haben."

Eine alemannische Quelle berichtet noch, die Rückgabe des Herzogtums sei symbolisch durch die Überreichung eines Szepters mit einer menschlichen Figur an der Spitze geschehen; einige Forscher sehen in dieser Figur den Stammvater der Agilolfinger, so daß Tassilo für sein ganzes Geschlecht auf die Herzogswürde verzichtet habe, aber diese Interpretation scheint mir zu gesucht.

Der zweite Akt, der eigentliche Prozeß, folgte im nächsten Jahr, also 788, in Ingelheim. Die Reichsannalen schildern einen typischen frühmittelalterlichen Prozeß, bei dem der Richter, also der König, nur der Verhandlungsleiter ist, während der "Umstand", hier also die Teilnehmer des Reichstages, das Urteil zu fällen haben. Die Prozeßregie mußte also dafür sorgen, daß das von Karl offenkundig gewünschte Todesurteil erfolgte, das allein die endgültige Vernichtung des Herzogs garantierte.

Der Vorwurf lautete dahingehend, er wolle den im Jahr zuvor geleisteten Eid nicht einhalten und er habe mit den Awaren als seinen östlichen Nachbarn diplomatische Beziehungen unterhalten. An dieser Stelle muß Karl einen peinlichen Augenblick durchlebt haben, denn die Versammlung sah das offenbar nicht als todeswürdiges Verbrechen an. Deshalb griff man auf den ein Vierteljahrhundert zurückliegenden Vorgang von 763 zurück:

"Man erinnerte sich an seine früheren Übeltaten und wie er bei einem Heereszug den Herrn König Pippin verlassen hatte, was man in deutscher Sprache *harisliz* nennt, (und nun) schien es ihnen angemessen, besagten Tassilo zum Tode zu verurteilen. Während aber alle einstimmig ihm zuriefen, er solle den todbringenden Richterspruch fällen, erreichte der genannte allerfrömmste König Karl voll Erbarmen aus Liebe zu Gott und weil er sein Blutsverwandter war, bei diesen Gott und ihm getreuen Männern, daß er nicht sterben müßte. Und auf die Frage des genannten allermildesten Herrn Königs, was sein Begehren sei, bat Tassilo darum, sich scheren zu lassen, in ein Kloster einzutreten und seine vielen Sünden bereuen zu dürfen, um seine Seele zu retten."

Karl kann sich also als gnädig erweisen und das von ihm selbst gewünschte Todesurteil in lebenslängliche Klosterhaft umwandeln. Interessanterweise scheint Karls Verfahren aber nicht nur bei heutigen Historikern, sondern schon bei den Zeitgenossen auf rechtliche Bedenken und Kritik gestoßen zu sein. Sechs Jahre später ließ er nämlich auf einer Synode in Frankfurt/Main 794 Tassilo erneut auftreten und noch einmal feierlich auf seine Herzogswürde verzichten.

Damit enden die Quellen über Herzog Tassilo III. Die Legende will wissen, man habe ihn gezwungen, solange in ein Feuer zu blicken, bis er erblindet sei. Vielleicht lehnt sich diese Legende an das Schicksal des Königs Bernhard an, eines Neffen Kaiser Ludwigs des Frommen, den dieser wegen Hochverrates zum Tode verurteilte, dann aber zur Blendung begnadigte. Wann Tassilo starb, ist unbekannt; ebenso, wo er begraben wurde. Unter mehreren Überlieferungen führt eine auch in das Passauer Kloster Niedernburg. In Mattsee gibt es einen Grab- oder besser Gedenkstein aus spätgotischer Zeit

für ihn mit folgendem Text (in leoninischen Hexametern, also mit Binnenreim):



<i>Anno domini dcc lxxvij.</i>
<i>Tássilo dúx primúm, post réx, monachús sed ad ýmum.</i>
<i>Idibus ín ternís discésserat íste decémbris</i>
<i>Mátsee fúndavít plurá templáque dotávit.</i>

"Im Jahre des Herrn 777. Tassilo, zuerst Herzog, dann König, zuletzt aber Mönch. Er starb an dem 3. Iden des Dezember. Mattsee hat er gegründet und viele andere Kirchen ausgestattet."

20. KAPITEL: AWAREN, KAROLINGER, UNGARN

DER SIEGREICHE KARL der Große begann in Bayern sofort mit einer *damnatio memoriae* seines Gegners Tassilo. Den von Tassilo begünstigten Klöstern stellte er auf Ansuchen neue Schenkungsprivilegien aus, so als ob Tassilos Urkunden keine ausreichende Rechtssicherheit böten. So heißt es etwa in dem Privileg, das Kremsmünster erhielt:

*Sed quia iam per dicti
Tassiloni traditionem hoc
firmiter et stabile minime
permanere poterat, idcirco
petiit serenitati nostre, ut
denuo in nostra elymosina
per nostram auctoritatem
plenius hoc circa ipsum
sanctum locum cedere
atque confirmare debere-
mus, sicuti et fecimus.*

Aber weil (die Schenkung) durch die Übereignung seitens des besagten Tassilo keineswegs sicher und zuverlässig Bestand haben konnte, hat er (der Abt Fater) deswegen unsere Erhabenheit gebeten, wir möchten diese Güter aus unserer Freigebigkeit durch unsere Autorität dem besagten heiligen Ort noch einmal übertragen und bestätigen, wie wir es auch getan haben.

Ebenso erfahren wir in einer Schenkung eines bayerischen Klosters (Chiemsee) an den Bischof von Metz noch einmal Karls Geschichtsversion bezüglich der Absetzung Tassilos:

*... ducatus Baioarie ex regno
nostro Francorum aliquibus
temporibus infideliter per ma-
lignos homines Odilonem et
Tassilonem, propinquum no-
strum, a nobis subtractus et
alienatus fuit, quem nunc
moderatore iusticiarum deo
nostro adiuvante ad propriam*

... das zu unserem fränkischen Reich gehörige Herzogtum Bayern war einige Zeit durch die böartigen Menschen Odilo und Tassilo, unsere Verwandten, uns entzogen und entfremdet, welches wir nun mit Hilfe des Hortes der Gerechtigkeit, unseres Gottes, wiederum der eigenen Herrschaft unterworfen haben ...

revocavimus dicionem ...

Abgesehen von dieser vorsätzlichen Geschichtsfälschung änderte sich in Bayern gar nicht so viel, und es ist erstaunlich, wie schnell sich das Land schon zwei Generationen später zu einem Kerngebiet karolingischer Herrschaft entwickelte. Ich darf noch einmal darauf verweisen, daß das Bayern, von dem wir hier sprechen, im Westen am Lech begann, der bei Donauwörth in die Donau mündet, und sich im Osten bis mindestens an die Enns erstreckte, die bei Lorch ihre Donaumündung hat.

Wenn wir nun der Donau in ihrem Lauf nach Osten folgen, stoßen wir im 8. Jahrhundert auf die Awaren. Sie bewegten sich – wie die Hunnen vor und die Ungarn und Mongolen nach ihnen – in einem langfristigen Prozeß nach Westen. Es handelte sich um ein nomadisches Volk (oder Völkerkonglomerat) von Reiterkriegern; Näheres über ihre Abstammung oder ihre Sprache ist zuverlässig nicht zu ermitteln. Sie waren, wie gesagt, gute Reiter – so gute Reiter, daß manche Quellen behaupten, sie könnten gar nicht zu Fuß gehen –; dies verdankten sie der Verwendung des Steigbügels, der in Europa damals noch nicht in allgemeinem Gebrauch war. Der Steigbügel ermöglichte es ihnen, im Reiten und sogar nach rückwärts gewandt zu schießen. Letzteres taten sie mit dem sog. Kompositbogen, der aus mehreren Schichten zusammengeleimt war; dadurch war er zugleich kleiner (und damit leichter) und leistungsfähiger, aber auch empfindlicher als Bögen, die aus einem Stück gefertigt sind. Die Pfeile besaßen eine dreiflügelige Eisenspitze und sollen bis zu 500 m weit geflogen sein; entsprechend hatten sie auf kürzere Distanz eine enorme Durchschlagkraft. Die awarische Kriegstechnik war den schwerfälligen Infanterieheeren Europas überlegen; sie versagte aber dort, wo sie sich nicht beweglich in der Fläche entfalten konnte, d.h. in engem, waldreichem Gelände und bei der Belagerung von Burgen und Städten.

567 vernichteten die Awaren gemeinsam mit den Langobarden das Reich der Gepiden und rückten, da die Langobarden nach Italien abmarschierten, in deren Gebiete östlich der Bayern ein, deren unmittelbare Nachbarn sie dadurch wurden. Damit wurde für gut 200 Jahre die Enns die Grenze zwischen Bayern und Awaren; eine stabile Grenze (die Quellen sprechen geradezu von einem *limes certus*), die von beiden Seiten zuverlässig beachtet wurde. Das wirkliche Interesse der Awaren lag nämlich anderswo: in Byzanz. Das oströmische Kaiserreich hatte etwas zu bieten, was das arme und unterentwickelte Bayern nicht aufwies: Gold. Von Byzanz ließen sich, mit einer Mischung aus Bündnisangeboten und Erpressungen, Geldzahlungen herausholen, die von anfänglich 80000 bis auf 200000 Goldsolidi jährlich stiegen. (200000 Goldsolidi sollen ca. 900 kg entsprechen.) Auf diese Weise konnten die Awaren einen enormen Goldschatz ansammeln, der später Karl dem Großen in die Hände fiel.

Im Laufe der Zeit änderte sich allerdings der Charakter der awarischen Gesellschaft, und die Reiternomaden begannen sesshaft zu werden. Besonders seit 626 ein großangelegter Versuch, Kon-

stantinopel zu erobern, gescheitert war, war die awarische Expansionskraft gebrochen: regionale slawische Herrschaftsgebiete lösten sich aus ihrer Abhängigkeit; ein Beispiel dafür sind die Karantanen, also die Bewohner Kärntens.

Daß die aggressive Politik Karls des Großen dieses relativ friedliche Gleichgewicht der Kräfte nicht weiterführen würde, dürfte auch am Hof des Awarenherrschers, des *Khagans*, nicht verborgen geblieben sein. Tatsächlich unternahmen sie 782 – also in dem Jahr, nachdem Tassilo III. den Treueid gegenüber Karl hatte erneuern müssen – eine diplomatische Intervention, und auch 788 zeigten sie an der Enns militärische Präsenz, ohne aber in den Konflikt einzugreifen, was vielleicht ihr entscheidender Fehler war. 790 gab es neue, ergebnislose Verhandlungen über den *limes certus*, denn Karl wollte keine friedliche Nachbarschaft, sondern die militärische Unterwerfung und die Ausweitung seines Reiches.

Dazu unternahm er 791 einen großangelegten Feldzug, sowohl die Donau entlang als auch von Italien aus. Das nördliche Heer zog in zwei Abteilungen parallel nördlich und südlich der Donau, wobei auf dem Fluß selbst Schiffe fuhren und die Kommunikation der beiden Abteilungen sicherstellten – oder besser gesagt: sicherstellen sollten, denn es gab offenbar ziemliche Probleme. Die eigentliche Kriegsmaschinerie kam aber gar nicht richtig zum Einsatz, denn die Awaren ließen den Feldzug ins Leere laufen, indem sie ihre Positionen freiwillig räumten. So erreichte die fränkische *grande armée*⁴⁰ im Oktober 791 ohne nennenswerten Widerstand die Raab (ungarisch: Győr [„djör“]); dort, bereits etwa 100 km östlich von Wien, mußte man umkehren, weil durch eine Seuche die Pferde starben.



Der ganze Feldzug war also nicht mehr als ein gewaltiges Säbelraseln, aber die Tatsache, daß sich ein feindliches Heer 52 Tage lang unbehelligt in awarischem Gebiet halten konnte, führte zu innenpolitischen Rückwirkungen: die Autorität des Khagan war ruiniert, es kam zum innerawarischen Bürgerkrieg, der Karl begünstigte.

Dennoch nahm die Vorbereitung des nächsten Zuges 4 Jahre in Anspruch, und zwar auch deshalb, weil die Sachsen doch noch nicht so endgültig christianisiert waren, wie es nach der Taufe Widukinds zunächst scheinen mochte. Zu den Vorbereitungen des Feldzugs gehörte auch der Bau eines Kanals zwischen Altmühl und Rednitz, der sog. *fossa Karolina*, um eine Verbindung zwischen Rhein, Main und Donau zu schaffen. Allerdings scheiterte das Projekt, weil von den umgebenden Bergen immer wieder Erdmassen in den frisch ausgehobenen Kanal rutschten – ein Problem, das übrigens noch zu Anfang des 20. Jahrhunderts die größte Schwierigkeit beim Bau des Panamakanals bildete.

Kurioserweise fand das großangelegte Unternehmen dann überhaupt nicht statt. Als Folge des awarischen Bürgerkriegs zerfiel

⁴⁰ Als *Grande Armée* bezeichnet(e) man die Streimacht, mit der Napoleon Rußland unterwerfen wollte.

das Khaganat praktisch in mehrere Einzelstaaten, und einer der Teilherrscher unterwarf sich 795 Karl dem Großen und bat um die Taufe und christliche Mission. Im selben Jahr löste im Herbst schließlich König Pippin das Awarenproblem auf seine Weise. (Dieser Pippin war, um keine Mißverständnisse aufkommen zu lassen, der zweitälteste Sohn Karls des Großen, den sein Vater zum Unterkönig von Italien gemacht hatte; da er aber noch vor Karl starb, hat er keine Ordnungszahl und nicht einmal einen ordentlichen Beinamen erhalten.) In Pippins Auftrag oder jedenfalls mit seinem Wissen unternahm eine kleine Truppenabteilung einen überraschenden Vorstoß ins Zentrum des awarischen Reiches, überfiel die Hauptstadt, den sog. Ring, und erbeutete einen Teil des sagenhaften Awarenschatzes. Das war nun das Ende des Awarenreichs, denn im folgenden Jahr unterwarf sich auch der Khagan selbst. Eine christliche Missionierung der Awaren scheiterte allerdings weitgehend.

Es zeigte sich aber bald, was Karl der Große mit der Vernichtung des Awarenreiches eigentlich angerichtet hatte: er machte den Weg frei für das nächste, aus Asien kommende Volk, die Ungarn. Diese erwiesen sich als weitaus unangenehmere Nachbarn als die Awaren. Sie interessierten sich nicht für die Schätze von Konstantinopel und auch nicht für einen *limes certus* zu Bayern, sondern dehnten ihre Raubzüge bis weit ins Innere des Reiches und übrigens auch nach Italien hinein aus, was für die Nachfolger Karls des Großen erhebliche politische Rückwirkungen hatte.

In Bayern selbst änderte sich 788 aber erstaunlich wenig. Karl setzte einen Verwaltungschef ein, der natürlich nicht mehr "Herzog" hieß, sondern es wurden Bezeichnungen wie *praefectus* oder *comes* oder *missus* gebraucht. Der erste dieser Präfecten war Gerold, interessanterweise mit den Agilolfingern verwandt, wenn auch nicht so eng, daß man daraus Erbrechte hätte ableiten können. Vielleicht war dies Teil einer Beschwichtigungspolitik Karls in Anbetracht der rechtlich nicht ganz einwandfreien Absetzung Tassilos. Auch die *Lex Baiwariorum* blieb in Kraft, wie das angesichts ihrer fiktiven Erlassung durch fränkische Könige auch gar nicht anders sein konnte; sie wurde nur durch einige zusätzliche Regelungen nach fränkischem Vorbild ergänzt.

Auch die eigene Kirchenprovinz blieb bestehen. Mehr noch: sie wurde erst jetzt wirklich vollendet, indem Salzburg zum Sitz des Erzbischofs bestimmt wurde. Das war ein Affront gegen Regensburg als der eigentlichen bayerischen Hauptstadt und gegen Passau, das aus antiker Tradition diesen Anspruch erhob, denn es sah sich als Nachfolger eines antiken Erzbistums in Lorch, das es tatsächlich gegeben hat, auch wenn dieser Tradition natürlich seit einem halben Jahrtausend abgerissen war. Ein Passauer Bischof namens Pilgrim versuchte um die Jahrtausendwende dieser Tradition durch eine Serie gefälschter Papsturkunden wiederzubeleben, konnte sich damit aber nicht durchsetzen, weil der Salzburger mit geschickten Gegenfälschungen antwortete. Aber die gegenseitige Animosität blieb bis ins 18. Jahrhundert bestehen.

Aber jetzt zurück ins 8. Jahrhundert: die Awarenzüge Karls des Großen hatten das bayerische Gebiet zwar nicht bis nach Un-

garn hinein, aber dennoch ein Stück nach Osten hin ausgeweitet und dadurch eine etwas unruhige Grenzzone geschaffen. Deshalb wurde dort ein eigener Grenzgraf namens Goteram eingesetzt. Die ihm unterstellte Grenzgrafschaft oder Mark erhielt allmählich die Bezeichnung "Ostmark" oder lateinisch *marca orientalis*; ihr werden wir uns im nächsten Kapitel noch näher zuwenden.

Die uneingeschränkte Zugehörigkeit Bayerns zum Karolingerreich bedeutete auch, daß es in die Erbteilungen miteinbezogen wurde, die sich die neue Dynastie ebenso exzessiv leistete wie seinerzeit die Merowinger. Wir haben das im 2. Kapitel ausführlich erörtert. Nach dem Ende der Karolinger kam in Deutschland die Dynastie der Ottonen an die Macht, von denen wir schon im 13. Kapitel im Zusammenhang mit der Elbe sprachen. Die ersten beiden Vertreter dieser Dynastie hatten aber auch an der Donau zu tun, denn, wie schon erwähnt, rückten in das Gebiet der Awaren die Ungarn nach.

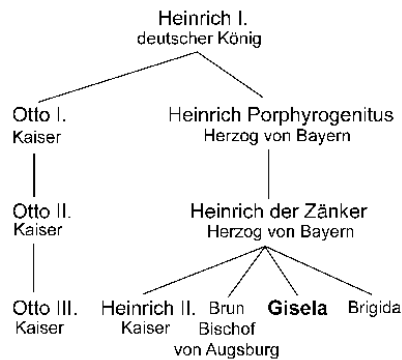
Gegen ihre Raubzüge nach Deutschland und übrigens auch nach Italien schien zunächst kein Kraut gewachsen. Am 5. Juli 907 erlitt König Ludwig das Kind bei Preßburg eine vernichtende Niederlage gegen sie. Erst unter den sächsischen Kaisern änderte sich die Lage: König Heinrich I. besiegte sie bei Riade nahe Merseburg im Jahre 933. Noch eindrucksvoller war der Sieg Ottos I. 955 auf dem Lechfeld östlich von Augsburg, nach dem ihn die siegreichen Soldaten noch auf dem Schlachtfeld zum Kaiser ausriefen, wenn wir dem Bericht Widukinds von Corvey vertrauen dürfen. Ganz so katastrophal, wie wir meist glauben, war die ungarische Niederlage aber doch nicht; immerhin konnten sie bereits drei Jahre später einen Raubzug gegen Byzanz starten.

Aber es reifte doch in der ungarischen Herrscherfamilie der Entschluß, das Christentum anzunehmen und so als gleichberechtigter Partner in die europäische Politik einzutreten. Eine Gewissensentscheidung im modernen Sinne war dies freilich nicht, und man fand auch nichts dabei, zur Sicherheit daneben auch noch die alten Kulte weiter zu praktizieren, wie uns etwa Thietmar von Merseburg mit einigem Kopfschütteln berichtet: "Fürst Géza war ein grausamer Mensch, der viele im Jähzorn töten ließ. Als er Christ wurde, wütete er zur Bekräftigung seines Glaubens gegen die, die diesen Schritt ablehnten, und löschte so seine früheren Verbrechen durch den heißen Eifer für Gott aus. Als er aber, da er [immer noch gleichzeitig] verschiedenen nichtigen Götzen diente, von seinem Bischof deswegen zur Rede gestellt wurde, sagte er: 'Mit ist überströmender Reichtum gegeben, und deshalb habe ich freie Macht und Möglichkeit, dies zu tun.'" Das Christentum stellte zudem den endgültigen Übergang zu einer sesshaften Lebensweise dar, also den Abschied von der nomadischen Tradition. Offen war im übrigen auch noch die Frage, ob die Ungarn das Christentum in seiner westlich-lateinischen oder seiner byzantinischen Form annehmen würden.

Gézas Sohn Stephan tat den entscheidenden, später nicht mehr revidierten Schritt und wandte sich dem Westen zu, indem er vom westlichen Kaiser Otto III. und dem Papst die Königswürde erbat. Damit war Ungarn endgültig "in Europa angekommen". Aber noch in der Stephanslegende, die zur Zeit seiner Heiligsprechung

verfaßt wurde, kann man zwischen den Zeilen die Überraschung lesen, die dieser Schritt in Mitteleuropa auslöste; die ungarischen Raubzüge lagen ja gerade erst eine Generation zurück.

Es war üblich, daß ein solches neues Mitglied in der "Familie der Könige" auch ganz konkret in die Verwandtschaft aufgenommen wurde, indem es eine kaiserliche Prinzessin zur Frau erhielt. Im Falle Stephans war das Gisela von Bayern, eine Schwester Kaiser Heinrichs II.:



Die Christianisierung der Ungarn war aber mit diesem ersten Schritt nicht vollendet. Es gab nach dem Tod König Stephans sogar eine heidnische Reaktion, und es bedurfte eines zweiten heiligen Königs, um das Christentum endgültig durchzusetzen.

An dieser Stelle darf ich eine kurze Bemerkung über die ungarische Königskrone einschieben. Sie heißt offiziell "Stephanskrone", ist aber von dem heiligen König Stephan mit Sicherheit nie getragen worden. Es läßt sich vielmehr nachweisen, daß Teile von ihr erst mehr als ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode entstanden, und es gibt zuverlässige Hinweise darauf, daß sie ihre jetzige Form erst um 1185 erhalten hat. Anhand der Quellen ist die heutige Krone eindeutig bis ins Jahr 1290 zurück nachweisbar. So sieht sie aus:



Die Krone besteht aus Goldblech und ist mit Emailbildern sowie einer Reihe von Edelsteinen und Perlen verziert. Ihr Umfang mißt 72 cm, ist also ungewöhnlich groß und führt, wie wir noch sehen werden, zu Schwierigkeiten beim Tragen. Sie besteht aus zwei ursprünglich nicht zusammengehörigen Teilen: der *corona graeca*, der griechischen Krone, und der *corona latina*, der lateinischen Krone, jeweils so genannt nach der Sprache der Inschriften. Dabei bildet der Reif die *corona graeca*, die Bügel mit dem Kreuz die *corona latina*.

Der Reif der *corona graeca* ist abwechselnd mit blauen Steinen und 8 viereckigen Emailbildern besetzt. Jedoch sind die Edelsteine, auch der Stein, der in der Mitte über der Stirn sitzt, trüb und fehlerhaft; wertvoll ist nur der achteckige geschliffene Saphir in der Mitte über dem Nacken. Vorn und hinten sitzen auf dem Reifen zwei weitere bogenförmige Emailplatten, zusammen also zehn Bilder, die auch inhaltlich zusammengehören.

Ihr Bildprogramm ist folgendes: die vordere runde Platte zeigt den Pantokrator, also Christus als Weltenherrscher, so, wie er in den meisten byzantinischen, aber auch in abendländischen romanischen Kirchen abgebildet ist.

Die Pantokratorplatte ist flankiert von zwei Platten, deren rechte den Erzengel Gabriel, die linke den Erzengel Michael zeigt. Die nächsten beiden Platten zeigen zwei weitere Heilige, nämlich rechts Demetrius, links Georg.

Diesen fünf vorderen Platten entsprechen die fünf hinteren.



Die runde Platte in der Mitte zeigt den byzantinischen Kaiser Michael VII., zu seiner Linken ist der Thronfolger Konstantin (der allerdings nicht zur Regierung kam), zu seiner Rechten der ungarische König Géza I. abgebildet. Daß tatsächlich diese Personen gemeint sind, geht aus den Beischriften eindeutig hervor. Bei Géza, hier die Abbildung



lautet die Beischrift: ΓΕΩΒΙΤΖΑΣ ΠΙΣΤΟΣ ΚΡΑΛΗΣ ΤΟΥΡΚΙΑΣ (Geobitzas pistos krales Tourkias = Géza, getreuer König von Turkia), wobei unter *Turkia* zu dieser Zeit selbstverständlich Ungarn zu verstehen ist. Géza regierte 1074 bis 1077. Die beiden restlichen Emails des hinteren Teiles des Kronreifs zeigen die Arztheiligen Kosmas und Damian. Die zehn Emails stellen also, in zwei Gruppen zu je fünf Stück, die himmlische und die irdische Hierarchie dar, wobei dem Pantokrator der Kaiser entspricht. Der ungarische König ist dabei, wie es der byzantinischen Reichsideologie entsprach, in die Familie des Kaisers einbezogen.

Wir können als Zwischenergebnis festhalten, daß die *corona graeca* sicher nicht die originale Krone Stephans des Heiligen ist, da auf einer im Jahre 1000 getragenen Krone nicht die Bilder von Herrschern angebracht sein konnten, die erst 75 Jahre später regierten. So viel zur *corona graeca*.

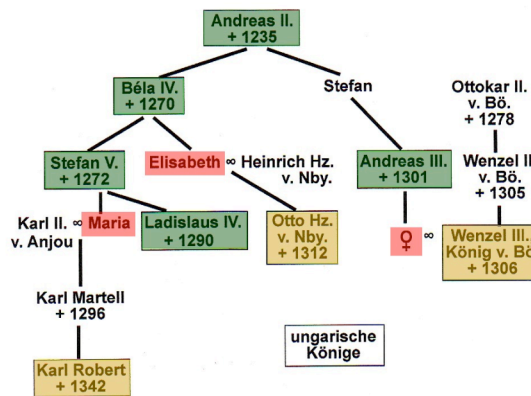
Die *corona latina* stellen, wie gesagt, die Bügel und das Kreuz dar. Die Bügel sind ebenfalls mit Emailplatten besetzt, und zwar sitzen auf jedem der vier Bügelabschnitte zwei Apostelbilder übereinander: vorne Johannes und Bartholomäus, links Petrus und Andreas, rechts Paulus und Philippus, hinten Jacobus und Thomas. Die Bilder sind mit lateinischen Buchstaben in dieser Weise beschriftet, daher der Name *corona latina*. Im Schnittpunkt der Bügel sitzt eine zweite Pantokratorplatte. Sie ist durchbohrt, denn in ihrer Mitte sitzt das für die ungarische Krone charakteristische schiefe Kreuz, wie es z.B. bis heute im ungarischen Staatswappen zu sehen ist.

Die *corona latina* vervollständigt also die *corona graeca* zu einer geschlossenen Krone. Eine solche Krone trug der byzantinische Kaiser. Und es gab in der Tat eine Situation, in der der ungarische König hoffen konnte, den Thron in Konstantinopel zu besteigen. Das war im Jahre 1185. Deshalb ist es nach meiner Meinung und der

Meinung anderer Gelehrter am wahrscheinlichsten, daß in diesem Jahr die heute vorliegende Krone zusammengesetzt wurde.

Das war jetzt etwas mehr als nur eine kurze Bemerkung. Aber die Krone ist wichtig, weil nach ungarischer Auffassung nur der rechtmäßiger König sein konnte, der mit genau dieser Krone gekrönt worden war. Man kann sogar zugespitzt sagen: es ist gar nicht der König, der die Krone erwirbt und dann mit ihr gekrönt wird, sondern es ist die Krone selbst, die sich aussucht, von wem sie getragen werden möchte.

1290 starb die Dynastie Stephans endgültig im Mannestamm aus, so daß es einige Erbstreitigkeiten gab.



Unter anderen fungierte dabei auch Herzog Otto III. von Niederbayern einige Jahre als ungarischer König. Dieses Abenteuer endete aber mit einem Reinfall, so daß von seinem Königtum nur ein pompöses Mahestätssiegel übrigblieb:



Und beträchtliche Schulden. Um diese abzutragen, mußte der die Hilfe der Landstände in Anspruch nehmen, die im Gegenzug eine Mitwirkung bei der Finanz- und Staatsverwaltung verlangten und erhielten⁴¹.

21. KAPITEL: AUS DER SCHWEIZ NACH ÖSTERREICH (RUDOLF VON HABS- BURGS WEG NACH OSTEN)

WIR SIND ES GEWOHNT, das Reich der Habsburger als "Donaumonarchie" zu bezeichnen. Das ist nicht falsch, aber dabei wird leicht vergessen, daß die Habsburger eigentlich Schweizer sind. Ein reicher Graf aus der Schweiz wurde also 1273 deutscher König, nachdem es seit 1250 in Deutschland niemanden gegeben hatte, der diesen Titel wirklich verdiente. Geburtshelfer der habsburgischen Dynastie war Papst Gregor X., dem es dabei aber eigentlich um etwa

⁴¹ Mehr zur ungarischen Krone in Kapitel 12 meiner Vorlesung "Insignienkunde".

ganz anderes ging. Die Sorge um die Kreuzfahrerstaaten, die im Grunde bereits im Sterben lagen und 1291 auch endgültig untergingen, war die Dominante seines gesamten Pontifikats. Dazu gehörte auch, daß es in Deutschland endlich wieder einen tatkräftigen König geben sollte, der, schnellstmöglich zum Kaiser gekrönt, an die Spitze eines neuen Kreuzzuges treten sollte.

Den Kurfürsten stellte er deshalb ein Ultimatum: er drohte, im Falle der Untätigkeit den König durch die Kardinäle wählen zu lassen. Es gab auch einen interessierten Kandidaten, nämlich den böhmischen König Ottokar II.,



der sich im Südosten des Reiches eine bedeutende Machtstellung aufgebaut hatte: 1247 waren die österreichischen Babenberger, die seit 1192 zugleich Herzöge der Steiermark waren, in männlicher Linie ausgestorben, und es war Ottokar gelungen, eine der beiden Erbtöchter zu heiraten und so auch Herzog von Österreich zu werden. Allerdings trennte er sich von seiner Frau gleich wieder, sobald er das Land in Besitz genommen hatte, um mit der Tochter des Königs von Ungarn eine bessere Partie zu machen. Die folgende Karte zeigt rot eingefärbt den Machtbereich Ottokars:



Ottokar war davon überzeugt, daß man ihn nicht übergehen konnte und erschien gar nicht erst zur Wahlversammlung. Es fand aber doch eine Wahl statt, obwohl mit ihm einer der Kurfürsten fehlte. Die Siebenzahl der Kurfürsten, die damals schon als erforderlich galt, erreichte man dadurch, daß auch der niederbayerische Herzog Heinrich XIII. mit abstimmen durfte.

Gewählt wurde am 23.10.1273 Rudolf von Habsburg. Ein denkbarer Kandidat wäre auch Herzog Ludwig II. von Bayern gewesen, aber er war zu nahe mit Konradin verwandt, mit dem wir uns im 5. Kapitel schon befaßt haben. Außerdem hatte er einen schlechten Ruf, weil er 1256 seine erste Frau, Maria von Brabant, auf einen bloßen und unbegründeten Verdacht hin wegen Ehebruchs hatte hingerichten lassen; aber ob das die Wähler wirklich gestört hat, sei dahingestellt.

Die Familie der Habsburger läßt sich nicht über das 12. Jahrhundert hinaus zurückverfolgen; eine Verbindung mit den alten Hochadelsfamilien oder auch nur mit den Staufern ist nicht zu erken-

nen. Die namengebende Burg liegt in der gleichnamigen Gemeinde im Kanton Aargau; hier eine ältere Darstellung:



Heute sieht sie so aus:



Wichtig ist außerdem noch die Kiburg, auf der Rudolf später eine Zeit lang die Reichsinsignien verwahren ließ.



Die Familientradition, die aber erst aus dem 12. Jahrhundert stammt, führt als ältesten Vorfahren einen Guntram an, genannt Guntram der Reiche, der 973 gestorben sei. Ein Graf Otto, der 1111 starb, war der erste, der sich nach der Habsburg benannte. Der Rudolf, der dann König wurde, wird als Graf Rudolf IV. gezählt.

Die Habsburger haben unter dem Pervenue-Charakter ihrer Familie immer gelitten. Insbesondere galt dies für den späteren Kaiser Maximilian I. an der Schwelle zur Neuzeit. Er beauftragte seine Hofgenealogen, die wahre Herkunft der Familie zu erkunden, und diese wurden auch in der gewünschten Weise fündig. Eine Theorie besagte, daß sie von der römischen Familie der Colonna abstammten, die ihrerseits Nachfahren der Trojaner sein wollten. Beweis dafür war unter anderem das Wappen: die Colonna haben eine Säule im Wappen (*colonna* = lateinisch *columna*, also die Säule); wenn man den österreichischen Wappenschild um 90° dreht, erscheint in der Mitte ebenfalls eine Säule. Nach einer anderen These stammen die Habsburger über eine Seitenlinie von den Merowingern ab, die ihrerseits die Nachfahren einer Gruppe von Trojanern gewesen seien, die sich nach der Zerstörung ihrer Heimatstadt nach Germanien gerettet hätten.

Auf die Wahl des neuen Königs folgte in regulärer Weise die Krönung, und dann begann Rudolf zu regieren, und zwar viel energischer, als die Kurfürsten das erhofft hatten. Eines der Mittel, die Kurfürsten an sich zu binden und zugleich politisch niederzuhalten, bestand darin, daß er seine Töchter systematisch mit ihnen verheiratete; sämtliche weltlichen Kurfürsten wurden seine Schwiegersonnen.



Diese Methode wurde später bekanntlich von den Habsburgern perfektioniert. Sie kennen den Spruch *Bella gerant alii, tu, felix Austria, nube!* (Andere mögen Kriege führen, du, glückliches Österreich, heirate!) Man muß allerdings hinzufügen, daß praktisch alle dieser Ehen

Kriege zur Folge hatten; und wie es um das Glück der Prinzessinnen bestellt war, die da von Staats wegen verheiratet wurden, ist auch noch eine Frage.

Weniger galant als die Kurfürsten-Ehen war die zweite Maßnahme, die Rudolf in Angriff nahm. Schon im November 1274 verkündigte er die "Revindikation" des Reichsgutes, d.h. er forderte alle Besitzungen und Lehen, die Reichsgut gewesen, aber im Interregnum von den Fürsten okkupiert worden waren, zurück.

Der größte Brocken war dabei Österreich. Ich habe vorhin erwähnt, daß Ottokar eine der beiden Erbtöchter des Jahres 1247 geheiratet hatte, aber es gab eben noch eine zweite, und es gab keine Festlegung, welche Tochter beim Aussterben der Familie im Mannesstamm erberechtigt sein sollte. Ottokars Inbesitznahme Österreichs und der Steiermark ließ sich also rechtlich anzweifeln, und das tat Rudolf. Er bezeichnete Österreich als erledigtes Reichslehen, das noch nicht wieder in ordnungsgemäßer Weise neu verliehen worden sei. Und als Ottokar sich weigerte, vor ihm zu erscheinen, setzte er einen Reichskrieg gegen ihn in Gang.

Dieser Kriegszug war erfolgreich, wenn es auch zweier Anläufe bedurfte. Es gab eine erste Niederlage Ottokars Ende 1276, der zum sog. Wiener Frieden vom 3.12.1276 führte. Ottokar behielt danach seine Funktionen, mußte aber Österreich förmlich vom König zu Lehen nehmen und bekam als Aufpasserin eine Tochter Rudolfs als Gattin für seinen Sohn. Ottokar hielt sich nicht an die Abmachungen und brach den geleisteten Lehenseid.

Sein Verhalten war durchaus nicht chancenlos, denn inzwischen war Rudolf den meisten Reichsfürsten schon zu mächtig geworden, und sie sympathisierten sogar heimlich mit Ottokar. Ein zweiter Kriegszug endete aber mit dessen erneuter Niederlage in der Schlacht auf dem Marchfeld bei Dürnkrut am 26.8.1278, wobei er diesmal selbst ums Leben kam. Rudolf verwendete dabei die Taktik, eine kleine Abteilung seines Heeres unsichtbar in Reserve zu halten, die dann über die vermeintlich siegreichen, bereits plündernden Gegner herfiel.

Das Schicksal Ottokars II., des "goldenen Königs", hat auch seine Spuren in der modernen Literatur hinterlassen. Es eignet sich mit seiner Kombination aus Aufstieg und durch Verrat und Meineid verschuldeter Niederlage für eine moralisierende Darstellung der Geschichte, wie sie bis ins 19. Jahrhundert noch gang und gäbe war. Am bekanntesten ist Franz Grillparzers Schauspiel "König Ottokars Glück und Ende".

Mit dem Tode Ottokars waren Österreich und die damit verbundene Steiermark für eine Neuvergabe frei. Rudolf gelang es, damit seine beiden Söhne Albrecht und Rudolf zu belehnen, so daß die ursprünglich schweizerische Familie jetzt ihren Hauptbesitz in Österreich hatte. Der Sohn Ottokars, Wenzel, durfte in Böhmen König bleiben, stand aber wie gesagt unter der Aufsicht der Tochter Rudolfs.

Das Jahr 1278 endete also überaus erfolgreich für Rudolf von Habsburg. Aber seltsamerweise ist damit sein Zenit auch schon überschritten. Es gelang ihm nicht, diesem Erfolg weitere Leistungen

zur Seite zu stellen. Im Gegenteil: seine Aktionen werden immer kleinräumiger, er verzettelt sich immer mehr in lokalen und provinziellen Konflikten. Insbesondere gelingt es ihm nicht, die Kaiserkrone zu erwerben; nicht weniger als sechs Anläufe dazu scheitern. Es wird zwar jeweils ein Termin vereinbart, und Rudolf erbringt in den Verhandlungen mit dem Papst auch Vorleistungen, und dreimal wird sogar schon ein Krönungstag festgelegt, aber dann stirbt ihm der Papst weg, ehe der Plan realisiert werden kann:

Papst	Fest vereinbarter Termin	Papst gestorben
Gregor X.	1.11.1275 2.2.1276	10.1.1276
Innozenz V.		22.6.1276
Hadrian V.		18.8.1276
Johannes XXI.		20.5.1277
Nikolaus III.		22.8.1280
Martin IV.		28.3.1285
Honorius IV.	2.2.1287	3.4.1287
Nikolaus IV.		4.4.1292

Dabei ist jeweils auch noch die Sedisvakanz von durchschnittlich $3\frac{3}{4}$ Monaten einzurechnen, während derer alle Aktivitäten stillstanden. Trotzdem hatten schon die Zeitgenossen den Eindruck, Rudolf selbst betreibe seine Kaiserkrönung nicht mit dem notwendigen Nachdruck, weil ihm andere Fragen, so etwa der Erwerb Österreichs für sein Haus, wichtiger waren. Ein Echo dieses Eindrucks findet sich etwa bei Dante, der Rudolf in seiner *Divina Commedia* nur ins Purgatorio versetzt in die Reihe der Säumigen:

*Colui che più sied' alto e fa sembianti
D' aver negletto ciò che far dovea ...
Ridolfo imperador fu, che potea
Sanar le piaghe, c' hanno Italia morta.*

"Der, der ganz oben sitzt und so ausschaut, als habe er das versäumt, was er hätte tun müssen – Kaiser Rudolf war er, der die Wunden hätte heilen können, an denen Italien zugrunde gegangen ist."

Das ist eine ganz andere Sicht, die Rudolfs mangelndes Interesse am Königreich Italien in den Vordergrund stellt – Kaiserkrone hin oder her. Aber der Perspektivenwechsel gilt ja als didaktisch empfehlenswerte Maßnahme. Wir werden übrigens im nächsten Kapitel sehen, wie es einem deutschen König erging, der sich um Italien kümmerte.

Rudolf wurde also nicht Kaiser, auch wenn wir ihn wie Dante meist so nennen, und er schaffte es auch nicht, noch zu Lebzeiten seinen Sohn Albrecht zum Nachfolger wählen zu lassen. Schließlich starb er am 15.7.1291 und wird in Speyer begraben. Hier die Grabplatte:



Der Darstellung wird Portraitähnlichkeit zugeschrieben, auch wenn die Story, der Steinmetz habe die schon zu Lebzeiten angefertigte Grabplatte jedesmal überarbeitet, wenn er im Gesicht Rudolfs eine neue Runzel entdeckt habe, wohl nicht zutrifft.

Der geeignetste Kandidat für die Nachfolge Rudolfs wäre sein ältester Sohn Albrecht gewesen, der als Herzog von Österreich und Steiermark eine solide Machtbasis für eine tatkräftige Politik besaß. Aber warum wundert es uns nicht, daß er nicht gewählt wurde? Gewählt wurde statt dessen Graf Adolf von Nassau am 5.5.1292, der sich eine solche Basis erst schaffen mußte. Darüber geriet er in Konflikt mit seinen eigenen Wählern, die ihn deshalb am 23.6.1298 für abgesetzt erklärten. Er ließ sich das aber nicht gefallen, und so mußten die Kurfürsten ausgerechnet Albrecht von Habsburg zu Hilfe rufen, der den König in einer Schlacht bei Göllheim besiegte, in der Adolf auch selbst ums Leben kam.

Der Preis für diese Hilfe war, daß die Kurfürsten Albrecht I. am 27.7. selbst zum König wählten. Albrechts Dankbarkeit für die Wahl hielt sich aber in Grenzen. Er begann energisch und rücksichtslos zu regieren, so daß die Kurfürsten auch ihn für abgesetzt erklärten, und zwar wegen Mordes an seinem Vorgänger Adolf von Nassau. Albrecht ließ sich dadurch nicht beirren und begann gegen die zahlreichen Zölle auf dem Rhein vorzugehen; das waren aber die wesentlichen Einnahmen der rheinischen Kurfürsten, denen so die wirtschaftliche Basis wegbrach.

Dann aber schlug das Schicksal zu, und zwar aus einer ganz anderen Ecke. Als Rudolf von Habsburg 1278 Österreich und die Steiermark erworben hatte, belehnte er damit seine beiden Söhne, Albrecht und Rudolf, und zwar "zu gesamter Hand", also gemeinsam und gleichberechtigt. Das erwies sich dann aber als doch nicht praktikabel, so daß er die Lehen Albrecht allein übertrug, aber mit dem Versprechen, den jüngeren Bruder sobald wie möglich für seinen Verzicht zu entschädigen. Dazu kam es aber zu Lebzeiten König Rudolfs nicht mehr. Dann starb auch der jüngere Rudolf, aber unter Hinterlassung eines Sohnes Johannes, der jetzt bei seinem Onkel Albrecht auf die Durchführung der Abmachung drängte. Albrecht wies ihn aber immer wieder ab, so daß sich der junge Johannes schließlich entschloß, sich sein Recht mit Gewalt zu holen: am 1.5.1308 erschlug er seinen Onkel.

Das ist also der zweite Königsmord in der deutschen Geschichte, der seinem Täter außer dem Beinamen *Johannes Parricida* (Vatermörder) aber ebenso wenig einbrachte wie dem Pfalzgrafen von Wittelsbach hundert Jahre zuvor. Für die Habsburger bedeutete er freilich eine Katastrophe, einen gigantischen Karriereknick, denn es gelingt ihnen für die nächsten 130 Jahre nicht mehr, einen allgemein anerkannten deutschen König zu stellen. Mehr noch: als Kaiser Karl IV. 1356 das exklusive Gremium der Kurfürsten auf Dauer einrichtet, schaffen sie es nicht einmal, darin vertreten zu sein.

Johannes Parricida erhielt übrigens ein kleines literarisches Andenken: in Schillers *Wilhelm Tell* betritt er im 5. Akt die Szene,

nachdem die eigentliche Handlung, die "Befreiung" der Schweiz vom Tyrannenjoch der Österreicher, bereits gelaufen ist; des Dichters didaktisches Motiv besteht darin, den Unterschied zwischen dem gerechten Tyrannenmord Wilhelm Tells und der kriminellen Tat des Johannes vorzuführen.

Die Schweizer, die gerade dabei sind, sämtliche habsburgischen Festungen niederzureißen, fürchten nämlich, der König werde den Mord seines Landvogtes Geßler rächen, erfahren dann aber in der ersten Szene dieses Aktes, daß Albrecht I. selbst einem Mordanschlag zum Opfer gefallen ist. In der zweiten Szene tritt der Vatermörder selbst auf und sucht ausgerechnet im Hause Tell Zuflucht. Er versucht, seine Tat zu rechtfertigen:

"... Auch ich
hab einen Feind erschlagen, der mir Recht
versagte – er war euer Feind wie meiner –.
Ich hab' das Land von ihm befreit. ..."

Tell weiß es aber besser:

"... Unseliger!
Darfst du der Ehrsucht blut'ge Schuld vermengen
mit der gerechten Notwehr eines Vaters?"

Immerhin weist er ihm dann aber doch noch den Weg nach Italien, wo er sich dem Urteil des Papstes stellen solle. Das Ganze ist so penetrant pädagogisch, daß es Diskussionen darüber gibt, ob man diesen Akt bei einer Aufführung nicht einfach weglassen soll.

22. KAPITEL: BAVARUS ILLE – DAS ZEITALTER LUDWIGS DES BAYERN

NATÜRLICH HABEN DIE KURFÜRSTEN den gewaltsamen Tod Albrechts I. nicht gewünscht oder gar angestiftet. Aber sie hatten keine Skrupel, die Veränderung der Lage für sich auszunutzen. Sie erhoben einen Nachfolger, der vom ganz anderen Ende des Reiches stammte. Erzbischof Balduin von Trier lancierte seinen Bruder, den Grafen Heinrich von Luxemburg, als neuen König. Das war ein hochgemuter junger Mann, der sofort nach den Sternen griff, nämlich nach der Kaiserkrone. Ihm gelang binnen dreieinhalb Jahren, was Rudolf von Habsburg in 18 Jahren nicht geschafft und Adolf und Albrecht nicht einmal versucht hatten. Am 29.6.1312 wurde er in Rom zum Kaiser gekrönt, zwar nicht von Papst Clemens V. selbst (über ihn hören wir mehr im 27. Kapitel, und ich kann schon vorausschicken: nichts Gutes), sondern von drei Kardinälen. Aber wenn man nachrechnet: die letzte Kaiserkrönung vor ihm war diejenige Friedrichs II. 1220, also vor fast einem Jahrhundert! Aber das war es dann auch schon, denn am 24.8.1313 starb er noch in Italien und wurde in Pisa begraben.



Über die Königswahl und die Romfahrt Kaiser Heinrichs VII. gibt es eine Art Comic, eine Bilderhandschrift, die sein Bruder Balduin später hat anfertigen lassen, das sog. Balduineum⁴². Hier die Szene der Kaiserkrönung:



(Coronatur a tribus cardinalibus in imperatorem)

Abgesehen von der Kaiserkrönung ist zu Heinrich noch zu erwähnen, daß er 1309 seinen 13jährigen Sohn Johann mit der Erbtochter von Böhmen, Elisabeth, verheiraten konnte. Das hatte enorme Folgen für die Zukunft.

In der Neuwahl nach dem Tode Kaiser Heinrichs VII. im selben Jahr 1313 standen sich in fast klassischer Weise zwei Parteien gegenüber: die des verstorbenen Herrschers, also die luxemburgische, und die des Vorgängers des verstorbenen Herrschers, die habsburgische. Kandidat der Habsburger war Friedrich der Schöne, eine strahlende Rittergestalt, wenigstens äußerlich.

Auf der luxemburgischen Seite waren die Verhältnisse weniger eindeutig: der Sohn des verstorbenen Kaisers, Johann von Luxemburg war mit 17 Jahren noch arg jung; ob seine Neigung zum Vagabundieren schon sichtbar wurde, die ihn später überall hinführte, nur nicht in sein Königreich, bis er schließlich in der Schlacht von Crécy 1346 freiwillig in den Tod ging, läßt sich nicht feststellen. Pfalzgraf Rudolf machte sich ebenfalls Hoffnungen, stieß aber auf wenig Gegenliebe. Ferner kam eine Wahlempfehlung aus Paris: König Philipp IV. schlug seinen Bruder, Karl von Valois, als neuen deutschen König vor.

In dieser Lage verfiel man auf den Wittelsbacher Ludwig IV., Teilherzog von Oberbayern, der durch einen glänzenden Sieg in der Schlacht von Gammelsdorf im Jahre zuvor überregional bekannt geworden war. Das Ergebnis war schließlich eine zwiespältige Wahl, bei der von den sieben Kurfürsten am 19.10.1314 vier für Friedrich den Schönen und am 20.10.1314 fünf für Ludwig votierten. Das mathematische Kuriosum ($5+4=7$) entstand dadurch, daß zwei Kurstimmen doppelt abgegeben wurden. Für Ludwig stimmten Mainz, Trier, Brandenburg, König Johann von Böhmen und Sachsen-Lauenburg; für Friedrich stimmten Köln, die Pfalz, Sachsen-Wittenberg sowie ein politisches Gespenst, Herzog Heinrich von Kärnten, der von 1307 bis 1310 König von Böhmen gewesen, aber von den Luxemburgern und den Böhmen selbst vertrieben worden war:

	Luxemburgische Partei	Habsburgische Partei
--	------------------------------	-----------------------------

⁴² Faksimiles in: Kaiser Heinrichs Romfahrt. Die Bilderchronik von Kaiser Heinrich VII. und Kurfürst Balduin von Luxemburg 1300 – 1318 (München 1975; dtv1858),

Wahl	Peter von Aspelt, Erzbischof von <u>Mainz</u>	Heinrich von Virneburg, Erzbischof von <u>Köln</u>
	Balduin von Luxemburg, Erzbischof von <u>Trier</u>	Rudolf von Wittelsbach, Pfalzgraf bei <u>Rhein</u>
	Johann von Luxemburg, König von <u>Böhmen</u>	Herzog Heinrich von Kärnten als König von <u>Böhmen</u>
	Johann, Herzog von <u>Sachsen(- Lauenburg)</u>	Rudolf, Herzog von <u>Sachsen(-Wittenberg)</u>
	Woldemar, Markgraf von <u>Brandenburg</u>	

Es ist jetzt ein beliebtes Spiel, nachzurechnen, wer von beiden Kandidaten denn das bessere Ergebnis erzielt habe; es dürfte aber außer Zweifel stehen, daß Friedrich der Schöne ohne die Stimme des Pfalzgrafen keine Chance gehabt hätte – mit anderen Worten: die Doppelwahl ist wesentlich durch den bayerischen Bruderzwist hervorgerufen worden. Es folgte, wie bei einer zwiespältigen Wahl üblich, der Wettlauf um die Krönung; aber obwohl beide Kandidaten am selben Tag, dem 25.11., die Krone empfangen, ging auch dieser Schritt unentschieden aus:

	Luxemburgische Partei	Habsburgische Partei
Wahl	Peter von Aspelt, Erzbischof von <u>Mainz</u>	Heinrich von Virneburg, Erzbischof von <u>Köln</u>
	Balduin von Luxemburg, Erzbischof von <u>Trier</u>	Rudolf von Wittelsbach, Pfalzgraf bei <u>Rhein</u>
	Johann von Luxemburg, König von <u>Böhmen</u>	Herzog Heinrich von Kärnten als König von <u>Böhmen</u>
	Johann, Herzog von <u>Sachsen(- Lauenburg)</u>	Rudolf, Herzog von <u>Sachsen(- Wittenberg)</u>
	Woldemar, Markgraf von <u>Brandenburg</u>	
Krönung	falsche Insignien	echte Insignien
	in Aachen	in Bonn
	durch den Mainzer Erzbischof	durch den Kölner Erzbischof

Friedrich war noch von seinem Vater her im Besitz der echten Insignien, hatte aber keinen Zugang zum richtigen Krönungsort und mußte nach Bonn ausweichen. Ludwig konnte sich zwar in Aachen krönen lassen, mußte aber auf Insignien zurückgreifen, die bei einer früheren Doppelwahl Richard von Cornwall aus demselben Grunde

hatte anfertigen lassen. Beim Koronator geht der Vergleich unentschieden aus, denn das alleinige Kölner Krönungsrecht wurde erst in der Goldenen Bulle festgeschrieben.

Somit blieb nur noch die militärische Entscheidung. Im nächsten Jahr, 1315, lagen sich die Heere beider Könige vom 13. bis zum 15. März bei Speyer gegenüber; dann zog Ludwig im Schutze der Nacht ab, ohne daß wir wissen, warum. Sein Prestigeverlust wurde aber dadurch ausgeglichen, daß die Habsburger am 15.11. desselben Jahres in der Schlacht von Morgarten gegen die Schweizer Eidgenossenschaft eine vernichtende Niederlage einstecken mußten. Das Schauspiel von Speyer wiederholt sich dreimal: 1316 bei Eßlingen, 1317 bei Buchloe, 1319 bei Mühldorf; jedesmal stoßen die Heere aufeinander, ohne daß es zu wirklichen Kampfhandlungen kommt.

Erst am 28.9.1322, also fast 8 Jahre nach der Doppelwahl, kommt es tatsächlich zu einer Schlacht: wiederum bei Mühldorf (oder genauer gesagt: bei Erharting, einige Kilometer nördlich von Mühldorf) kommt es zur Entscheidung. An der Schlacht nehmen auf bayerischer Seite Ludwig selbst und König Johann von Böhmen teil, auf habsburgischer Seite Friedrich und sein jüngerer Bruder Heinrich; Leopold ist mit Verstärkungen im Anmarsch, kommt aber nicht mehr rechtzeitig an, da die Mönche von Fürstenfeld den Boten seines Bruders, der zur Eile mahnt, abfangen.

Die bayerische Seite siegt also, Friedrich der Schöne und sein Bruder Heinrich werden gefangengenommen, was sie allerdings zunächst nicht sehr schwer nehmen, denn ihr Gegner König Ludwig ist im Kampf ums Leben gekommen. So glauben sie zumindest. Dann aber stellt sich heraus, daß Ludwig eine List angewandt und einen seiner Ritter mit der königlichen Rüstung ausgestattet hat, während er selber unauffällig gekleidet war. Als das Heer Herzog Leopolds, das, wie gesagt, gar nicht zum Einsatz kam, den Ausgang der Schlacht erfährt, kehrt es um und flieht. Hören wir dazu noch den Verfasser der Fürstenfelder Chronik⁴³:

"Ich, welcher sich damals in dem unserem Kloster benachbarten Dorfe Puoch aufhielt und dort unter großen Mühen und Ängsten einen dem Kloster zugehörenden Hof bewachte, wurde in jener Nacht, in der die Abteilungen des österreichischen Heeres unaufhörlich durchzogen, sich wie Wütende gebärdeten und rings die Dörfer anzündeten, damit die Flammen ihnen durch die Nacht leuchteten, von zweien dieser Leute ergriffen, von einem Dritten mit der Lanze geprügelt und in derselben Nacht zweimal wie ein Narr nackt ausgezogen, was ich alles gleichmütig über mich ergehen ließ, da ich merkte, daß meine Peiniger sich auf der Flucht befanden und unser König rühmlich obsiegt hatte."

Etwas später lesen wir dann Folgendes: "Übrigens nutzte der König, als er mit Gottes Hilfe in der Schlacht den Sieg davongetragen hatte, die Gnade, die ihm zuteil geworden war, nicht so aus, wie er gekonnt und gemußt hätte. Er hätte nämlich nach seinem Siege alsbald das ganze Reich durcheilen müssen, denn damals hätte jeder Mächtige zitternd seiner Herrschaft sich gebeugt, und die Tore

⁴³ Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit Bd. 81 S. 77–82.

aller Städte und Festen hätten ihm offengestanden und ihn ohne jedes Hindernis eingelassen. Viele erwarteten schon mit Zittern und Zagen seine Ankunft nach der Schlacht; da er aber nicht erschien, so schöpften sie wieder Atem, erholten sich und begannen abermals, ihre Hörner in die Höhe zu strecken."

Das sind recht martialische Ratschläge aus der Feder eines weltabgewandten Klosterbruders, aber sie treffen einen Punkt, der Ludwig auch sonst vorgehalten und in das Sprichwort zusammengefaßt wurde: "Er versteht wohl, die Fische in sein Netz zu bekommen, nicht aber, sie ihrer Schuppen zu berauben; er weiß die Vögel zu fangen, aber er kann sie nicht rupfen." Eine schwankende Haltung, die sich auch durch Gefühle leiten läßt, bei der man nicht weiß, ob man sie als Kompromißfähigkeit oder als Schwäche, als taktische Klugheit oder als Neigung zu Winkelzügen deuten soll, kennzeichnet auch die weitere Politik des Königs, und zwar sowohl gegenüber den Habsburgern, die 1322 zwar geschlagen, aber noch keineswegs endgültig besiegt waren, als auch gegenüber einem weiteren, viel gefährlicheren Gegner, der ihm jetzt erstand, dem Papst in Avignon; aber davon später mehr.

Wie in allen mittelalterlichen Schlachten ging es bei Mühl-dorf/Erharting nicht darum, Gegner zu töten, sondern möglichst viele von ihnen gefangenzunehmen und dann gegen Lösegeld wieder freizulassen – selbstverständlich ohne die teure Ausrüstung, die man einem eigenen Anhänger überlassen konnte. Den wichtigsten Gefangenen, Friedrich den Schönen, behielt Ludwig selbst und internierte ihn auf der Burg Trausnitz in der Oberpfalz, etwa auf halbem Weg zwischen Weiden und Schwandorf; dort wurde er zwar sicher bewacht, sonst aber ritterlich behandelt. Der Habsburger blieb über zweieinhalb Jahre in Haft, weil sein Bruder Herzog Leopold den Widerstand gegen Ludwig nicht aufgab. Da Ludwig dieses Problem aber endlich lösen wollte, kam es im März 1325 zu dem sonderbaren Vertrag der "Trausnitzer Sühne": Ludwig ließ Friedrich ohne Lösegeld frei, gegen das Versprechen, auf die Krone zu verzichten und seine habsburgischen Brüder, v.a. Leopold, ebenfalls zum Verzicht zu bewegen. Sollte ihm dies nicht gelingen, müsse er in die Haft zurückkehren.

Es gelang ihm nicht, und er trat vertragstreu im September zur Wiederverhaftung an. Das klingt wie ein anachronistisches Spiel mit Ritterehre und dergleichen, aber Ludwig verließ sich offenbar auf das Ehrenwort – ob in richtiger Einschätzung von Friedrichs Charakter oder im Gefühlsüberschwang einer herzerreißenden Begegnung mit dem Jugendfreund, wissen wir nicht. Ein solches Arrangement konnte nämlich auch ganz anders ausgehen: Karl II. von Anjou geriet 1285 kurz nach der Sizilischen Vesper in die Gefangenschaft der Sizilianer und wurde 1288 unter ganz ähnlichen Bedingungen freigelassen. Er ließ sich sofort durch den Papst von seinem Eid entbinden und inszenierte, als er die Bedingungen nicht erfüllen konnte, eine Farce: er trat an der Grenze zur Wiederverhaftung an, allerdings ohne die Gegenseite über Ort und Zeit zu informieren, und da niemand erschien, um ihn abzuholen, erklärte er sich seiner Verpflichtungen für ledig.

Friedrich der Schöne hält also den Vertrag ein, und nun findet Ludwig im September 1325 eine auf den ersten Blick kuriose, tatsächlich aber sehr raffinierte Lösung: er nimmt Friedrich zum Mitkönig an; es gibt in Zukunft also zwei gemeinsam regierende deutsche Könige. Die Lösung ist raffiniert, denn damit ist sowohl der habsburgische Widerstand neutralisiert als auch dem Papst die Möglichkeit genommen, die beiden Kontrahenten gegeneinander auszuspielen; es mag sein, daß Ludwig auch schon die Erhöhung der eigenen Person zum Kaiser im Auge hatte. Bei dieser Lösung bleibt es, allerdings entfaltet Friedrich nur noch geringe Aktivität und hält sich meist in Österreich auf, wo er im Januar 1330 stirbt; Herzog Leopold ist ihm schon 1326 im Tode vorausgegangen.

Nun müssen wir uns mit dem Konflikt Ludwigs des Bayern mit dem Papsttum befassen, der die restliche Regierungszeit Ludwigs des Bayern dominierte. Dazu müssen wir ganz kurz fragen: wie war damals die rechtliche Beziehung zwischen dem deutschen König und dem Papst? Es gab zwei Auffassungen, die weltliche und die päpstliche. Die weltliche Auffassung besagt, daß der König von den deutschen Fürsten gewählt wird und dadurch die volle Regierungsgewalt in allen drei Reichsteilen (Deutschland, Burgund, Italien) erlangt. Dem Papst wird die Wahl mitgeteilt und dabei zugleich auch die Bitte ausgesprochen, den neuen König zu gegebener Zeit zum Kaiser zu krönen. Die Kaiserkrönung ist eine religiöse Zeremonie, die den Machtbefugnissen des Königs nichts hinzufügt; sie stellt den Kaiser vielmehr in die Reihe, die *linea*, der Kaiser, die von Cäsar und Augustus ihren Ausgang nahm und mit dem letzten Römischen Kaiser unmittelbar vor dem Weltende ihren Abschluß finden wird; die Kaiserkrönung demonstriert außerdem in eindringlichster Form die gottgewollte Weltordnung des einträchtigen Zusammenwirkens der geistlichen und der weltlichen Gewalt.

Die päpstliche Auffassung ist bis ins 12. Jahrhundert dieselbe. Erst im 13. Jahrhundert, genauer: von der Doppelwahl von 1198 an, entwickeln die Päpste eine Theorie, die ihnen eine Einflußnahme auf die Königswahl erlaubt bzw. aus ihrer Sicht geradezu vorschreibt. Innozenz III. argumentiert: wenn der deutsche König einen automatischen Anspruch auf die Kaiserkrone hat, muß der Papst bereits bei der Königswahl beteiligt werden; mit anderen Worten: die Königswahl bedarf zu ihrer Gültigkeit der päpstlichen Approbation.

Es kommt eine zweite Theorie hinzu, deren Ursprung weniger klar ist: sie besagt, daß, solange es keinen rechtmäßigen König bzw. Kaiser gibt, der Papst in einer Art Ersatzvornahme für die Regierung im *regnum Italie* sorgt; er tut das freilich nicht selbst, sondern indem er dort einen Reichsvikar einsetzt. Das bedeutet umgekehrt, daß der König vor der Approbation seiner Wahl durch den Papst in Italien keine Regierungshandlungen durchführen dürfe.

Das sind also die rechtlichen Positionen beider Seiten im Jahre der Doppelwahl zwischen Ludwig IV. und Friedrich dem Schönen. Papst war damals – niemand. Vielmehr war Clemens V. am 20.4.1314 gestorben, und die Sedisvakanz zog sich über zwei Jahre hin, bis am 7.8.1316 Johannes XXII. gewählt wurde. Mehr über ihn

und überhaupt über die Päpste in Avignon hören wir im 27. Kapitel, also im VII. Teil der Vorlesung, wenn es um die Rhône geht.

In den 8 Jahren von seiner Wahl bis zur Schlacht bei Mühldorf bezog Johannes XXII. im Streit zwischen Ludwig und Friedrich indes keine Stellung. Er bezeichnete beide, gemäß der kurialen Rechtsauffassung, als "erwählte" Könige, mischte sich ansonsten aber nicht ein. Sein politisches Hauptinteresse galt nämlich nicht Deutschland, sondern Italien. In Italien war nach dem Weggang der Päpste nach Avignon der Kirchenstaat zusammengebrochen; die größte Bedrohung ging von Mailand aus, wo die Visconti ihre Signorie errichteten und zeitweise sogar Bologna, einen eindeutigen Bestandteil des Kirchenstaates, unter ihre Herrschaft brachten.

Gegen die Visconti ging Johannes XXII. nun in der allerschärfsten Weise mit Ketzerprozeß, Exkommunikation, Interdikt und Kreuzzugsaufruf vor; Näheres dazu können Sie in meiner Italienvorlesung nachlesen⁴⁴. Der Konflikt mit Ludwig dem Bayern beginnt, als dieser, nachdem er sich gegen die Habsburger durchgesetzt hat, anfängt, die Rechte des deutschen Königs in Italien wahrzunehmen, und dadurch die päpstliche Politik in Italien stört. Das ist jedenfalls meiner Ansicht nach die Erklärung für die achtjährige Untätigkeit des Papstes im deutschen Thronstreit; er hätte ja ohne weiteres schon 1316 die Entscheidung der zwiespältigen Wahl an sich ziehen können.

Ich will den Verlauf der Auseinandersetzung zwischen Ludwig und der Kurie nicht im einzelnen schildern. Das grundsätzliche Problem Ludwigs und seiner Berater war, ob sie sich überhaupt auf die juristische Auseinandersetzung mit dem Papst einlassen sollten, denn dies bedeutete *implicite* eine Anerkennung der päpstlichen Rechtsauffassung. Ludwigs Politik ist in der für ihn nicht untypischen Weise schwankend und uneinheitlich. Man muß allerdings einräumen, daß seine Position bereits durch das Verhalten früherer Könige geschwächt war, die damals bei uneindeutigen Wahlen den Papst als Helfer für die eigene Sache bemüht hatten.

Auch die Haltung der Kurie war nicht gradlinig: Johannes XXII. schritt zwar über Bannandrohung, Exkommunikation und Interdikt bis zur Absetzung Ludwigs in seiner ererbten Funktion als bayerischer Herzog fort – seitdem nannte er ihn nur *Ludowicus Bavarus ille* ("jener Bayer"), wovon sich die uns geläufige Bezeichnung "Ludwig der Bayer" ableitet –, aber sein Nachfolger Benedikt XII. zeigte sich flexibler, obwohl auch unter ihm keine Versöhnung zustande kam. Clemens VI. schließlich, der auch sonst den Tiefpunkt des Avignoneser Papsttums darstellt, verstieg sich zu Fluchorgien geradezu antiker Prägung. Hören Sie selbst – Originalton Clemens VI. –⁴⁵:

"Es begegne ihm eine Fallgrube, die er nicht kennt, und so falle er hinein. Er sei verflucht beim Eintreten und verflucht beim Hinausgehen. Der Herr schlage ihn mit Wahnsinn und Blindheit und Ra-

⁴⁴ Kapitel 116, 122.

⁴⁵ Carl Mirbt, Quellen zur Geschichte des Papsttums und des römischen Katholizismus (Tübingen ³1911) S. 167.

serei. Der Himmel sende Blitze über ihn. Der Zorn des allmächtigen Gottes und der heiligen Petrus und Paulus, deren Kirche er gewagt hat und wagt, nach Kräften zu verwirren, entbrenne in Zeit und Ewigkeit gegen ihn. Der ganze Erdkreis kämpfe gegen ihn, die Erde öffne sich und verschlinge ihn lebendig. Alle Elemente seien gegen ihn. Seine Wohnung werde verlassen, und die Verdienste aller dort ruhenden Heiligen sollen ihn in Verwirrung stürzen, und sie sollen in diesem Leben ihre offene Rache an ihm vollziehen, und seine Kinder sollen aus ihrer Wohnstatt geworfen werden und vor seinen Augen in die Hände ihrer verderblichen Feinde fallen."

Auf der anderen Seite war Ludwig auch nicht gerade zimperlich: 1327/8 zog er gegen den Willen des Papstes nach Italien, empfing in Rom aus den Händen des römischen Volkes die Kaiserkrone und erklärte Johannes XXII. für abgesetzt. Im 19. Jahrhundert stellte man sich die Krönung dann so vor; jedenfalls ließ König Ludwig I. die Szene so im Hofgarten der Münchner Residenz zur Belehrung des Volkes darstellen:



All das, wozu auch die Erörterung der theoretischen Schriften etwa eines Marsilius von Padua gehörte, will ich hier nicht darstellen; es würde uns zu weit von unserem eigentlichen Thema wegführen, und Sie haben in anderen Vorlesungen Gelegenheit, sich darüber zu informieren.

Nur kann ich es mir nicht versagen, wenigstens darauf hinzuweisen, daß Ludwigs Kaiserkrönung auch zur Folge hatte, daß er zwei neue Siegelstempel anschaffen mußte, für die Wachssiegel und für die Goldbulle. Die Goldbulle Ludwigs des Bayern ist berühmt, denn die übliche Abbildung des goldenen Rom, der *Aurea Roma*, auf der Rückseite des Siegels ist nicht wie bei allen anderen Kaisern ein schematisches Bild einer Burg, sondern eine realistische Darstellung Roms aus der Vogelperspektive:



Man erkennt in der Mitte das Kolosseum, vorn das Pantheon, rechts unten die Engelsburg, ferner die Trajanssäule, Alt-St.-Peter usw. Ungewöhnlich eindrucksvoll sind auch einige der Urkunden Ludwigs des Bayern, vor allem diejenigen, die von dem Notar Leonhard von München ausgestellt wurden. Auch dafür ein Beispiel:



Die ausgesparten Buchstaben in der ersten Zeile kommen zwar auch manchmal in zeitgenössischen französischen Urkunden vor, aber nirgends so schön wie hier.

Am Ende gelang es Clemens VI., Ludwig einen Gegenkönig in der Person Karls von Böhmen entgegenzustellen. Diesen Karl kennen wir als Kaiser Karl IV.; er war der Sohn König Johanns von

Böhmen, den ich ganz zu Beginn dieses Kapitels erwähnt habe, und somit ein Enkel Kaiser Heinrichs VII.

Daß dieser Karl Anhang bei den Fürsten fand, lag nicht an der großen Auseinandersetzung mit der Kurie, sondern an Fragen der Territorialpolitik. Ludwig erwies sich nämlich auch dann keineswegs als zimperlich, wenn es darum ging, die wittelsbachische Hausmacht zu erweitern. In zweiter Ehe heiratete er die Erbtochter Margarete von Holland und schuf sich so ein Standbein an der Nordsee – wir sprachen im 5. Kapitel davon –, aber das war weniger wichtig. Bedeutsamer war der Erwerb der Markgrafschaft Brandenburg, die er als erledigtes Reichslehen einzog, als die dortige Familie mit Markgraf Woldemar ausstarb. Seine Handlungsweise war juristisch einwandfrei, aber nicht ohne politische Brisanz, weil Böhmen Ansprüche auf Brandenburg zu haben glaubte, die Ludwig überging.

Die Konstellation wiederholte sich, als Ludwig – und diesmal in rechtlich anfechtbarer Form – seinen Sohn zum Grafen von Tirol machte, wobei der Vorgang auch noch mit einer persönlichen Demütigung des Sohnes des böhmischen Königs verbunden war, denn seine Ehefrau, die berühmt-berüchtigte Margarethe Maultasch sperrte ihn kurzerhand aus, als er eines Tages von der Jagd zurückkam, und wurde so frei für die neue Ehe⁴⁶.

Am 11.10.1347 starb Ludwig der Bayer überraschend, wohl an einem Herzinfarkt. Da war er seit etwa einem Vierteljahrhundert im Kirchenbann, was allerdings in Bayern nur geringe Auswirkungen hatte, denn der politisch motivierte Bann wurde nur von denjenigen beachtet, die dafür ebenfalls politische Gründe hatten. Wo sich Ludwigs Seele befindet, wissen wir nicht; man könnte dazu Dante zitieren, der im 3. Gesang des Purgatorio König Manfred den Satz in den Mund legt, die göttliche Barmherzigkeit sei stärker als der Fluch der Prälaten.

Ludwigs Körper hatte allerdings unter der Exkommunikation zu leiden, denn ihm stand deshalb eigentlich kein christliches Begräbnis zu. Aus dem Kloster Fürstenfeld, wo er zunächst aufbewahrt wurde, wurde er wieder entfernt – vielleicht, weil die dortigen Zisterziensermönche päpstliche Sanktionen fürchteten – und nach München gebracht. Dort lag er zunächst in der Friedhofskapelle der Frauenkirche, dann seit 1364 in der Frauenkirche selbst, wo das Grab mehrfach verschoben wurde, bis es auf dem heutigen Platz anlangte. Hier die gesamte Anlage:



Und hier der Kopf des Kaisers:



Ludwigs Exkommunikation, die übrigens nie aufgehoben wurde, obwohl sich im 17. Jahrhundert der superkatholische Maximilian

⁴⁶ Ausführlich zu ihr Kapitel 22 meiner Vorlesung "Sexu foemina – ingenio vir": Politikerinnen im Mittelalter.

I. intensiv darum bemühte, hat kurz nach dem Konstanzer Konzil ein kurioses Dokument hervorgebracht: Clemens VI. hatte am Gründonnerstag 1345 in seiner Verfluchungssorgie nicht nur den Kaiser selbst, sondern auch seine Nachfahren bis in die vierte Generation exkommuniziert. Aus dieser vierten Generation wandten sich nun 1430 die Herzöge von Bayern-München Ernst und Wilhelm III. an Papst Martin V. mit der Bitte um Lossprechung von dieser Exkommunikation:



Wie Sie aus der päpstlichen Signatur am Ende des Textblocks entnehmen können, wurde die Bitte gewährt.

Trotz allem hat Ludwig der Bayer auch ein frommes Andenken hinterlassen, und das entsprach ganz bewußt seiner Absicht. Neuere Forschungen haben gezeigt, daß er systematisch Gedenkstiftungen einrichtete, in denen an seinem Todestag für sein Seelenheil gebeten werden sollte. Man hat fast den Eindruck, daß er dadurch den päpstlichen Bann durch massive Frömmigkeitsakte überbieten und ihn so unwirksam machen wollte. Kaiser Heinrich II. hatte seinerzeit ein ganzes Bistum für sein Seelenheil gestiftet. Das war im 14. Jahrhundert nicht mehr möglich, aber Klöster waren noch üblich. Am bekanntesten ist aber eine ganz persönliche und eigenwillige Stiftung. Als Ludwig von der Kaiserkrönung nach Bayern zurückkehrte, brachte er aus Rom eine kleine Statue der Maria mit dem Kinde mit, wahrscheinlich eine zeitgenössische Pisaner Arbeit:



Zum Erwerb dieser Statue gibt es eine geheimnisvolle Geschichte, und die Legende will wissen, daß Ludwigs Pferd an der Stelle niederkniete, an der die Gottesmutter wünschte, daß ihr ein Kloster gestiftet werde.

Es handelt sich – Sie haben es bereits gemerkt – um das Kloster Ettal, für das der Kaiser am 28.4.1330 eigenhändig den Grundstein legte. Es war eine ganz eigenartige Konstruktion, die da ins Leben trat: neben 20 Mönchen unter einem Abt sollten dort auch 13 verheiratete Ritter mit ihren Frauen Wohnung nehmen, also ein Meister, eine Meisterin und jeweils 12 Männer und Frauen. Ebenso ungewöhnlich war die zwölfeckige Klosterkirche. Man kann spekulieren, daß Ludwig damit ein kaiserlich-wittelsbachisches Hauskloster stiften wollte, das wohl auch als seine Grablege bestimmt war; aber wie wir schon hörten, kam es damit dann anders.

Erwähnen will ich schließlich noch, daß unter Ludwig dem Bayern der Aufstieg Münchens zur bayerischen Landeshauptstadt beginnt; über die Anfänge der Stadt sprachen wir schon im 8. Kapitel.

Und noch auf eine Entwicklung will ich hinweisen, weil sie ebenfalls bis heute nachwirkt. Seit dem Beginn des 13. Jahrhunderts war der bayerische Herzog zugleich Pfalzgraf bei Rhein, also in Personalunion, wobei beiläufig die Pfalz als der vornehmere Titel galt und in allen Urkunden usw. **vor** dem bayerischen genannt wird. Im-

merhin ist der Pfälzer ein Kurfürst, der Bayer nur ein Herzog. 1310 wurden die wittelsbachischen Lande nun geteilt zwischen Ludwig dem Bayern und seinem älteren Bruder Rudolf: der ältere erhielt die Pfalz (weshalb es ihm möglich war, 1314 seinen Bruder **nicht** zum König zu wählen; wir hörten oben davon). Bei der Teilung erhielt Rudolf neben der Pfalzgrafschaft am Rhein aber auch einen Anteil Bayerns, und das Gebiet nördlich der Donau (also den Nordgau), den man seitdem die obere Pfalz oder Oberpfalz nennt. 1329 wurde das Arrangement im Hausvertrag von Pavia bestätigt und zugleich die wechselseitige Erbberechtigung der bayerischen und der pfälzischen Linie festgeschrieben. Letzteres wurde dann 1777 aktuell.

23. KAPITEL: VON WIEN (1529) BIS WIEN (1683)

MIT DEM TODE LUDWIGS des Bayern geht die Bedeutung Bayerns für die deutsche Geschichte zurück, und zwar bis auf den heutigen Tag. Und das gilt zunächst auch für die Donau. Der im vorigen Kapitel schon erwähnte Kaiser Karl IV. regierte von Prag aus, und auch sein nächster wichtiger Nachfolger Sigismund hatte mit diesem Fluß nichts im Sinn. Kaiser Ludwig der Bayer hatte einen ganzen Stall voll Kinder aus mehreren Ehen, die nach seinem Tode in einem kunstvollen System an der Macht in Bayern und, wie wir schon hörten, auch in Holland, Brandenburg und Tirol beteiligt werden sollten, aber das funktionierte nicht so recht. Es kam im 14. und im 15. Jahrhundert zu zahlreichen Landesteilungen und Wiedervereinigungen, bis es schließlich 1503 gelang, die Unteilbarkeit des Landes festzulegen.

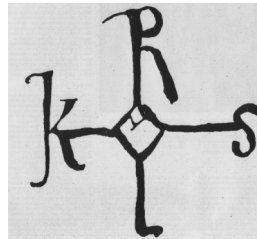
1438 wurde nach dem Tod Sigismunds mit Albrecht II. wieder ein Habsburger zum deutschen König gewählt, und damit tritt auch die Donau wieder in den Vordergrund. Bekanntlich sind, mit einer kurzen Ausnahme 1740 – 1745 dann nur noch Habsburger zum deutschen König und römischen Kaiser gewählt worden. Dadurch erlangte Wien die Stellung einer tatsächlichen Hauptstadt des deutschen Reiches.

Wir sprachen im vorletzten Kapitel über das Habsburgische Motto: *tu, felix Austria, nube*. Gleich der erste Habsburger nach der politischen Pause, die durch die Ermordung König Albrechts I. eingetreten war, verdankt seine Stellung einer Eheschließung: Herzog Albrecht II. heiratete 1421 Elisabeth, das einzige Kind Kaiser Sigismunds. So wurde er als Nachfolger Sigismunds 1438 König von Ungarn und im Prinzip durch Erbfolge auch König von Böhmen, wo er allerdings Schwierigkeiten hatte, sich durchzusetzen. Am 18.3.1438 wurde er dann zum deutschen König gewählt. Allerdings starb er noch keine zwei Jahre später, am 27.10.1439, ohne in der deutschen Geschichte wirkliche Spuren hinterlassen zu haben.

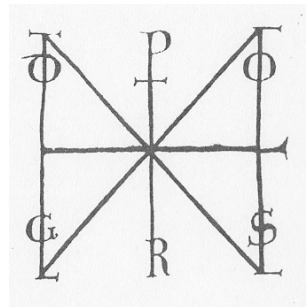
Ohne das Königtum Albrechts II. wäre es aber unwahrscheinlich gewesen, daß es sein entfernter, aber habsburgischer Verwandter Friedrich geschafft hätte, sich am 6.4.1440 zum deutschen König wählen zu lassen. Der neue König war 25 Jahre alt und regierte 52 Jahre, bis 1492. Anfangs war es sehr eifrig, und das blieb er auch,

sofern es um seine persönlichen Belange und Interessen und Intrigen ging. In der Reichspolitik wurde aber bald die gegenteilige Eigenschaft vorrangig, und so fungiert er in der Geschichtswissenschaft als der "faule Kaiser". Es gelang ihm zwar, sich 1452 in Rom zum Kaiser krönen zu lassen, aber er zog, wie schon die Zeitgenossen tadelnd bemerkten, mehr wie ein Kaufmann als wie ein König nach Italien, wo er es auch sorgfältig vermied, sich in die lokalen Streitigkeiten einzumischen. Den Zug finanzierte er, indem er Notare und Pfalzgrafen ernannte und dafür saftige Gebühren kassierte.

Die bekannteste Erinnerung an Friedrich III. ist sein Wahlspruch *A E I O U*, den er z.B. auch in sein Urkundenmonogramm setzte. Sie kennen sicher das Monogramm Karls des Großen:



Im Laufe der Zeit war dieses Monogramm immer komplizierter geworden. Bei Heinrich III. sah es z.B. so aus:



Jetzt unter Friedrich III. hat es folgende Form und integriert die Devise des Kaisers *A E I O U*:



Die Deutung des *A E I O U* ist umstritten. Am bekanntesten sind *Austriae est imperare orbi universali* oder auf Deutsch *Alles Erdreich ist Oesterreich untertan*. Es gibt aber auch andere Auflösungen. In den letzten Jahrzehnten des Habsburgerreichs kurz vor dem Ersten Weltkrieg war auch die Variante "Am Ende ist olles umsonst" im Schwange. Aber zurück ins 15. Jahrhundert.

Die politische und historische Entwicklung in Deutschland verlagerte sich immer mehr auf die Ebene der Territorien; als überregionale politische Macht konnte das Reich nicht mehr auftreten. Diese Rolle übernahmen jetzt Frankreich und Spanien. Italien war genauso wie Deutschland und eigentlich noch viel stärker in einzelne Territorien zersplittert; auch der Papst büßte seine übernationale Rolle immer mehr ein und wurde zur italienischen Regionalmacht.

Aber nun müssen wir wirklich die Heiratspolitik der Habsburger betrachten, auch wenn uns das aus Deutschland hinausführt. Friedrich III. ergatterte für seinen Sohn Maximilian, den er 1486 zum Mitkönig und Nachfolger wählen lassen konnte, eine interessante und vor allem reiche Braut: Maria, die Erbtochter der Herzöge von Burgund. Die Dame war zwar ein ausgesprochenes Schnäppchen – wir sprachen über sie schon im 7. Kapitel –, aber die Ehe führte zur dauernden Feindschaft zwischen den Habsburgern und Frankreich, der Grundkomponente der europäischen Geschichte bis weit ins 18. Jahrhundert.

Aus der Ehe ging ein Sohn Philipp hervor, genannt Philipp der Schöne (was ich ästhetisch nicht ganz nachvollziehen kann):



Er wurde noch exotischer verheiratet, nämlich mit Johanna, der ältesten Tochter des spanischen Königspaars, besser bekannt als Juana la Loca, Johanna die Wahnsinnige. Hier zwei Abbildungen:



Welches der beiden Portraits realitätsnäher ist, läßt sich nicht feststellen. Auf dem linken sieht sie irgendwie bössartiger aus, weshalb meist diese Variante abgebildet wird.

Juana liebte ihren Mann, und zwar mit einer Gewalt und Ausschließlichkeit, die diesem, der gern auch sein Vergnügen nebenbei hatte, gar nicht recht war. Mit dem Tode Philipps, der 1506 28jährig starb, bringt man gewöhnlich den Ausbruch von Juanas Geisteskrankheit in Verbindung, aber ganz so sicher ist das alles nicht. Wir können eigentlich auch nicht direkt sagen, sie sei regierungsunfähig gewesen, denn die Männer, mit denen sie zu tun hatte, ließen sie gar nicht regieren. Sie wurde 1506 in Tordesillas interniert, wo sie noch bis 1555 dahinvegetierte.

Die Kinder aus dieser kurzen, aber heftigen Ehe waren Karl und Ferdinand, die beide deutsche Könige und römische Kaiser wurden. 1556 trat Karl V. von allen seinen Ämtern zurück (auch darüber sprachen wir schon im 7. Kapitel). Dies führte zur Trennung der

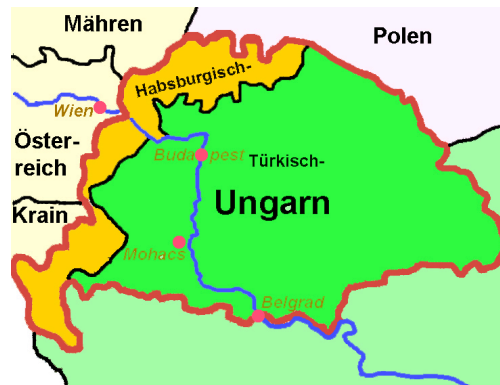
österreichisch-deutschen und der spanischen Linie der Habsburger. Noch in die Regierungszeit Karls V. fällt ein Ereignis, das das Potential hatte, die gesamte europäische Geschichte anders verlaufen zu lassen: die türkische Belagerung Wiens im Jahre 1529.

1453 hatte der türkische Sultan Mehmet II. Konstantinopel erobert und damit die letzten Reste des christlichen oströmischen Reiches beseitigt. Anschließend ging die türkische Expansion auf dem Balkan weiter, aber Mehmeds Nachfolger Bajezit II. und Selim I. interessierten sich mehr für die Expansion nach Osten und Süden, also nach Persien und Arabien.

Mit Süleiman II., bei uns bekannt als Süleiman der Prächtige, änderte sich dies. Nun ist wieder Europa das Ziel der Eroberung: 1521 fällt Belgrad, 1522 werden die Johanniter aus Rhodos vertrieben, 1526 unterliegt König Ludwig II. von Ungarn in der Schlacht bei Mohács. Damit fiel fast das gesamte ungarische Staatsgebiet unter türkische Herrschaft, die mittlere und untere Donau wird zum türkischen Fluß, und das bleibt so bis 1699. Den Habsburgern gelingt zwar mit Ferdinand I. die Sukzession als ungarische Könige, aber das habsburgische Ungarn ist im Vergleich zum türkischen Ungarn nur ein kleines Restgebiet; es umfaßt eigentlich nur noch die Slowakei, die ja bis 1918 zu Ungarn gehörte und geradezu "Oberungarn" genannt wurde.

Den Höhepunkt von Süleimans Feldzug sollte die Eroberung Wiens bilden, das als den "Goldenen Apfel" zu bezeichnen üblich war. Sobald die Türken anrückten, floh ein Großteil der Bevölkerung aus der Stadt, aber deutsche und spanische Söldner verstärkten die Verteidigung der Stadt, so daß, als am 27.9.1529 der Belagerungsring geschlossen war, etwa 20 000 Verteidiger einem Belagerungsheer von etwa 100 000 Mann gegenüberstanden. Das Wetter war aber so schlecht, daß es dem Sultan nicht gelang, die großen Geschütze, die die Stadt sturmreif schießen sollten, bis vor die Stadt zu bringen.

Der wesentliche Teil der Kriegshandlungen spielte sich aber ohnehin unterirdisch ab: die Türken versuchten, die Stadtmauern zu unterminieren. Unter den Verteidigern befanden sich aber Tiroler Bergleute, die sich den feindlichen Stollen entgegengruben und die Türken am Einsatz der Minen hinderten. Am 14. Oktober erfolgte ein allgemeiner Sturmangriff, der indes fehlschlug. Deshalb brach der Sultan die Belagerung ab und zog die Truppen zurück. Einige Autoren behaupten, er habe die Stadt gar nicht erobern, sondern nur seine militärische Stärke zeigen wollen. Das Argument erledigt sich aber von selbst, zumal der Sultan 1533 einen neuen Versuch unternahm, diesmal aber schon im Vorfeld auf ein kampfstarkes christliches Heer traf. Es kam deshalb zu einem Waffenstillstand; an der weitgehenden Besetzung Ungarns änderte sich aber nichts.



Süleiman II. starb 1566, und sein Nachfolger Selim II. war wiederum von ganz anderem Charakter. Die türkischen Sultane haben schöne Beinamen: Mehmed I. war z. B. *Tschelebi*, d. h. der "mutige Herr", Mehmed II. *Fatih*, der "Eroberer", Bayezid II. *Wali*, der "Heilige", Selim I. *Yavuz*, der "Unnachgiebige", Süleiman II. *Kanuni*, der "Gesetzgeber". Selim II., der Sohn und Nachfolger Süleimans, der uns jetzt angeht,



trägt den Beinamen *Mest*, der "Säufer".

Tatsächlich waren von ihm an alle türkischen Sultane mehr oder weniger dem Laster des Alkohols ergeben, einige sogar in geradezu krankhaftem Maße. Das widerspricht selbstverständlich den Vorschriften des Korans, aber da der Sultan keinerlei sozialer Kontrolle unterlag, blieb es für ihn persönlich folgenlos – wenigstens im diesseitigen Leben.

Für den Staat hatte es aber Folgen, denn dem Sultan entglitt, von gelegentlichen gewaltsamen Eingriffen abgesehen, die Kontrolle über die Politik; die wirkliche Macht lag jetzt immer mehr beim Wesir und anderen jeweils einflußreichen Gruppen. Übrigens ist es der Palast des Großwesirs, der "Hohe Pforte", türkisch *Paşa kapısı* genannt wird, nicht derjenige des Sultans.

Etwas später kommt es von 1593 bis 1606 zum Krieg mit den Habsburgern an der langen Landgrenze in Ungarn, der 1606 mit dem Frieden von Zsitvatorok [zs = stimmhaftes sch] endet – wobei solche Friedensschlüsse gewöhnlich durch österreichische Tributzahlungen erkaufte werden und aus türkisch-islamischer Sicht ohnehin nur einen Waffenstillstand darstellen. Die habsburgische Position wird auch dadurch geschwächt, daß der französische König, welcher den Ehrentitel *rex christianissimus* (der allerchristlichste König) trägt, häufig in einem Bündnis mit dem Sultan steht, so erstmals Franz I. 1535 und dann bis hin zu Ludwig XIV. Nach 1606 verlagert sich das türkische Interesse wieder nach Osten, so daß sich Europa ungestört den Dreißigjährigen Krieg leisten kann.

Der Friede von Zsitvatorok hält etwa 60 Jahre, dann folgt von 1663 an die Wiederaufnahme des Krieges. Den letzten Vorstoß nach Europa – und, wie wir im Nachhinein wissen, die Peripetie des gesamten Kriegsverlaufes – bildet 1683 die erneute Belagerung Wiens. Als türkischer Feldherr fungierte der Großwesir Kara Mustafa, wäh-

rend der Sultan selbst zwar ebenfalls ins Feld zog, aber in Belgrad den Ausgang der Dinge abwartete.

Die christliche Seite war nicht unvorbereitet. Am 31.3.1683 schloß Kaiser Leopold I. mit dem polnischen König Johann III. Sobieski einen Vertrag ab, demzufolge beide Reiche einander zu Hilfe kommen sollten, falls die Türken Wien oder Krakau angreifen würden. Dieser Bündnisfall war nun gegeben. Jan Sobieski



hatte schon Kriegserfahrung mit dem Gegner, den er als polnischer General 1673 in einer Schlacht besiegt hatte, was ihn beiläufig für die polnische Krone qualifiziert hatte. Er führte 1683 persönlich das Entsatzheer seines Reiches nach Wien. Der Kaiser



verließ dagegen die Stadt rechtzeitig und überließ die Verteidigung Wiens professionellen Militärs, wohl in richtiger Einschätzung seiner kriegerischen Fähigkeiten. Man muß dazu sagen, daß Leopold I. 1658 im Alter von 18 Jahren auf den Thron gekommen war, also gar keine Gelegenheit gehabt hatte, echte militärische Erfahrungen zu sammeln. Leopold nahm, als er Wien verließ, auch die deutschen und die ungarischen Reichsinsignien mit; so kam es, daß die ungarische Stephanskronen damals vorübergehend in der Wallfahrtskirche Mariahilf in Passau aufbewahrt wurde.

Die Belagerung Wiens begann am 13. Juli 1683 und sollte erneut vor allem durch die Unterminierung und Sprengung der Befestigungen entschieden werden. Dazu kam es aber nicht, da rechtzeitig das polnisch-deutsche Entsatzheer eintraf. Die Schlacht am 11.9.1683 am Kahlenberg nördlich Wiens endete mit einem christlichen Sieg und der Flucht der osmanischen Truppen unter Zurücklassung des gesamten Zeltlagers. Eine nicht unwichtige Rolle bei dem Sieg spielten übrigens neben den polnischen auch die bayerischen Truppen unter dem Kommando des 22jährigen Kurfürsten Max Emanuel:



(Leider ist ihm dieser kriegerische Erfolg in jungen Jahren aber zu Kopf gestiegen, so daß er zwei Jahrzehnte später im Spanischen Erbfolgekrieg sein Land durch militärischen Größenwahn ins tiefste Unglück stürzte. Aber das nur am Rande.)

Zu den Teilnehmern des Entsatzangriffs auf die Wien belagernden Türken gehörte auch ein 20jähriger Adliger, dessen Name dann wie kein anderer mit dem folgenden Gegenstoß gegen das osmanische Reich verbunden ist: Prinz Eugenius Franciscus von Savoyen-Carignan, kurz bekannt als "Prinz Eugen". Hier sehen Sie das quasi offizielle Portrait des Prinzen Eugen:



Und nun noch ein zweites, das wahrscheinlich mehr der Realität entspricht:



Der junge Mann hatte nämlich ein körperliches Problem: er war klein und häßlich. Deshalb lehnte Ludwig XIV., an dessen Hof er aufwuchs, es auch ab, ihm das ersehnte Kommando über ein Regiment zu übertragen, und empfahl ihm statt dessen, Priester zu werden. Prinz Eugen ließ sich das nicht gefallen, ging nach Wien, wo er wie erwähnt gerade rechtzeitig zur Belagerung eintraf und sich offensichtlich bewährte. Es folgte eine steile Karriere bis hin zum Oberbefehl im Angriffskrieg gegen die Türken, der auf die Niederlage vor Wien folgte. Am bekanntesten ist seine Leistung bei der Eroberung Belgrads, wobei offenbar ein unerwarteter Donauübergang eine entscheidende Rolle spielte. Darüber berichtet das Lied:

*Prinz Eugen, der edle Ritter,
Wollt' dem Kaiser wied'rum kriegen
Stadt und Festung Belgerad.
Er ließ schlagen einen Brucken.
Daß man konnt' hinüberrucken
Mit der Armee wohl vor die Stadt.*

Noch bekannter als das Lied selbst ist aber wohl die von Carl Loewe vertonte Ballade von Ferdinand Freiligrath aus dem 19. Jahrhundert über die Entstehung des Liedes. Es wurde später zu einer Art inoffizieller österreichischer Nationalhymne, besonders 1914, ähnlich wie die "Wacht am Rhein" für Deutschland.

Nach dem Scheitern der Belagerung Wiens kehrt sich der Spieß also um, und die christliche Seite beginnt mit der Rückgewinnung des Balkans. 1686 wird Ofen erobert (Ofen ist ein anderer Name für Buda, das heute zusammen mit der Nachbarstadt Pest die ungarische Hauptstadt bildet). 1688 folgt Belgrad, das aber 1690 wieder verlorenggeht und erst 1717 erneut erobert wird, 1697 Sarajevo.

Diese entscheidende Phase der Türkenkriege wurde durch zwei Friedensverträge abgeschlossen: den Frieden von Karlowitz 1699, durch den Türkisch-Ungarn sowie Kroatien an die Habsburger fiel, und den Frieden von Passarowitz 1718, durch den die Habsburger den nördlichen Teil Serbiens erwarben. Danach geriet die Entwicklung aber wieder ins Stocken; ein kleinerer Gebietsstreifen an der Donau, wiederum inklusive Belgrads, wurde sogar erneut türkisch.

Im Laufe des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts bricht nun auf dem Balkan die türkische Herrschaft schrittweise zusammen. Ich will die Vorgänge nicht alle einzeln aufzählen, sondern zeige Ihnen nur anhand einer Karte, wie im Laufe der Zeit immer mehr Staa-

ten von der Herrschaft des Sultans unabhängig wurden. Hier die Situation um 1800:



Sie sehen die habsburgischen Gebiete rot, die osmanischen grün eingefärbt. Die Erosion der türkischen Herrschaft beginnt damit, daß zunächst ab 1815 Serbien, dann 1829 die Walachei und Moldavien einen halbsouveränen Status erlangen:



Der nächste Schritt wurde vor allem von dem europäischen Bildungsbürgertum hochemotional begleitet: der Freiheitskampf der Griechen gegen die Turkokratie, wobei die abendländischen Philhellenen allerdings in naiver Weise die Griechen des 19. Jahrhunderts mit denen des sog. klassischen Altertums gleichsetzten. 1830 kam es zur Bildung eines unabhängigen griechischen Staates, allerdings in sehr bescheidenen Dimensionen:



Der bekannteste Philhellene war wohl der bayerische König Ludwig I., der auch seinen jüngsten Sohn Otto als neuen König dieses Reiches spendierte, nachdem zuvor fünf andere Kandidaten aus europäischen Königshäusern abgelehnt hatten. Hier Ottos Einzug in Nauplia, ein sehr bekanntes Gemälde:



Wie das bayerische griechische Abenteuer dann drei Jahrzehnte mit dem – unverdienten – Sturz Ottos endete, ist hier nicht mehr unser Thema⁴⁷.

Eine wichtige Rolle beim Zerfall des osmanischen Reiches spielt auch die Südexansion Rußlands. Zwischen dem Zaren und dem Sultan kam es seit dem Ende des 17. Jahrhunderts immer wieder zu Kriegen. Am stärksten in unser Bewußtsein gedrungen ist dabei der Krieg von 1851–1856, der sog. Krimkrieg, dessen Hauptereignis die ein Jahr dauernde Belagerung von Sewastopol war. Der Zar Nikolaus I.



rechnete mit einem schnellen Erfolg und erwartete, daß das Osmanische Reich gänzlich zusammenbrechen würde; dabei sprach er von ihm als dem "kranken Mann am Bosphorus".

Die Pläne des Zaren scheiterten aber daran, daß Großbritannien und Frankreich ein Bündnis mit der Türkei eingingen, um die Machtausweitung Rußlands zu verhindern. Um Rußland eine Lektion zu erteilen, machten sie sich daran, die Krim, die damals bereits russisch war, zu erobern. Aber das gelang nicht, wobei die einzelnen Gründe hier nicht zu erörtern sind⁴⁸. Wir können aber davon ausgehen, daß diese Ereignisse in Rußland nicht vergessen sind, was auch die Stellungnahme des Westens gegen die jüngste russische Annexion der Krim in russischen Augen in einem anderen Licht erscheinen läßt.

Der nächste Schritt im zeitlichen Ablauf ist dann diejenige Ordnung auf dem Balkan, die 1878 auf dem Berliner Kongreß errichtet wurde und weitere Unabhängigkeitserfolge der dortigen Länder sanktionierte. Auf diesem Kongreß fungierte Bismarck nach seinen eigenen Worten als "ehrlicher Makler", zog sich aber durch seine objektive Haltung den Zorn beider Seiten zu, wie das öfter das Schicksal von Vermittlern ist. Insbesondere Rußland fühlte sich von Deutschland nicht ausreichend unterstützt und begann, sich Frankreich zuzuwenden, was einer der Schritte hin zum Ersten Weltkrieg war.

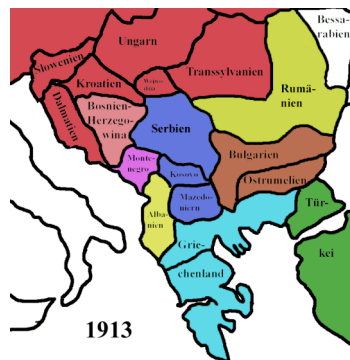
Hier das geopolitische Ergebnis des Berliner Kongresses:

⁴⁷ Eine ausführliche Darstellung finden Sie im 30. Kapitel meiner Vorlesung "Geschichte des oströmischen (byzantinischen) Reiches".

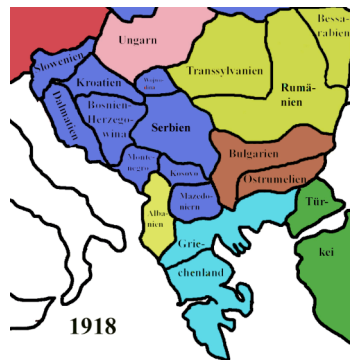
⁴⁸ Mehr dazu in Kapitel 30 meiner Vorlesung "Die Kreuzzüge".



Sie sehen, daß Serbien, Bulgarien und Rumänien jetzt ganz unabhängig sind. Sie sehen aber auch, daß Bosnien-Herzegowina unter habsburgische Verwaltung gestellt wurde. Daß die Habsburger dieses Gebiet 1913 vollständig okkupierten, war dann der letzte Auslöser zum 1. Weltkrieg. Zuvor gab es aber noch zwei sog. Balkankriege, als deren Ergebnis vor allem Griechenland stark vergrößert und die Türkei auf das Gebiet in Europa beschränkt wurde, das heute noch zu ihr gehört:



Als Folge des 1. Weltkrieges wurde die Landkarte des Balkans erneut stark umgestaltet, denn auf den Konferenzen in Paris wurden die Staaten in Sieger und Besiegte eingeteilt, wobei zugleich den Besiegten die alleinige Schuld am Kriege zugeschrieben wurde. (Wir sprachen schon im 8. Kapitel davon.) Dabei wurden die Staatsgebiete der Sieger vergrößert, diejenigen der Besiegten, verkleinert. Als Besiegte galten das Deutsche Reich, die Habsburgermonarchie Österreich-Ungarn und die Türkei. Innerhalb der Habsburgermonarchie wurde noch einmal unterschieden in Deutsch-Österreich und Ungarn als Besiegte, die übrigen vorwiegend slawischen Gebiete als Sieger. Auf der Karte sehen Sie die neuen Verhältnisse:



Von Nord nach Süd betrachtet sehen Sie, daß Ungarn Transsylvanien an Rumänien verloren hat. Die slawischen Gebiete an der Adriaküste (violett eingefärbt) sind zu einem Staat zusammengefaßt, der zunächst Königreich der Serben und Kroaten hieß; er umfaßt das Gebiet des späteren, nach 1989 zerfallenen Jugoslawien. Griechenland behielt seinen nach den Balkankriegen vergrößerten Umfang und insbesondere auch sämtliche Inseln im ägäischen Meer bis hart vor die türkische Küste, was derzeit dazu führt, daß der Weg von der Türkei nach Griechenland übers Meer sehr kurz sein kann.




Die rosafarbene Linie zeigt die türkisch-griechische Grenze.

VI. TEIL: BLICK ÜBER DEN ZAUN – REISEN AUF DEM WASSER AUSSERHALB MITTEL-EUROPAS

Bisher waren wir nur auf den Flüssen in Mitteleuropa unterwegs. Es wird deshalb Zeit, daß wir unseren Blick etwas weiten und unseren geographischen Horizont ausdehnen. Man kann, entsprechende Schiffe oder andere geeignete Fahrzeuge vorausgesetzt, selbstverständlich auch das Meer befahren, wenn wir auch nicht wirklich wissen, wann die Menschen das zum ersten Mal gewagt haben. Das Meer stellt ja die Gegenwelt zum festen Erdboden dar, und was das aus der Sicht der Menschen der Antike und des Mittelalters bedeutet, kann man sehen, wenn man sich eine mittelalterliche Weltkarte anschaut. Hier als Beispiel ein ganz einfaches Exemplar, wie man es damals in den Schulbüchern finden konnte⁴⁹:



Sie erkennen eine dreigeteilte Landfläche, die außen vollständig von Wasser umgeben ist. Dieses umgebende Wasser ist das Weltmeer, der $\sigma\kappa\epsilon\alpha\nu\omicron\varsigma$, der Ozean. Die teilenden Wasserflächen im Inneren

⁴⁹ Ich habe die Abbildung aus didaktischen Gründen ein wenig manipuliert. Das Original sieht so aus: 

sind das Mittelmeer. Und dann muß man noch wissen, daß auf der Karte Osten oben ist; nicht, wie wir es heute gewohnt sind, Norden. Von der Ausrichtung der Karten nach Osten (lateinisch: Orient) kommt noch heute unser Wort "sich orientieren". Damit geben sich die drei Landflächen als die drei bekannten Erdteile Asien, Europa und Afrika zu erkennen:



Man spricht bei dieser Darstellung auch von T-O-Schema: das T-förmige Mittelmeer gliedert die O-förmige Landmasse. Genau in der Mitte der Welt liegt Jerusalem, wofür es auch einen biblischen Beleg gibt: in Psalm 73 Vers 12 heißt es: "das Heil hat er gewirkt in der Mitte der Erde" – *operatus est salutem in medio terre*, und noch deutlicher beim Propheten Ezechiel Kapitel 5 Vers 5: "Das sagt der Herr und Gott: dies ist Jerusalem. In die Mitte der Völker habe ich es gestellt, und im Kreis um es herum die Gegenden der Erde." – *Hec dicit dominus deus: ista est Hierusalem. In medio gentium posui eam, et in circuitu eius terras.*

Es versteht sich eigentlich von selbst, daß es sinnlos ist, auf den Ozean hinauszufahren, und wir wollen das auch im anschließenden 25. Kapitel noch nicht tun. Aber so viel möchte ich jetzt schon sagen: man hatte nicht etwa Angst, am Rande der Scheibe abzustürzen oder so etwas, denn schon in der Antike wurde erkannt, daß die Gestalt der Erde eine Kugel ist, und dieses Wissen ist bei der gebildeten Bevölkerung auch im Mittelalter niemals verloren gegangen. Daran gibt es überhaupt keinen Zweifel. Der klassische Beweis dafür ist, daß ein Schiff, das auf das Meer hinausfährt, dabei allmählich zu versinken scheint und umgekehrt bei der Heimfahrt auftaucht.

Eine andere Frage liegt aber darin, ob es jenseits des Ozeans auf der anderen Seite der Erdkugel vielleicht noch einen weiteren, vierten Kontinent gibt. Man war eigentlich davon überzeugt, daß es einen solchen Kontinent gibt, auch wenn man erst im 17. und 18. Jahrhundert anfang, nach dieser *terra australis*, diesem Südkontinent, zu suchen.

Eine weitere Frage war, ob es dort auch Menschen gibt. Bonifatius lehnte dies mit dem spöttischen Hinweis ab, diese Menschen müßten dann ja auf dem Kopf laufen. Das Hauptproblem war aber: wie sollten sie dort hingekommen sein? Und aus theologischer Sicht konnte man argumentieren: da in der Sintflut alle Menschen bis auf diejenigen in der Arche Noah umgekommen sind, müssen alle späteren Menschen von Noah abstammen, und zwar von den drei Söhnen

Noahs Sem, Cham und Japhet. Da von Sem die Bewohner Asiens abstammen, von Cham diejenigen Afrikas und von Japhet die Europäer,



bleibt für mögliche Bewohner des Südkontinents keine Abstammung mehr übrig. Aber mehr dazu im nächsten Kapitel. Jetzt wollen wir erst einmal einen Blick auf das Binnenmeer der Alten Welt werfen, das die antiken Römer *Mare Nostrum* nannten, "unser Meer", und das seinen aus diesem Weltkartenschema herstammenden Namen "Mittelmeer", *mare mediterraneum*, bis heute behalten hat. Hier sehen Sie es:



24. KAPITEL: DIE "LIEBE REISE ÜBER SEE" – OUTREMER

UM DAS JAHR 1225 SCHRIEB der Dichter Walther von der Vogelweide – hier die berühmte Abbildung aus der Manesseschen Liederhandschrift:



seine sog. Elegie, in der etwa 60jährige Sänger Rückschau auf sein Leben hält. Er beklagt, wie schnell seine Lebenszeit vergangen sei und wie sehr sich das Lebensgefühl der nachwachsenden Generation von dem seinen entfernt habe⁵⁰. Gleich der Anfang der 1. Strophe stimmt uns ein:

*Owê, war sint verschwunden, alliu mînu jâr!
Ist mir mîn leben getroumet, oder ist ez wâr?
Daz ich ie wânde, ez wære, was daz allez iht?
Dar nâch hân ich geslâfen und enweiz es niht.*

(O weh, wohin sind alle meine Jahre verschwunden! Habe ich mein Leben geträumt, oder hat es tatsächlich stattgefunden? Wovon ich

⁵⁰ In diesem Sinne bekommen manchmal auch 73jährige Professoren elegische Gefühle.

immer glaubte, es wäre, war das alles ein Nichts? Demnach habe ich geschlafen und weiß es nicht einmal.)

In der zweiten Strophe folgt das Lamento über die Jugend von heute:

*Owê, wie jæmerlîche junge liute tuont,
Den ê vil hovelîchen ir gemüete stuont!
Die kunnen niuwan sorgen: ouwê, wie tuont si sô?
Swar ich zer werlte kêre, dâ ist nieman frô!
Tanzen, lachen, singen zergât mit sorgen gar.
Nie kristenman gesach sô jæmerlîche schar.*

(O weh, wie kläglich führt sich die Jugend auf, deren Denken und Trachten früher so höfisch war! Sie kennen nur noch ihre Sorgen: wehe, weshalb tun sie das? Tanzen, Lachen, Singen geht völlig in Sorgen unter. Nie sah ein Christenmensch einen so beklagenswerten Haufen.)

In der dritten Strophe ändert sich der Tonfall: es gebe einen Ausweg aus dieser Misere – zwar nicht mehr für ihn selbst, da er zu alt sei, aber doch für die nächste Generation –, und zwar selbst für den, der sich zu sehr mit der sündigen Welt eingelassen habe:

*Swen si nû habe verleitet, der schouwe sînen trôst:
Er wirt mit swacher buoze grôzer sünde erlöst
Dar an gedenkent, ritter: ez ist iuwer dinc!
Ir tragent die liechten helme und manegen herten rinc,
Dar zuo die vesten schilte und diu gewihten swert.
Wollte got, wan wære ich der sigenünfte wert!
...
Möht ich die lieben reise gevaren über sê,
So wollte ich denne singen wol und niemer mêr ouwê,
Niemer mêr ouwê.*

(Wen sie – die sündige Welt – aber verführt hat, der sehe zu, wie er hier Rettung findet: er wird durch geringe Buße von schwerer Sünde erlöst. Daran denkt, Ritter, es ist eure Pflicht! Ihr tragt die leuchtenden Helme und die starken Rüstungen, dazu die festen Schilde und die geweihten Schwerter. Wollte Gott, ich wäre dieses Triumphes würdig! ... Könnte ich die herrliche Kriegsfahrt übers Meer mitmachen, dann würde ich "Heil" singen und nimmermehr: o weh! Nimmermehr: o weh!)

Der Text entpuppt sich also als Kreuzzugsaufruf, ohne daß dadurch der emotionale Gehalt der ersten beiden Strophen entwertet würde. Die Fahrt übers Mittelmeer ins Heilige Land ist die idealtypische Seefahrt eines mittelalterlichen Ritters, der in der Regel dabei zum ersten und einzigen Mal ein größeres Schiff bestieg. Ich komme auf die Kreuzzüge anschließend etwas ausführlicher zurück.

Zunächst aber will ich auf das hinweisen, was eigentlich selbstverständlich ist, daß nämlich auf dem Mittelmeer vor allem Handelsschiffahrt betrieben wurde. Das beginnt schon in der Antike. Berühmt waren im 2. und 1. vorchristlichen Jahrtausend die phönizi-

schen Seefahrer. Sie transportierten schon in der Bronzezeit Metalle von Spanien in die östlichen Länder; später war dann der Getreidehandel von Ägypten und Sizilien nach Italien ein Grundbaustein des römischen Wohlstandes.

Die Bibel berichtet von zwei Seefahrten. Zum einen von einer mißglückten: der Prophet Jonas erhält von Gott den Auftrag, nach Ninive, also in die assyrische Hauptstadt, zu gehen und dort Buße und Umkehr zu predigen. Er fürchtet sich aber vor der Aufgabe und will ans andere Ende des Mittelmeers fliehen. Dazu steigt er auf ein Schiff, das nach Gades (Cadiz) in Spanien fährt. Es kommt aber, wie es kommen muß: das Schiff gerät in einen furchtbaren Sturm. Die Seeleute, die darin zu recht die Strafe Gottes für den Ungehorsam des Jonas erkennen, werfen diesen über Bord. Jonas ertrinkt aber nicht, sondern wird von einem Seeungeheuer verschluckt, das ihn nach drei Tagen an Land speit, und zwar an genau der Stelle, an der er das Schiff bestiegen hat. Jonas geht nun doch nach Ninive und hat mit seinen Predigt einen vollen Erfolg. Der dreitägige Aufenthalt des Jonas im Bauch des Seeungeheuers gilt übrigens als Voraussage der dreitägigen Totenruhe Christi von der Passion bis zur Auferstehung. Das Evangelium⁵¹ nimmt direkt Bezug darauf: *Sicut enim fuit Ionas in ventre ceti tribus diebus et tribus noctibus, sic erit filius hominis in corde terre tribus diebus et tribus noctibus.* (Denn wie Jonas drei Tage und drei Nächte im Bauch des Fisches war, so wird auch der Menschensohn drei Tage und drei Nächte im Innern der Erde sein), und so wird es in einer Handschrift überzeugend dargestellt:



Die Fahrt des Petrus nach Rom wird in der Bibel nicht beschrieben, obwohl er als Fischer ja von Berufs wegen auf dem Wasser tätig war. Aber das war bei ihm eben nur Binnenschiffahrt.

Dramatisch verläuft auch die Fahrt des Paulus von Palästina nach Rom, die in der Apostelgeschichte mit lebhaften Farben beschrieben wird⁵²: "Nach kurzer Zeit brach von der Insel her ein Sturmwind los ... Das Schiff wurde von ihm erfaßt und konnte dem Sturme nicht standhalten: so gaben wir es preis und ließen uns dahintreiben. ... gelang es uns mit vieler Mühe, des Rettungsbootes Herr zu werden. ... Aus Furcht, in die Syrte zu geraten, zog man die Segel ein und ließ sich so weitertreiben. ... Mehrere Tage sah man weder Sonne noch Sterne. Der Sturm tobte ungeschwächt weiter. Alle Hoffnung auf Rettung war geschwunden. ... Die Schiffsleute machten nun den Versuch, aus dem Schiff zu fliehen. Bereits ließen sie das Rettungsboot ins Meer ... Im ganzen waren wir zu 276 Personen auf dem Schiff. ... Sie machten also die Anker los und ließen sie ins Meer fallen. Zugleich lösten sie die Riemen von den Steuerrudern, stellten das Vordersegel nach dem Winde und steuerten dem Strande zu. Dabei gerieten sie auf eine Landzunge und ließen das

⁵¹ Matth. 12,40.

⁵² Kap. 27 Vers 13ff.

Schiff stranden. Das Vorderteil bohrte sich ein und blieb unbeweglich, während das Hinterteil durch den Anprall der Wogen zerschellt wurde."

Der Text zeigt ein Charakteristikum des Mittelmeers, in dem zwar die Gezeiten nur eine geringe Rolle spielen, das aber durch Winde und Strömungen gefährlich ist. Besonders berüchtigt war und ist die Straße von S. Bonifacio zwischen Korsika und Sardinien, wo noch im 19. Jahrhundert große und moderne Kriegsschiffe mit Hunderten von Soldaten an Bord untergingen. Der Schiffsverkehr kommt deshalb im Herbst und Winter weitgehend zum Erliegen; das wurde auch dem englischen König Richard Löwenherz zum Verhängnis, wie wir nachher noch hören werden.

Vom späten 7. Jahrhundert an wurde die Handelsschifffahrt auf dem Mittelmeer stark eingeschränkt. Der Grund war, daß es nun nicht mehr römisches *mare nostrum* war, sondern ein geteiltes Seegebiet zwischen der christlichen und der muslimischen Welt. Erst als um die Jahrtausendwende Sizilien für die Christen zurückerobert war, kam der Handel wieder stärker in Gang. Dabei waren Genua und Pisa im tyrrhenischen Meer, Venedig in der Adria die vorherrschenden Seemächte. Besonders Venedig gelang es, über die Religionsgrenze hinweg wirtschaftliche Beziehungen zu den muslimischen Staaten aufzubauen, gemäß dem Grundsatz *primo Veneziani, poi Cristiani* (erst Venezianer, dann Christen). Deshalb kamen Venedig die Kreuzzüge auch sehr ungelegen.

Auslöser für die Kreuzzüge⁵³ war eine grundlegende machtpolitische Umstellung im vorderen Orient, wo die türkischstämmigen Seldschuken von Nordosten her einmarschierten und die arabischen Dynastien beiseitefegten. Der Kalif in Bagdad wurde zwar im Amt belassen, aber auf eine rein religiöse Funktion beschränkt. Durch den Einmarsch der Seldschuken verlor der Kaiser in Byzanz die Herrschaft über den größten Teil Kleinasiens; am verheerendsten war dabei die Niederlage in der Schlacht von Mantzikert im Jahre 1071, auf die ich schon im 1. Kapitel hingewiesen habe. Der Kaiser sandte einen Hilferuf an den lateinischen Westen, den sich Papst Urban II. zu eigen machte. Auf einer Versammlung in Clermont hielt er am 26.11.1095 unter freiem Himmel eine mitreißende Predigt, in der er zur Hilfe für die Glaubensbrüder im Osten aufrief.

Hier die Standardabbildung zu dieser Predigt, die Sie praktisch immer finden, wenn von ihr die Rede ist:



Der Holzschnitt ist allerdings wenigstens zweieinhalb Jahrhunderte später entstanden. Die Predigt gipfelte in dem Ausruf, Gott selbst wolle, daß die abendländischen Ritter dem Kaiser zu Hilfe eilten, oder in altfranzösischer Sprache: *Deus lo vult*. Das Echo war überwältigend, und das Unternehmen fand mit der Eroberung Jerusalems am 14./15. Juli 1099 seinen krönenden Abschluß.

⁵³ Ausführlich dazu meine Vorlesung "Die Kreuzzüge".

Dieser Kreuzzug erfolgte aber vollständig auf dem Landweg, und zwar ganz einfach deshalb, weil noch kein Hafen im Heiligen Land zur Verfügung stand. Das änderte sich mit dem Erfolg des Unternehmens, und so reisten die Teilnehmer der weiteren Züge gewöhnlich zu Schiff über das Mittelmeer an, besonders diejenigen aus Frankreich und England. Das ist also die "liebe Reise über See", zu der Walther von der Vogelweide auffordert, auch wenn bedauerlicherweise selbst nicht mehr daran teilnehmen kann.

Auf das erste, wider alle Wahrscheinlichkeit höchst erfolgreiche Unternehmen, das zur Begründung eines christlichen Königreichs Jerusalem führte, folgten noch eine ganze Serie weiterer Züge, von denen sechs quasi amtlich gezählt werden:

- der 2. Kreuzzug 1147 – 1149,
- der 3. Kreuzzug 1189 – 1192,
- der 4. Kreuzzug 1202 – 1204,
- der 5. Kreuzzug 1228 – 1229,
- der 6. Kreuzzug 1248 – 1254 und der
- der 7. Kreuzzug 1270.

Von diesen wurden der 4. bis 7. vollkommen maritim, die beiden anderen teils zu Lande, teils zu Wasser durchgeführt.

Ich füge der Liste gerne noch den Zug Kaiser Heinrichs VI. 1196 – 1198 hinzu, der bereits begonnen hatte, als der Kaiser 28.9.1197 überraschend starb. Der Zug bewirkte im Orient nichts, hatte aber Folgen für die deutsche Geschichte. Da einige der einflußreichsten Fürsten sich schon in Palästina aufhielten, konnten sie nicht an der fälligen Neuwahl teilnehmen, so etwa der Erzbischof von Mainz, dessen Aufgabe es gewesen wäre, die Königswahl zu leiten. Bekanntlich kam es dann 1198 zur Doppelwahl zwischen Otto von Braunschweig und Philipp von Schwaben, einer Katastrophe, die bei Anwesenheit aller Fürsten wahrscheinlich nicht eingetreten wäre.

Das Mittelmeer hatte seine Hand auch bei der Geschichte des englischen Königs Richard Löwenherz mit im Spiel, der am 3. Kreuzzug teilnahm. Richard war eigentlich nicht zum Meeresreisenden geeignet, denn er litt ständig unter massiver Seekrankheit. Das zwang ihn wiederholt, seine Fahrten längere Zeit zu unterbrechen. Aber nicht darum geht es uns hier, sondern darum, daß er seine Rückreise nicht zu Schiff antreten konnte, weil die Jahreszeit im Frühwinter 1192 schon zu weit fortgeschritten war. Seine Rückkehr nach England war aber zwingend erforderlich, weil sein jüngerer Bruder Johann Ohneland gegen ihn rebellierte.

Richard faßte also den tollkühnen Plan, sich inkognito von der dalmatinischen Küste aus nach Böhmen durchzuschlagen und von dort über Norddeutschland durch die Gebiete seiner welfischen Freunde die Nordseeküste zu erreichen. Die Verkleidung als Kaufmann gelang aber nicht überzeugend genug – vor allem ist er wohl zu großzügig mit dem Geld umgegangen –, und so kam es, daß er gegen Ende Dezember 1192 ausgerechnet in der Nähe von Wien erkannt und verhaftet wurde.

Das war nun das Schlimmste, was ihm passieren konnte, denn er hatte 1191 bei der Einnahme Akkons den Herzog von Österreich tödlich beleidigt, indem er seine Fahne von der Stadtmauer der eroberten Stadt herunterreißen ließ. Richard wurde dann erst zwei Jahre später gegen ein gigantisches Lösegeld freigelassen. Bei einer Reise zu Schiff durch das Mittelmeer wäre ihm das nicht passiert.

In diesen Gesamtkomplex gehört übrigens auch die Geschichte von Robin Hood – hier sehen Sie sein Denkmal in Nottingham:



der die Partei Richards gegen seinen verräterischen Bruder Johann Ohneland aufrecht erhält.

Werfen wir abschließend noch einen ganz kurzen Blick auf die Staaten, die als Folge der Kreuzzüge im Heiligen Land entstanden. Es wurde nämlich nicht etwa ein einheitliches Königreich Jerusalem errichtet, sondern eine Gruppe von vier Staaten, von denen das Königreich nur das höchstrangige und auch größte war, von dem die anderen auch lehnsabhängig waren, aber eben nicht das einzige. Hier eine Karte:



Wir haben also von Norden nach Süden die Grafschaft Edessa, das Fürstentum Antiochien, die Grafschaft Tripolis und dann das Königreich Jerusalem. In enger Beziehung zu diesen Staaten (zeitweise in Personalunion) steht noch das Königreich Zypern. Diese Staaten waren das Ergebnis des 1. Kreuzzuges 1099. Die geographisch exponierte Grafschaft Edessa ging aber schon 1144 wieder verloren. 1187 erlitten die Christen eine katastrophale Niederlage gegen Sultan Saladin. Seitdem gab es nur noch ein Restkönigreich Jerusalem an der Küste um Akkon herum. Die namensgebende Stadt kam in muslimische Hand. Dieses zweite Königreich Jerusalem bestand bis 1291.



Weil das Heilige Land von Europa aus gesehen jenseits des Meeres lag, nannte man es *ultra mare* oder französisch "Outremer".

25. KAPITEL: DEN OSTEN IM WESTEN SUCHEN

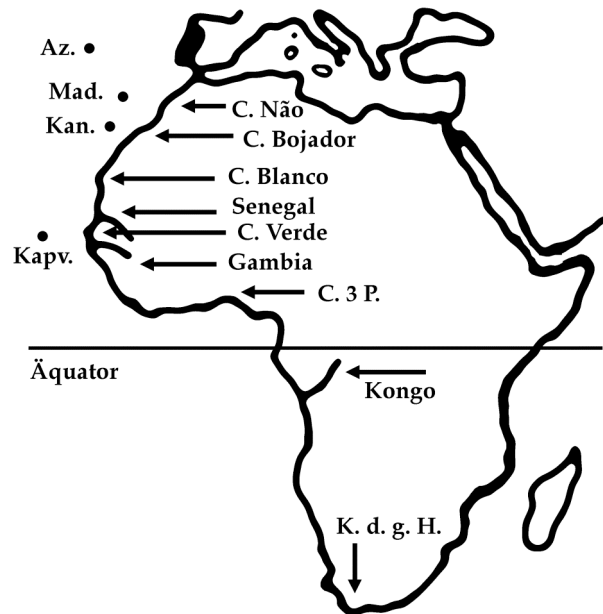
IM 15. JAHRHUNDERT BEGANN man mit dem Versuch, die muslimische Blockade des Mittelmeers und deren darauf beruhendes Handelsmonopol für Gewürze aus Indien dadurch auszuhebeln, daß man um Afrika herum in den Osten fuhr. Vor allem die Portugiesen waren bei diesem Versuch führend und erfolgreich. Der wichtigste Organisator und Geldgeber war dabei Prinz Heinrich der Seefahrer, der allerdings selbst an keiner dieser Fahrten teilnahm.



Woher er das Geld für diese Unternehmungen hatte, hören wir im 27. Kapitel. Die Fahrten begannen auch schon einige Zeit vor seinem Engagement.

Ob solche Fahrten um Afrika herum überhaupt möglich seien, war umstritten. Dagegen sprach nämlich die antike, auch im Mittelalter noch geglaubte Lehre von den Klimazonen der Erdkugel. Sie besagt zutreffend, daß das Klima, je weiter man sich nach Süden bewegt, immer heißer wird. Schließlich sei es in der Nähe des Äquators so heiß, daß dort kein Mensch überleben könne; zum Beweis muß müsse man sich nur die Neger ansehen, die ja schon ganz verbrannt seien. Noch weiter südlich wird es dann wieder kühler, aber auch dort können keine Menschen leben, weil sie eben die Äquatorzone nicht überschreiten können. Es war also ein kühner, durchaus renaissancemäßiger Versuch, nachzuschauen, ob das wirklich so ist. Die Praxis widerlegte dann die antike Lehre.

Im einzelnen wurde erstmals 1416 das *Cabo de Não* umrundet, wodurch sein Name widerlegt war, denn er bedeutet ja, daß von ihm niemand wieder zurückkehren könne. Wir wissen auch gar nicht genau, wo es gelegen hat, wahrscheinlich noch relativ weit nördlich. Die nächste Station war das *Cabo Bojador*.



Seine Bezwingung scheiterte 1433; 1434 gelang sie *Gil Eanes*. Weitere Expeditionsleiter waren u.a. *Nunho Tristão*, *Dinis Dias*, *Pedro Sintras* und später dann *Bartolomeu Dias*, *Pedro de Covilhão* und schließlich *Vasco da Gama*. Es folgte 1441 das *Cabo Blanco*, 1443 die Bucht von *Arguim*, worunter die Mündung des Senegal zu verstehen sein dürfte, 1444/5 das *Cabo Verde*, 1446 die Mündung des Gambia-Stromes, den man *Rio Grande* nannte. Von hier an biegt die afrikanische Küste, die bisher südwestlich bzw. südlich verlief, nach Südosten um, was zur Hoffnung führte, man sei der Südspitze des Kontinents bereits nahe. Die Frage mußte aber zunächst offen bleiben, denn eine innenpolitische Krise während der ersten Regierungsjahre Afonsos V., der zwar 1446 mit 14 Jahren volljährig wurde, aber halt doch noch ein bißchen jung war, zwang zur Unterbrechung der Aktivitäten.

Afonso V. bekam später den Beinamen "der Afrikaner", den er sich ab 1455 mit der Wiederaufnahme der Entdeckungsfahrten verdiente. Eine Aufzählung der einzelnen Stationen dürfte entbehrlich sein. 1469 war Guinea erreicht, 1470 wieder einmal ein psychologisch wichtiges Kap, genannt *Cabo tres Pontas*, denn hinter ihm bog die Küste sogar ein wenig in nordöstlicher Richtung um. Die Enttäuschung kam zwei Jahre später in Kamerun, denn von da an geht es wieder strikt nach Süden. 1474 wurde der Äquator überschritten, 1482/3 der Kongo erreicht, 1487/8 die Südspitze Afrikas umfahren.

Um dieselbe Zeit, als diese spektakulären Erfolge erzielt wurden, erschien am portugiesischen Königshof der Italiener Christoph Columbus mit dem Vorschlag, auf anderem Wege nach Indien zu fahren, nämlich in strikt westlicher Richtung einmal um die Erdkugel herum. Dieser Plan wurde, wie wir wissen, in Portugal abgelehnt, aber nicht, weil man ihn für unmöglich hielt, sondern weil für diese alternative Route kein Bedarf bestand. Die Konkurrenzsituation zwischen Portugal und Spanien öffnete ihm dann dort die Ohren und die

Geldschatulle. In den sog, Kapitulationen⁵⁴ von Santa Fé wurde alles geregelt, auch, daß er zum Gouverneur aller evt. zu entdeckenden Gebiete bestellt würde. Es gibt übrigens kein zuverlässiges Portrait von Kolumbus; die üblicherweise verwendeten Abbildungen sind reine Phanatasie. Die folgende Darstellung auf einer zeitgenössischen Medaille gilt als die mit der größten Wahrscheinlichkeit:



Kolumbus fuhr am 3.8.1492 in Spanien ab, machte eine längere Zwischenstation auf den Kanaren, die er am 6.9. verließ, und traf in der Nacht vom 11. auf den 12.10. vor der Insel *Guanahaní* ein, die er *San Salvador* benannte; um welche Insel genau es sich handelte, läßt sich heute nicht mehr eindeutig feststellen. Es gibt eine Insel, die heute so heißt und zwischendurch auch nach einem englischen Seeräuber *Watling Island* genannt wurde, aber sie steht in Konkurrenz mit einer 150 km südlich gelegenen Insel *Samana Cay* und noch gut einem Dutzend weiterer Kandidaten. Die erste Begegnung mit den Eingeborenen verlief freundlich, wenn sie auch zweifellos durch ein völliges gegenseitiges Mißverständnis geprägt war.

Die Fahrt führte weiter nach Cuba und Hispaniola. (Hispaniola ist die Insel, die heute in die Dominikanische Republik und Haiti geteilt ist.) Hier eine eigenhändige Kartenskizze des Kolumbus:



Im Gebiet des heutigen Haiti erlitt die *Santa María* Schiffbruch; aus ihren Trümmern wurde eine Kolonie an Land errichtet, in der Kolumbus einige seiner Leute zurückließ, als er am 16.1.1493 die Heimfahrt antrat. Die Witterungsbedingungen auf der Rückreise waren ungünstig; sie dauerte fast dreimal so lang wie die Hinfahrt und endete unplanmäßig in Lissabon, wo ihn der portugiesische König empfing, dann aber doch nach Spanien weiterziehen ließ. Im April erfolgte dann der feierliche Einzug in Barcelona und Empfang durch Isabella und Ferdinand.

Die Entdeckung Amerikas wurde in Europa durch einen ausführlichen Brief des Kolumbus an seine Auftraggeber bekanntgemacht. Der Brief wurde im Druck verbreitet und schnell in zahlreiche Sprachen übersetzt. Ich zeige Ihnen das Titelblatt eines lateinischen Druckes:



Allerdings stammt der Brief gar nicht von Kolumbus, sondern ein Mitglied des spanischen Hofes hat ihn aufgrund des Bordbuches, das Kolumbus dem Königspaar geschickt hatte, frei formuliert. Als Reklameschrift für die zweite Reise des Entdeckers erwies er sich aber als sehr wirksam. Reklame war, trotz des grundsätzlichen Erfolges, aber auch nötig. Kolumbus brachte zwar einige Belegstücke für die sagenhaften Reichtümer, die zu finden er fest überzeugt war, mit

⁵⁴ Ein in Kapitel gegliederter Vertrag,

– Goldstaub, Gewürze usw. –, aber berühmt war das alles nicht, und es wurde ihm wohl auch nur deshalb nachgesehen, weil es auf der ersten Reise in erster Linie um das Know how ging, den Nachweis, daß die Fahrt überhaupt möglich war. Auf den späteren Reisen wurden gelegentlich auch "lebende Beweisstücke" mitgebracht, mit anderen Worten: gefangene Indios. Eine von ihnen namens Katherina hat etwas später Albrecht Dürer in den Niederlanden gesehen und gezeichnet:



Alt geworden sind diese Indios, die, wie Sie hier sehen können, getauft wurden und christliche Namen erhielten, aber alle nicht ...

Die zweite Reise begann am 25.9.1493 mit einer wesentlich größeren Flotte von 17 Schiffen. Die Route wurde etwas weiter südlich gewählt, so daß man Anfang November auf Gouadeloupe anlangte. Die Begegnung mit den dortigen Eingeborenen erwies sich diesmal als schockierend, denn sie waren Kannibalen – eine Tatsache, die später die religiös-juristische Rechtfertigung dafür bot, die Indios zu versklaven. Am 22.11.1493 traf Kolumbus auf Hispaniola ein, mußte aber feststellen, daß die Kolonie der ersten Reise verlassen und verbrannt war; eine neue Hauptstadt an günstigerer Stelle erhielt den Namen Santo Domingo. Der *encuentro* mit der indigenen Population entwickelte jetzt immer mehr gewaltsame Züge, die mit Sklavenjagd, Zwangsarbeit und der Ansteckung durch die eingeschleppten Krankheiten zum Zusammenbruch der einheimischen Wirtschaft und Bevölkerung führten. Der exzellente Seefahrer Kolumbus versagte als Gouverneur zu Lande. Er fuhr noch eine Weile in der karibischen See herum und trat dann am 10.3.1496 die Heimreise an; am 11.6. war er in Cádiz.

Die zweite Reise offenbart ein grundsätzliches Problem: welchem Ziel dienten die Entdeckungsfahrten? Ging es nur um wirtschaftliche Stützpunkte, wie bei der portugiesischen Expansion entlang der afrikanischen Küste, oder ging es um Kolonisation und Beherrschung, also staatliche Durchdringung, der neu gewonnenen Gebiete? Kolumbus, der die portugiesische Methode aus eigener Anschauung kannte, vertrat offenbar diese Absicht, und das entsprach auch seinen Fähigkeiten. Die pompösen Titel, die er sich reservierte, sprechen nicht dagegen; auch Heinrich der Seefahrer, der unbeweglich in Portugal saß, führte solche Bezeichnungen.

Der Konflikt ist aber, wie gesagt, grundsätzlicher Natur und geht weit über die Person des Kolumbus hinaus. Ob man Amerika nur als Quelle für hochwertige Handelswaren und Edelmetalle sieht oder ob man das Land besiedeln und beherrschen will, hat auch Folgen für die Behandlung der Einwohner. Wer nur am Gewinn interessiert ist, nimmt die Einwohner im Grunde gar nicht als Menschen wahr: so kommt es, daß die Vertreter dieser Richtung die Indianer weitaus rücksichtsloser behandeln als diejenigen, die ihre Arbeitskraft auf Dauer nutzen wollen. Die bloßen Profitinteressen finden wir bei einer Reihe von Expeditionen in der Zeit nach Kolumbus, die bezeichnenderweise von Handelshäusern finanziert wurden, so von

mehreren italienischen Firmen und z.B. auch um 1525 von den Welsern aus Augsburg, die von Karl V. ein Monopol für Venezuela erhielten. (Der Name Venezuela kommt übrigens daher, daß sie die dortige Lagunenlandschaft an Venedig erinnerte.)

Kehren wir aber zu Kolumbus zurück. Es dauerte fast zwei Jahre, bis er seine dritte Reise antreten konnte, und die Flotte war diesmal auch weitaus weniger eindrucksvoll. Er fuhr mit 6 Schiffen am 30.5.1498 ab und wählte eine noch südlichere Route. Sie führte ihn im Juli in die Orinoco-Mündung und am 31.7. nach Trinidad; schließlich landete er am 5.8. auf dem Festland. Es ist üblich, an dieser Stelle hinzuzufügen, daß er sich dieser Tatsache selbst nicht bewußt war und überhaupt zeit seines Lebens glaubte, in Asien gelandet zu sein. Das ist von der Sache her richtig, zeigt aber, wenn es routinemäßig geschieht, die kaum überbietbare Arroganz des Nachgeborenen. Im Mittelalter pflegte man dieses Erkenntnisproblem in das Bild zu fassen: wir sind Zwerge, die auf den Schultern von Riesen stehen und deshalb weiter sehn als jene, obwohl wir selbst kleiner sind.

Am 31.8. kam Kolumbus nach Santo Domingo auf Hispaniola, jedoch rebellierte die Stadt gegen ihn, und es gelang ihm nicht, sich durchzusetzen. Die Rebellen ließen außerdem in Spanien über ihn Klage führen und stießen bei Hofe auf offene Ohren. Das Königspaar entsandte zur Untersuchung der Vorwürfe Francisco de Bobadilla nach Amerika, der dort Kolumbus verhaftet und im Oktober 1500 nach Spanien schickt. Dort wird er zwar sofort freigelassen, aber von nun an geht die Entwicklung an ihm vorbei. Die katholischen Könige nehmen die staatliche Organisation der neuen Kolonie jetzt selbst in die Hand und entsenden Ende Januar 1501 Nicolás de Ovanda als Gouverneur nach Hispaniola.

Das war formal gesehen eine Verletzung der Rechte des Kolumbus; aber man kann doch wohl nicht sagen, daß Isabella und Ferdinand den Vertrag gebrochen hätten: Kolumbus hatte sich zweifellos in den politischen Fragen als unfähig erwiesen, und ebenso zweifellos hatte 1492 noch niemand die wirklichen Dimensionen ahnen können, die die Expansion nach Amerika annahm. Nicht nur Kolumbus, sondern auch die Könige, ganz Spanien und schließlich ganz Europa wurden im Grunde von den Ereignissen überrollt; damit soll nicht gesagt sein, daß man sich auch gegenüber einem lästig gewordenen Entdecker nicht mit mehr Anstand und mehr *grandezza* hätte verhalten können.

Es folgte noch eine vierte Reise des Kolumbus, die dem Seemann noch einmal ein glänzendes Zeugnis ausstellte. Er fuhr am 15.5.1502 in Cádiz ab und entdeckte am 15.6. Martinique. Dann fährt er nach Hispaniola, aber man hat ihm verboten, in Santo Domingo an Land zu gehen. Als er dort ankommt, bereitet sich Bobadilla gerade auf die Rückfahrt vor. Kolumbus warnt ihn vor einem aufziehenden Hurrikan, aber Bobadilla weiß es besser, fährt trotzdem los und geht mit Mann und Maus unter.

Da Kolumbus auf Hispaniola nicht willkommen ist, fährt er weiter, an Cuba vorbei, und landet schließlich nahe der späteren Stadt Trujillo auf dem mittelamerikanischen Festland. Dann führt ihn die

Reise an der Küste entlang nach Süden bis zum Isthmus von Panamá. Reiseziel ist jetzt der Versuch, jene Stelle zu entdecken, die die Durchfahrt nach Indien ermöglicht. Da diese Stelle zu Schiff nicht gefunden wird, kehrt er am 1.5.1503 um und kommt schließlich am 7.11.1504 in Spanien an.

Dort versucht er noch eineinhalb Jahre lang, seine Ansprüche doch noch durchzusetzen, und stirbt dann verbittert am 20.5.1506. Die Prozesse gehen nach seinem Tode noch weiter, denn seine Erben geben nicht auf, und einer seiner Nachkommen wird dann tatsächlich noch Gouverneur auf Hispaniola. Aus den Zeugenaussagen erfahren wir viele Détails, bis hin zu der Behauptung des Besitzers der Pinta, die Idee für die Entdeckungsfahrt stamme eigentlich gar nicht von Kolumbus, sondern von ihm ... Es gibt dann noch einige Probleme um die Frage, wo Kolumbus begraben liegt und ob sein Leichnam vielleicht noch eine fünfte Reise nach Amerika gemacht hat – und vielleicht eine sechste wieder zurück nach Spanien –, aber das ist für uns nicht mehr von Bedeutung.

Wir wissen heute, daß es die Stelle, die die Durchfahrt nach Indien ermöglicht, in Amerika nicht gibt. Vielmehr mußte man Mittelamerika zu Lande überqueren und anschließend noch einen zweiten, doppelt so großen Ozean befahren, den Pazifik. Mittlerweile gibt es dort den Panamakanal, aber dessen Baugeschichte, die an sich sehr spannend ist, führt nun wirklich aus dem Thema dieser Vorlesung hinaus⁵⁵. Den Pazifik, der übrigens gar nicht so friedlich ist wie sein Name, sah als erster Europäer am 25.9.1513 *Vasco Nuñez de Balboa*. Dieser drang über die Landenge von Panamá so weit vor, daß er ein Stück in das Meer auf der anderen Seite hineinreiten und es für die katholischen Könige in Besitz nehmen konnte, wie folgender, freilich ein Jahrhundert später entstandener Stich recht nett zeigt:



Der Weg um die Südspitze Amerikas hat denselben Nachteil wie der Weg um Afrika herum nach Asien: er ist verdammt weit. Mit dieser Möglichkeit mußte man zwar rechnen, denn die Umschiffung Afrikas war bereits gelungen, als man mit Amerika das gleiche versuchte; aber man hatte doch die Hoffnung, eine weniger entfernte Durchfahrt zu finden. Mit dieser Intention wurden alle größeren Ströme erkundet – Orinoco, Amazonas, La Plata usw. –, bis man dann enttäuscht feststellen mußte, daß diese an der Mündung ja enorm breiten Flüsse sich immer mehr verengten und auch immer mehr in Süßwasser übergingen.

Der erste, der diese Reise um die Südspitze Amerikas herum machte, war der Portugiese Fernão de Magalhães, besser unter der spanischen Namensform Magellán bekannt. Es wirkt wie eine Wiederholung der Geschichte des Kolumbus, daß er zuerst dem portugiesischen König seine Dienste anbot, dort abgewiesen aber in spanische Dienste trat. Er startete im September 1519, verlor eines von

⁵⁵ Vgl. dazu meine Vorlesung "Lateinamerika", vor allem Kapitel 15–18 und 26.

fünf Schiffen im Wintersturm, d.h. Mitte 1520 – wir sind auf der Südhalbkugel –, ein weiteres Schiff meuterte und kehrte um. Die restlichen drei Schiffe fanden schließlich im Inselgewirr die Fahrinne und erreichten am 20. November 1520 den offenen Ozean.

Magellán fuhr dann an der chilenischen Küste nordwärts, bis ihn der Südostpassat über den Pazifik trug, über Polynesien und Mikronesien zu den Philippinen. Dort kam Magellán ums Leben; nur ein einziges Schiff der Flotte gelangte schließlich um Afrika herum im September 1522 wieder nach Spanien. Von 243 Seeleuten, die 1519 gestartet waren, kamen nur 18 lebend nach Hause; diese 18, und nicht Magellán selbst, waren also die ersten Weltumsegler. Ein halbes Jahrhundert später zeigte sich dann, daß die Überquerung des Pazifik in umgekehrter Richtung wegen der günstigeren Strömungs- und Windverhältnisse leichter möglich ist.

Noch schwieriger gestaltete sich die dritte Möglichkeit, die Suche nach der berühmten "Nordwestpassage". Es begann mit einer Erkundung der amerikanischen Ostküste, wobei die Fahrtrichtung teils von Nord nach Süd, teils von Süd nach Nord verlief. Dabei stieß Ponce de León 1513 auf eine blühende Insel – spanisch: *Florida* –, die sich allerdings 10 Jahre später als Halbinsel herausstellte. (Ähnliches geschah übrigens an der Westküste mit Kalifornien.)

Erwähnen will ich noch ganz kurz den Vertrag von Tordesillas vom 7.6.1494, der die Interessengebiete auf dem Ozean zwischen Spanien und Portugal abgrenzte, und zwar derart, daß östlich einer Linie 48° 37' westlicher Länge die Portugiesen, westlich davon die Spanier zuständig waren.



Sie lesen in der 2. Hälfte der 7. Zeile die Entfernungsangabe *trezentas et setenta legoas das ditas ilhas do Cabo Verde*.

Die Grenzziehung wurde vom Papst bestätigt; die übrigen Staaten wurden dabei nicht erwähnt. Das blieb aber auf die Dauer reine Theorie. Weder Frankreich noch England erkannten die päpstliche Entscheidung an; Franz I. von Frankreich bat spöttisch darum, ihm jene Stelle im Testament Adams zu zeigen, in der allein die Spanier und Portugiesen als Erben eingesetzt seien. Papst Clemens VII. (1523–1534), der in der europäischen Politik mit Frankreich gegen Spanien verbündet war, erklärte in einer Bulle, die Linie von Tordesillas beziehe sich nur auf bereits bekannte, nicht aber noch zu entdeckende Länder. Seit sich Heinrich VIII. von England von Rom löste, waren für England die päpstlichen Entscheidungen ohnehin obsolet.

Der erste europäische Entdecker Nordamerikas – wenn wir von den Wikingern einmal absehen – war Giovanni Caboto, meistens englisch *John Cabot* genannt. Er fuhr 1497 über den Nordatlantik, segelte dann im wesentlichen an der Küste Neufundlands entlang und kehrte nach England zurück. Erst nach diesem Erfolg konnte er den knauserigen englischen König Heinrich VII. von der Existenz Amerikas überzeugen und zu staatlicher Finanzierung von Entdek-

kungsreisen bewegen. Heinrich VIII., vor allem aber Elisabeth, waren dann stärker interessiert.

Der wichtigste französische Entdeckungsfahrer ist *Jacques Cartier*. Im Auftrag Franz' I. unternahm er drei Fahrten, 1534, 1535/6 und 1541. Sie bilden den Ausgangspunkt des französischen Interesses an Nordamerika, das sich bis heute in der französischsprachigen kanadischen Provinz Québec manifestiert. Cartiers Pläne waren mehr wirtschaftlicher Natur: die Suche nach Gold und anderen Schätzen war immer noch eine starke Antriebsfeder. Was Cartier an Belegstücken für den Reichtum des Landes an Edelsteinen und Diamanten mitbrachte, erwies sich allerdings als minderwertige Mineralien; davon kommt das heute noch gebräuchliche französische Sprichwort *faux comme les diamants du Canada* – "falsch wie Diamanten aus Kanada".

Tatsächlich bot Nordamerika ganz andere Schätze: die Fischgründe vor Labrador und im Innern des Landes die Pelze. Das Problem der Nordwestpassage liegt selbstverständlich darin, daß sie so weit nördlich verläuft, daß sie im Winter zufriert und die Schiffe auch sonst ständig von Eisbergen bedroht sind. Deshalb gelang es zwar relativ bald, von beiden Seiten ein Stück hineinzufahren; eine vollständige Durchquerung schaffte erst Amundsen in den Jahren 1903 bis 1906, wobei er, wie Sie den Zahlen entnehmen können, während dreier Winter eingefroren war. Daß sich dieses Problem des Einfrierens aufgrund der steigenden Temperaturen möglicherweise bald nicht mehr stellt, steht auf einem anderen Blatt.

Das hörte sich jetzt alles wie eine nautische Erfolgsgeschichte des europäischen Entdeckergeistes an. Aber nur ein Teil aller Schiffe, die den Atlantik und Pazifik befuhren, sind tatsächlich in ihrem Zielhafen angekommen. ein anderer Teil, und zwar wahrscheinlich der größere Teil, ist unterwegs gescheitert. Der Ozean machte es seinen Gästen nicht leicht. Die Schiffe konnten in Orkane und Monsterwellen geraten und untergehen. Oder sie hingen wochenlang in windstillen Zonen fest, z.B. in den sog. Roßbreiten bei ca. 30° nördlicher und südlicher Breite, die ihren Namen deshalb haben, weil es sich dort oft als erforderlich erwies, die mitgeführten Pferde zu schlachten, damit wenigstens die Menschen nicht verhungerten. Wenn die Hygiene an Bord nicht rigoros eingehalten wurde, konnte es zu Krankheiten kommen, die rasch die gesamte Mannschaft ausrotteten. Wenn diese Schiffe ohne lebende Besatzung solide gebaut waren, konnten sie noch jahrelang als Geisterschiffe auf dem Meer herumtreiben, bis ein solcher fliegender Holländer dann irgendwo in der Nähe der Küste auf ein Riff auflief und unterging.

Besonders schwierig war die Navigation auf hoher See, denn man konnte ja nicht mehr wie Mittelmeer brav auf Sicht fahren, wofür es spezielle Karten, die Portolane gab; hier ein Beispiel:



Die Bestimmung der geographischen Breite – also wie weit man im Norden oder Süden fuhr – bot zwar keine unüberwindlichen Schwierigkeiten, denn sie ergibt sich aus der Winkelhöhe des Polar-

sterns. Sofern dieser nicht sichtbar war, lieferte auch der Kompaß leidlich genaue Ergebnisse, sofern man darauf achtete, daß seine Messungen nicht durch Metallgegenstände auf dem eigenen Schiff verfälscht wurden; eine eiserne Kanone z.B. kann insoweit durchaus nach hinten losgehn. Solange man sich in respektvollem Abstand vom Nordpol bzw. Südpol hielt, machte sich auch die Abweichung des magnetischen vom geographischen Pol nicht störend bemerkbar.

Die geographische Breite, also der Nord-Süd-Abstand vom Äquator, ließ sich ermitteln aus dem Winkel des Polarsterns zum Horizont. Dazu verwendete man den Quadranten und das Astrolabium. Der Quadrant ist ein Winkelmesser, an dem zur Bestimmung der Senkrechten ein Bleilot hängt. Das Astrolabium ist ein kreisförmiges Instrument mit einem drehbaren Zeiger, dessen Handhabung Sie auf folgender Abbildung sehen:



Bei beiden Instrumenten muß man aber direkt in die Sonne schauen; es wird deshalb behauptet, daß die charakteristische Augenklappe der Piraten die Folge dieser Messungen war und nicht Ergebnis eines gewaltsamen Ereignisses.

Als drittes Instrument wird üblicherweise der Jakobsstab genannt; jedoch haben neuere Forschungen ergeben, daß er frühestens im 16. Jahrhundert tatsächlich zum Einsatz kam. In südlicheren Breiten läßt sich der Polarstern schwer oder gar nicht beobachten. In Äquaturnähe steht er so tief über dem Horizont, daß die Messungen zu ungenau werden. Auf der Südhalbkugel kann zwar das berühmte Kreuz des Südens an seine Stelle treten; aber das mußte man erst einmal herausfinden, und außerdem steht es nicht so genau im Himmelspol wie der nördliche Polarstern. Ersatzweise kann man die Mittagshöhe der Sonne messen, muß dann aber gewisse mathematische Korrekturen vornehmen.

Das eigentliche, bis ins 18. Jahrhundert ungelöste Problem der Positionsmessung ist aber die Bestimmung des Längengrades, d.h. der Position in Ost-Westrichtung. Da hierbei die Bewegung des Schiffes mit der Erddrehung konkurriert, ist die Kenntnis der Uhrzeit erforderlich. Nun gab es zwar seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts gleichmäßig laufende Uhren, die Räderuhren mit mechanischer Hemmung, und die Städte auf dem Festland setzten ihren Ehrgeiz darein, ein besonders schönes Exemplar als Ratsuhr zu besitzen, aber auf See taugten diese Uhren nicht: sie hielten den Erschütterungen auf dem Schiff nicht stand und korrodierten durch das Salzwasser bzw. die salzhaltige Luft.

Noch im 18. Jahrhundert führten falsche Bestimmung der Uhrzeit und daraus folgende falsche Positionsbestimmungen zu ständigen Schiffskatastrophen. Deshalb setzte das englische Unterhaus einen hohen Preis auf die Herstellung eines seetüchtigen Schiffschronometers aus. Derjenige, der schließlich den Preis gewann, war George Harrison mit seinem vierten Versuch, der sog. H

4, Hier sehen Sie sie, nebst einem Portrait ihres Erfinders, der sie in der Hand hält. Sie ist erstaunlich klein:



Bei diesem Wettbewerb hat auch der vielgeschmähte englische König George III. eine sehr positive Rolle gespielt.

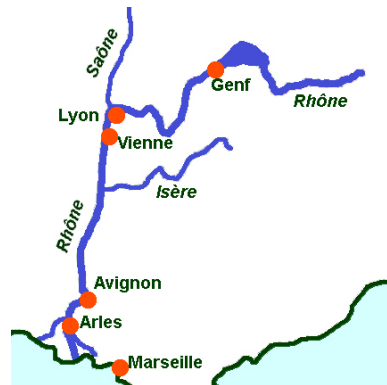
Die H 4 war zur Zeit des Kolumbus aber noch Zukunftsmusik. Man mußte damals versuchen, aus der Geschwindigkeit des Schiffes den zurückgelegten Weg zu errechnen. Die Geschwindigkeit maß man dadurch, daß man beobachtete, wie lange das Schiff brauchte, um an einer Schnur entlang zu fahren, die in regelmäßigen Abständen mit Knoten versehen war, wobei man die Zeit dann mit der Sanduhr messen konnte. Von dieser Methode kommt übrigens die heutige Messung der Fahrtgeschwindigkeit eines Schiffes in "Knoten" her, und weil die Sanduhr aus einem Glaszylinder bestand, auch der Ausdruck "Glasen".

VII. TEIL: DIE RHÔNE

Die Rhône entspringt in den Schweizerischen Alpen, wo sie aus einem Gletscher hervorgeht, der passenderweise der Rhônegletscher heißt. In jener Gegend wohnten die keltischen Helvetier, mit denen sich Cäsar auseinandersetzen mußte. Die Urform des Namens ist demnach keltisch und wird in derselben Form ins Lateinische übernommen: *Rodanus*. Für eine deutsche Namensform müssen wir die hochdeutsche Lautverschiebung anwenden, durch die das *d* zum *t* wird. Deshalb lautet der deutsche Name *der Rotten*, und mit dieser Form wird der Oberlauf des Flusses heute noch in der Schweiz bezeichnet, und zwar als Maskulinum. Wir verwenden gewöhnlich die französische Variante und machen daraus wie bei den meisten Flüssen ein Femininum, aber die Franzosen legen Wert darauf, daß es *le Rhône* heißt.

Die französische Lautform entsteht dadurch, daß das keltisch-lateinische Wort seine unbetonte Mittelsilbe verliert, wie das in der lateinischen Umgangssprache durchaus üblich war. Dadurch entsteht also *Rodnus*, und in einem zweiten Schritt fällt auch noch das *d* weg. Es hinterläßt aber zur Erinnerung den Zirkumflex auf dem vorangehenden *o*. Das kommt im Französischen häufig vor. Am bekanntesten ist das beim weggefallenen *s* vor *t*. Zum Beispiel bei *côte* aus *costa*, *maître* aus *maistre* usw. Der Zirkumflex als Grabstein eines untergegangenen Konsonanten findet sich aber auch in anderen Fällen, so bei *âne* aus *asinus* (über *asnus*) oder *âme* aus *anima* (über *anma*). Denselben Mechanismus finden wir übrigens auch beim Hilfsverb *être*: das lateinische *esse* lautete umgangssprachlich mit der gewöhnlichen Infinitivendung *essere* (wie heute noch im Italienischen). Auch hier ging die unbetonte Mittelsilbe verloren und es entstand *esre*, dem zur leichteren Aussprache ein *t* eingefügt wurde: *estre*, und das fiel das *s* vor dem *t* weg: *être*.

Während wir hier Sprachwissenschaft treiben, ist der Rotten bzw. die Rhône von ihrer Quelle nach Westen geflossen. Dabei durchquerte sie den Genfer See



und vereinigte sich mit der von Norden kommenden *Saône*. Die geographische Situation ist dabei ähnlich wie bei der Vereinigung von Donau und Inn bei Passau. Nunmehr fließt die Rhône stramm südwärts und kommt sogleich nach Lyon. In Lyon tagte 1245 das 18. ökumenische Konzil, auf dem Papst Innozenz IV. den Kaiser Friedrich II. für abgesetzt erklärte, und 1274 noch einmal ein solches Konzil unter Papst Gregor X. Warum ausgerechnet Lyon als Tagungsort des Konzils gewählt wurde – bitte sprechen Sie nicht von einem "Austragungsort" des Konzils! –, wird uns im 27. Kapitel beschäftigen.

Wenige Kilometer südlich von Lyon liegt Vienne, wo 1311/2 ebenfalls ein ökumenisches Konzil stattfand, das aber einen unerfreulichen Verlauf nahm; auch dazu mehr im 27. Kapitel. Wir folgen der Rhône nach Süden, passieren die Einmündung der Isère und kommen nach Avignon, wo im 14. Jahrhundert 70 Jahre lang die päpstliche Kurie ihren Sitz hatte. Ein Stück südlich von Avignon liegt schließlich Arles, das in Spätantike und frühem Mittelalter eine Art Hauptstadtfunktion hatte, wie wir sogleich hören werden. Schließlich mündet die Rhône westlich von Marseille in einem ausgeprägten Delta ins Mittelmeer. Ich habe Ihnen zur Orientierung auf der Karte noch Marseille eingetragen.

26. KAPITEL: DAS KÖNIGREICH BURGUND

WORAN DENKEN SIE, WENN Sie "Burgund" oder "Burgunder" hören? Ich nehme an, an Rotwein. Spätburgunder (Pinot noir), Schwarzriesling, St. Laurent – das sind die bekanntesten Rebsorten; die französische Weinbauregion Burgund umfaßt die Gebiete → Chablis, Côte de Nuits, Côte de Beaune, Côte Chalonnaise und Mâconnais. Also berühmte Namen und hohe Qualität. Und warum auch nicht? *Vinum letificat cor hominis* (der Wein erfreut des Menschen Herz) heißt es schon in der Bibel in Psalm 103 Vers 15, und

wir können aus medizinischer Sicht noch hinzufügen: *dosis facit venenum* (es ist das falsche Maß, durch das die Gabe zum Gift wird).⁵⁶

Geographisch ist Burgund heute eine der 22 Regionen Frankreichs:



Aber damit – und mit dem Wein – ergibt sich ein Problem: die tragische Heldin des Nibelungenliedes, Kriemhilt, wächst nämlich in Burgund auf:

*Ez wuohs in Burgonden ein vil edel magedîn,
daz in allen landen niht schoeners mohte sîn,
Kriemhilt geheizen ...*

hören wir gleich in der 2. Strophe der 1. Âventiure. Und in der 6. Strophe heißt es:

Ze Wormse bî dem Rîne si wonten mi ir kraft ...

Nun wird in der Gegend von Worms auch guter Wein produziert, aber in Burgund liegt die Stadt sicher nicht, auch wenn sie von 1793 – 1814 einmal kurzfristig zu Frankreich gehört hat, wovon im 6. Kapitel schon kurz die Rede war.

Dahinter stehen also historische Entwicklungen, die ja häufig dazu führen, daß sich Namen ändern und verlagern oder daß vergessene Bezeichnungen nach Jahrhunderten wieder auftauchen oder künstlich neu belebt werden. Ich erinnere an den Namen Preußen, der vom äußersten Zipfel der Ostsee seine Wanderung bis an den Niederrhein und nach Westfalen angetreten hat. Oder auch an das Herzogtum Sachsen, das bis zur Jahrtausendwende auf jenes Gebiet westlich der Elbe beschränkt war, das heute – mit einem wiederbelebten Ausdruck – Niedersachsen heißt; wir sprachen im 21. Kapitel davon.

So also auch in Burgund, wie gleich noch zu hören sein wird. Insgesamt können wir die burgundische Geschichte in vier Perioden einteilen:

1. das germanische Reich der Burgunder vom 4. bis zum 6. Jahrhundert;

2. das Königreich Burgund, das aus den spätkarolingischen Erbteilungen hervorging und im 11. Jahrhundert eines der drei Teilregna des römisch-deutschen Kaiserreichs wurde. Es wird auch "Arelat" genannt, nach der Hauptstadt Arles;

3. das Herzogtum Burgund, das sich ab dem 14. Jahrhundert zu einem bedeutenden Zwischenreich zwischen Frankreich und Deutschland entwickelte, aber mit dem Tod Karls des Kühnen 1477 zusammenbrach;

⁵⁶ Diese Grenze kann bei manchen Menschen auch bei 0 liegen. Jemanden, der das nicht möchte, zum Alkoholtrinken zu überreden, ist kriminell. Auch dabei gilt "Nein heißt nein."

4. das Herzogtum Burgund im Rahmen des absolutistischen und modernen französischen Staates.
 Von diesen vier Perioden gehört die erste zum Rhein, die zweite bis vierte zur Rhône.

Das **germanische Reich der Burgunder** ist in der Tat ab dem 4. Jahrhundert in der Gegend um Worms faßbar, soweit die spärlichen Quellen ein Urteil erlauben. Diese Burgunder waren als Föderaten der Römer tätig, d.h. sie wurden gegen die Versorgung mit Land und Einkünften für Kriegszüge und die Verteidigung der römischen Grenze eingesetzt. Dieses Reich ging 437 unter dem Ansturm der Hunnen und evt. auch der Römer unter Aetius relativ spektakulär zugrunde; das Echo dieser Katastrophe bildet der zweite Teil des Nibelungenliedes. Genannt wird ein König Gundachar, der aber kurz vor der Schlacht gestorben sein soll, und ein Gislahar, in denen Sie mühelos die Könige Gunther, Gernot und Giselher des Nibelungenliedes wiedererkennen. Die Zahl der Gefallenen in der Schlacht betrug angeblich 37464; davon können wir getrost eine Null (oder auch zwei Nullen) wegnehmen, schon im Vergleich mit anderen, größeren Germanenstämmen.

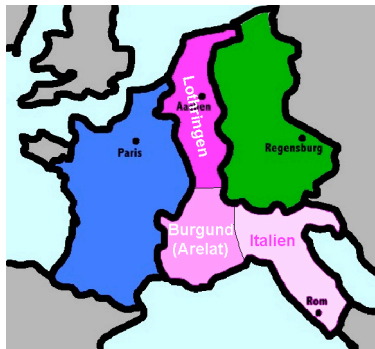
Die Katastrophe war aber nicht so vollständig, wie man gemeinhin glaubt, sondern ein Teil der Burgunder blieb übrig und wurde jetzt von den Römern weiter südlich, an der Rhône und in der heutigen Westschweiz eingesetzt. Jetzt ist auch einer Liste mehrerer Könige überliefert (Gundowech † 471, Godegisel † 501, Gundobad † 516, Sigismund † 523, Godemar † 534) und ebenso ihr germanisches Volksrecht, die *Lex Burgundionum*.

Dieses Reich konnte sich im Dreiecksverhältnis zwischen ihm selbst, dem Frankenreich Chlodwigs und seiner Nachfolger und dem Westgotenreich in Südfrankreich und Spanien durch geschickte Bündnispolitik – will sagen: das Auspielen der beiden größeren Staaten gegen einander – halten und wurde auch vom Ostgotenkönig Theoderich dem Großen in Italien gestützt:



Als dieser Rückhalt mit dem Tode Theoderichs wegfiel, unterlag König Sigismund 523 den Franken und wurde dadurch umgebracht, daß man ihn mitsamt seiner Familie in einen tiefen Brunnen warf. Jedoch konnte der neue König Godemar die Franken 524 noch einmal besiegen, ehe er ihnen 533 endgültig unterlag. Damit fiel Burgund der Expansion der Merowinger zum Opfer und hörte zunächst einmal auf, als selbständiges Reich zu bestehen.

Aus den Erbteilungen der späten Karolinger entstand dann ein neues **Königreich Burgund**, und zwar, wie im 2. Kapitel schon geschildert, als Teil des Mittelreiches Kaiser Lothars:



Das ist also das neue Königreich Burgund, von dem in diesem Kapitel die Rede sein soll. Wir betrachten einen Ausschnitt der Karte:

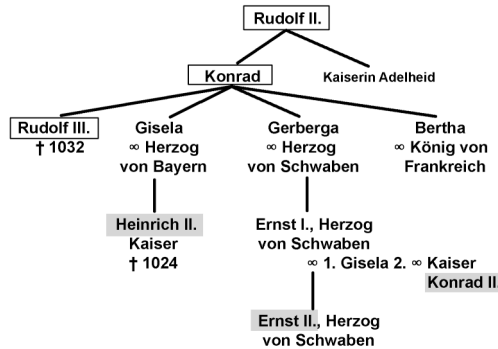


Am westlichen Rand, von Lyon bis bis Mittelmeer, fließt die Rhône. Westlich dieses Reiches gibt es, wie Sie sehen, auch noch ein Herzogtum Burgund, das aber fest zu Frankreich gehört und vom französischen König gern an seine Söhne verliehen wird. Es wird später noch wichtig.

Das Königreich Burgund, das zwischendurch auch eine Weile geteilt wird in Hochburgund und Niederburgund, regieren also Könige, die aber in der Praxis gegenüber dem Feudaladel eine recht schwache Stellung haben. Der letzte in der direkten Reihe ist Rudolf III., dessen Tante beiläufig die Kaiserin Adelheid ist. Rudolf III. stirbt 1032, ohne einen Sohn oder überhaupt Kinder als Erben zu hinterlassen. Damit wird das Erbrecht seiner Schwestern aktuell; deren gibt es drei: Gisela, verheiratet mit dem Herzog von Bayern; Gerberga, verheiratet mit dem Herzog von Schwaben; und Bertha, verheiratet mit dem König von Frankreich.

Das Erbproblem stellt sich also zugleich als die Frage dar, ob sich das Königreich Burgund an Deutschland oder an Frankreich anschließend würde. Deshalb hat Kaiser Heinrich II., der der Sohn der ältesten Schwester Gisela ist, vorgesorgt und sich beizeiten durch einen Vertrag mit Rudolf III. das Erbrecht gesichert. Er stirbt aber schon acht Jahre vor dem König von Burgund und hat selbst ja bekanntlich keine Erben. Deshalb tritt jetzt das Erbrecht der zweiten

Schwester Gerberga ein (die französische Option spielt keine Rolle mehr):



Ansprüche erhebt Gerbergas Enkel, Herzog Ernst II. von Schwaben, aber er kann sich gegen seinen Stiefvater, Kaiser Konrad II., nicht durchsetzen, der sich als Nachfolger Kaiser Heinrichs II. im besseren Recht sieht.

Von diesem Zeitpunkt an ist das Königreich Burgund mit dem deutschen Reich im Personalunion verbunden, und mehrere deutsche Könige, so Heinrich III., Friedrich Barbarossa und Karl IV., haben sich auf dem Weg zur Kaiserkrönung auch zum König von Burgund krönen lassen.

Nach dem Interregnum sinkt diese Personalunion zur Rechtsfiktion herab, die sich nur noch darin ausdrückt, daß der Erzbischof von Trier den Titel eines Erzkanzlers für Burgund führt. Das Reich Burgund zerfällt im Wesentlichen in vier Teilgebiete:



Von Süden nach Norden zunächst die Grafschaft Provence. Sie befindet sich schon seit der Zeit Kaiser Friedrichs II. in der Hand Karls von Anjou, des jüngeren Bruders Königs Ludwigs des Heiligen, der sie durch die Ehe mit einer Erbtochter erheiratet hat und es unterließ, sie vom Kaiser zu Lehen zu nehmen, was dieser mit Stillschweigen überging. Auf diese Weise kam die Provence letztlich an Frankreich.

Auch die Dauphiné kam an Frankreich, und zwar ebenfalls über eine weibliche Erbschaft. Von ihr leitet sich der Brauch ab, daß der Thronfolger in Frankreich "Dauphin" heißt.

Die Grafschaft Venaissin war dagegen ein Außenposten des Kirchenstaates. Wir widmen uns ihr ausführlich im übernächsten Kapitel.

Es folgt nördlich davon die Grafschaft (später das Herzogtum) Savoyen. Die Grafen haben die Rechte des Kaisers formal nicht bestritten, de facto waren sie aber vollkommen selbständig, mußten sich freilich immer wieder mit den Expansionsgelüsten Frankreichs auseinandersetzen. Zum Haus Savoyen gehörte dann im 17./18. Jahrhundert der berühmte Prinz Eugen. Im 19. Jahrhundert wurden sie dann im Rahmen des Risorgimento Könige von Italien.

Ganz im Norden liegt schließlich die Freigrafschaft Burgund, die also den kümmerlichen Rest des einstigen Königreichs bildete. Sie rührte jetzt vom deutschen König zu Lehen und wurde erst 1678 von Ludwig XIV. für Frankreich okkupiert. Die bekanntere französische Bezeichnung lautet Franche-Comté, was ja dasselbe bedeutet wie Freigrafschaft. Mit Ausnahme von Savoyen ist also bis zu diesem Datum das gesamte ehemalige Königreich Burgund an Frankreich gefallen.

Damit rückt jetzt das französische Herzogtum Burgund in den Vordergrund des Interesses. Die Herzöge stammen, wie schon angedeutet, aus einer Nebenlinie der französischen Könige, und zwar in zwei Dynastien. Die erste beginnt 1032 mit Robert I., dem zweitgeborenen Sohn König Roberts des Frommen, bis 1076. Von seinen Kindern regiert zunächst Hugo I., der aber 1079 ins Kloster geht und die Regierung dem jüngeren Bruder Odo I. überläßt († 1102); der Name Odo erscheint in Französischen unter der etwas gewöhnungsbedürftigen Form Eudes. Interessant sind noch zwei weitere Brüder Heinrich und Raimund, die ihr Glück außerhalb der Heimat suchten, nämlich auf der iberischen Halbinsel. Beide heirateten Töchter des kastilischen Königs Alfons' VI. und wurden so zu den Stammvätern der portugiesischen und späteren spanischen Könige.

Im Herzogtum Burgund liegen, was ich wenigstens erwähnen möchte, auch wenn wir auf Détails hier nicht eingehen können, zwei weltberühmte Klöster, die die Kirchengeschichte maßgebend beeinflusst haben: Cluny und Cîteaux:



Das Kloster Cluny (in der älteren Literatur finden Sie auch die Schreibweise Kluny und kluniazensisch) wurde 908/9 gegründet, wobei der Herzog von Burgund auf alle Einwirkungsmöglichkeiten der weltlichen Gewalt auf dieses Kloster und seine Besitzungen ver-

zichtete. Ziel des Klosterlebens war die Rückbesinnung auf die Ideale des heiligen Benedikt, die in der vergangenen Zeit dadurch in Frage gestellt worden waren, daß die Klöster zu staatlichen Aufgaben und staatlichen Leistungen bis hin zum Kriegsdienst für den König herangezogen wurden. Das alles sollte jetzt aufhören, und das Kloster sollte sich wieder ganz dem Heil der Seelen seiner Mönche widmen.

Im Laufe der Zeit entstand aus dem Urkloster eine ganze Klosterfamilie mit anhängigen Klöstern in ganz Europa:



200 Jahre später erschien eine neue Reform des Klosterlebens erforderlich, die von Cîteaux (gegründet 1098) ihren Ausgang nahm. Die Zisterzienser legten, durchaus im Sinne des heiligen Benedikt, Wert auf Abstand zur Welt, weshalb die Klöster vorwiegend in einsamen und wilden Gegenden gegründet wurden; die Handarbeit wurde, zumindest anfangs, statt einer geistigen und wissenschaftlichen Betätigung bevorzugt. Sie leisteten so einen bedeutenden Beitrag zur Kultivierung des Landes.

Der Klosterverband entwickelte sich im Laufe der Zeit ebenfalls zu einer umfangreichen Klosterfamilie. Cîteaux, also das Urkloster der Zisterzienser, ist dabei umgeben von seinen vier ältesten Tochterklöstern La Ferté, Pontigny, Clairveaux und Morimond. Clairveaux kennt man von Bernhard von Clairvaux, Morimond ist jenes Kloster, in dem Otto von Freising in den Zisterzienserorden eintrat. Jedes Kloster wurde von einem anderen aus gegründet, so daß sich regelrechte Klosterstammbäume ergeben. Eine Besonderheit der Zisterzienser ist, daß sie regelmäßig ein Generalkapitel aller Äbte abhielten.

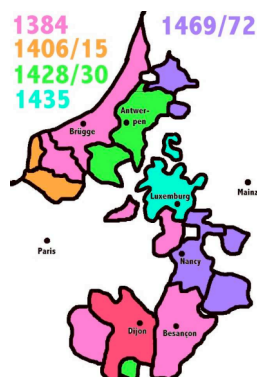


Auch die Zisterzienserklöster erwarben im Laufe der Zeit reichen Besitz. Jedoch litten beide Ordensfamilien stark unter der Zerstörungen, die der 100jährige Krieg mit sich brachte.

Aber zurück zur weltlichen Geschichte. Im Herzogtum Burgund ergibt sich jetzt eine gleichförmige Reihe von Herzögen, wobei immer brav der Sohn auf den Vater folgt: Hugo II. † 1143, Odo II. † 1162, Hugo III. † 1192, Odo III. † 1218, Hugo IV. † 1272 (bis 1229 unter der Vormundschaft seiner Mutter Alix), Robert II. † 1306, Hugo V. † 1315. Dann folgt Hugos Bruder Odo IV. † 1349, dann der Enkel Philipp † 1361. Und dann ist Schluß.

Damit ist das Herzogtum an den Lehnsherrn, den französischen König, heimgefallen. Dem regierenden König Johann dem Guten aus der neuen Dynastie der Valois gelingt es tatsächlich, das Herzogtum in Besitz zu nehmen und seinem jüngeren Sohn Philipp zu verleihen. Dieser – bekannt unter seinem Beinamen *le Hardi*, Philipp der Kühne – betreibt eine erfolgreiche Heiratspolitik, die die politische Landkarte Frankreichs umgestaltet: er gewinnt Margarethe, die Erbtöchter der Grafen von Flandern, die ihm außer dieser Grafschaft auch noch das Artois, Nevers und die Franche-Comté mit in die Ehe bringt. Philipp stirbt 1404, aber seine drei Nachfolger (jeweils Söhne des Vorgängers) führen diese Politik weiter. Es sind Johann Ohnfurcht (*Jean Sanspeur*), † 1419, Philipp der Gute (*le Bon*), † 1469, und schließlich Karl der Kühne (*le Hardi*), † 1477.

Was das für die politische Landkarte Frankreichs bedeutet, können Sie hier sehen:



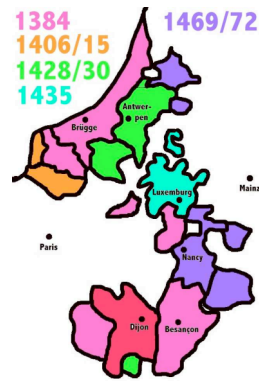
Rot eingefärbt ist das ursprüngliche Herzogtum mit Dijon als Zentrallort, rosa die Mitgift Margarethes. Die folgenden Herzöge, vor allem Philipp der Gute, füllen die Lücke zwischen den beiden Bestandteilen auf: zunächst 1428 Brabant, dann 1435 Luxemburg, schließlich 1469 Teile Lothringens. Diese Expansion bedeutet aber auch, daß sich der Schwerpunkt endgültig vom Süden weg nach Norden verlagert, hin zu den damals überaus reichen flandrisch-holländischen Handelsstädten. Ein Teil der neu erworbenen Gebiete liegt nicht in Frankreich, sondern gehört zum deutschen Reich. Dadurch wird der Herzog von Burgund zum typischen Doppelvasallen, der zwei Lehnsherrn hat, den französischen und den deutschen König, denen er beiden Treue schuldet – und das heißt in der Praxis überhaupt keinem.

Es versteht sich von selbst, daß ein derart mächtiger Fürst nachhaltig in die französische Politik eingreift. Diese steht damals im Zeichen des 100jährigen Krieges, der daraus entstanden ist, daß nach dem Aussterben der Kapetinger der englische König die Nachfolge der Valois nicht anerkannte, sondern für sich selbst den französischen Thron in Anspruch nahm – wobei es unmöglich ist, zu ermitteln, auf welcher Seite Recht und Unrecht standen. Am Ende des 14. und zu Anfang des 15. Jahrhunderts hatte sich der Krieg geradezu in einen französischen Bürgerkrieg verwandelt, in dem sich die Valois auf der einen und eine englisch-burgundische Koalition auf der anderen Seite gegenüber standen.

Es kam hinzu, daß der französische König Karl VI. an Schizophrenie litt und deshalb immer wieder für kürzere oder längere Zeit regierungsunfähig war. Dann kam es zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen dem Bruder des Königs, dem Herzog von Orléans, und dem jeweiligen Herzog von Burgund um die Regentschaft. Dieser Konflikt wurde mit den härtesten Mitteln ausgetragen: 1407 ließ Johann Ohnfurcht den Herzog von Orléans ermorden, und 1419 fiel er seinerseits einem Attentat der Gegenpartei zum Opfer. <auf der Brücke!>

Trotz all diesem Chaos war das Herzogtum Burgund unter den vier Herzögen von Philipp dem Kühnen zu Karl dem Kühnen auch eine Stätte höchster kultureller Leistungen und insbesondere einer für ganz Europa vorbildhaften Hofkultur. Das burgundische Hofzeremoniell war – auf dem Umweg über Spanien – bis 1918 am österreichischen Kaiserhof maßgebend, und nicht nur dort. Dann hat Philipp der Gute 1430 den berühmten Orden vom Goldenen Vlies gestiftet.

Die Ländermasse der burgundischen Herzöge war mehr als nur das Herrschaftsgebiet eines untergeordneten Vasallen. Es bildete zuletzt eine Art Zwischenreich zwischen Frankreich und Deutschland; es gab sogar Überlegungen, ob Kaiser Friedrich III. dem Herzog nicht den Königstitel verleihen würde. Es kam dann aber nicht dazu, und schuld daran waren die Schweizer. Schauen wir noch einmal auf die Karte:



Sie sehen, wie vor allem der letzte Herzog, Karl der Kühne, nach Osten expandierte, und dabei kam er in Konflikt mit der Eidgenossenschaft. Überraschenderweise (jedenfalls für ihn) unterlag sein Ritterheer in der Schlacht von Murten den Bauernlümmlern aus den Alpen. Der Herzog kam sogar in der Schlacht ums Leben.

Nun zeigte sich eine Schwäche des burgundischen Staates: er war zusammengeheiratet und fiel, da Karl ohne männlichen Erben starb – er hatte nur eine Tochter Maria – jetzt wieder auseinander. Der französische König Ludwig XI., beeilte sich, die französischen Gebiete als heimgefallene Lehen einzuziehen. Der Erbtöchter Maria gelang es immerhin, die übrigen Gebiete zusammenzuhalten. Dabei erwies sich die Ehe, die sie noch im selben Jahr mit Maximilian von Habsburg, dem Sohn Kaiser Friedrichs III., schloß, als vorteilhaft. Der Sohn aus dieser Ehe, Philipp der Schöne, heiratete dann die spanische Erbtöchter Johanna die Wahnsinnige, deren Sohn dann Kaiser Karl V. wurde. Die Habsburger haben den Anspruch auf das französische Erbe Marias aber nie aufgegeben, was einer der Anlässe für die jahrhundertelangen Auseinandersetzungen zwischen den Habsburgern und Frankreich war. Die Habsburger übernahmen aus dem burgundischen Erbe auch den Orden vom Goldenen Vlies und, wie schon erwähnt, auch das Hofzeremoniell.

Werfen wir noch ganz kurz einen Blick auf das Schicksal des Herzogtums Burgund nach 1477. Es ist eigentlich nicht viel zu sagen, denn es wurde nicht wieder als Apanage an jüngere Söhne ausgegeben, sondern die Könige behielten es in eigener Verwaltung. Es gab zwar noch einen Prinzen – Bruder oder Sohn oder Enkel des Königs – als *M. le duc de Bourgogne*, aber das war ein bloßer Titel; in die Verwaltung dieses Gebietes durfte er sich nicht einmischen. In der Französischen Revolution wurde Burgund in vier Departements aufgeteilt, die wie üblich nach geographischen Gegebenheiten benannt sind: *Côte-d'Or*, *Saône-et-Loire*, *Yonne* und *Ain*.



Diese vier Departments bilden auch die heutige Region Burgund, der östlich die Franche-Comté als eigene Region vorgelagert ist und sich südlich Rhône-Alpes anschließt.

27. KAPITEL:

BEQUEME ANREISE ZUM KONZIL (1245, 1274, 1311)

STELL DIR VOR, ES IST Konzil, und keiner geht hin!"⁵⁷ Diese Erfahrung hatte Papst Gregor IX. machen müssen, als er 1240 ein Konzil gegen Kaiser Friedrich II. nach Rom einberief, um ihn abzusetzen. Aber der Kaiser ließ die übers Mittelmeer anreisenden Prälaten vor Montecristo abfangen, wobei sie teils ertranken, teils gefangen genommen wurden und erst viel später wieder freikamen.

Als Innozenz IV. fünf Jahre später einen neuen Versuch unternahm, den Kaiser auf einem Konzil abzusetzen, wählte er deshalb einen anderen Konzilsort, nämlich Lyon. Die Stadt lag gewissermaßen auf neutralem Gebiet: sie gehörte zwar zum Königreich Burgund-Arelat, lag aber so nahe an Frankreich, daß das Konzil gewissermaßen unter dem Schutz des französischen Königs stand. König war damals Ludwig IX., der Heilige, gegen den der Kaiser nicht die Hand zu erheben wagte. Lyon lag zudem verkehrstechnisch günstig an der Rhône, so daß die Teilnehmer aus Norditalien und aus Spanien bequem anreisen konnten. Auch von Norden her war die Anreise viel bequemer als über die Alpen nach Rom.

Auf diesem Konzil erfolgte dann tatsächlich die Absetzung des Kaisers. Aber der Papst blieb auch nach dem Schluß des Konzils noch in Lyon, um einen Gegenkönig gegen Friedrich II. in Deutschland zu installieren, was ihm unter erheblichen Mühen auch zweimal gelang – der erste (Heinrich Raspe) starb schon nach wenigen Monaten (ein Gottesurteil?). Aber auch der zweite (Wilhelm von Holland) erlangte nur geringes Ansehen, auch wenn er persönlich ein tüchtiger junger Mann war. Als er starb – er brach 29jährig bei einem Winterfeldzug im Eis ein –, versank Deutschland endgültig im Chaos. Es trat das ein, was man gerne, wenn auch nicht ganz präzise, "die schreckliche, die kaiserlose Zeit" oder lateinisch das Interregnum nennt.

Das politische Vakuum im Reich hatte auch internationale Folgen, denn im Heiligen Land kämpften die letzten Kreuzfahrerstaaten ums Überleben und war dringend auf Hilfe aus Europa angewiesen. Deshalb berief Papst Gregor X., der die dortigen Verhältnisse aus eigener Anschauung kannte, für das Jahr 1274 ein neues Konzil ein, und zwar ebenfalls nach Lyon. Dieses Konzil faßte einige kluge Beschlüsse, so etwa eine Regelung der Papstwahl, die im Prinzip bis heute gültig ist, aber seine praktischen Auswirkungen blieben gering. Gregor X. ist in der deutschen Geschichte vor allem dadurch bekannt, daß er die Kurfürsten ultimativ zur Wahl eines deutschen Königs aufforderte; es ist jene Wahl, aus der Rudolf von Habsburg hervorging.

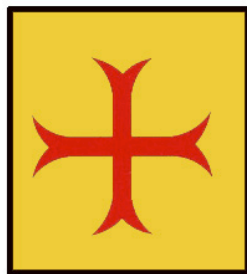
Etwas südlich von Lyon, also verkehrstechnisch genauso günstig, liegt Vienne:

⁵⁷ Das ist natürlich eine Anspielung auf den bekannten Satz: "Stell dir vor, es ist Krieg, und keiner geht hin." Aber nur wenige wissen, daß dieser Satz eigentlich weitergeht: "... dann kommt der Krieg zu dir." Als flotter pazifistischer Spruch ist er also wenig geeignet.

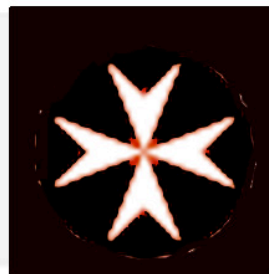


Dorthin berief Clemens V. 1311 ein ökumenisches Konzil ein. Dieses Konzil sollte so etwas wie das Großreinemachen nach der Katastrophe Bonifaz' VIII. bewirken; es verlief aber äußerst verhängnisvoll. Sie erinnern sich aus dem 1. Kapitel (falls Sie sich nicht erinnern, können Sie dort nachlesen), daß Philipp IV. von Frankreich diesem Papst Ketzerei unterstellte, um sein gewaltsames Vorgehen gegen ihn zu rechtfertigen. Zugleich hob er das Andenken von Bonifaz' Vorgänger Cölestin V. in den Himmel. Natürlich konnte Clemens V. nicht dulden, daß sein Vorgänger als Ketzer verurteilt würde. Deshalb verschleppte er die Voruntersuchungen über Bonifaz VIII. und betrieb zugleich mit größtem Eifer den Heiligsprechungsprozeß für Cölestin V., den der König ebenfalls forderte. Tatsächlich erfolgte die Heiligsprechung Cölestins auch am 5.5.1313.

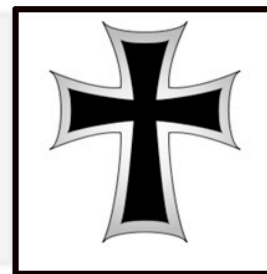
Bekannter ist aber ein weiterer Prozeß, der ebenfalls zur Zeit dieses Konzils durchgeführt wurde, nämlich der Prozeß um die Auflösung des Templerordens. Im Rahmen der Kreuzzüge waren mehrere sog. Ritterorden entstanden. Sie gingen gewöhnlich aus einer Hospitalbruderschaft zur Versorgung kranker Pilger hervor. Jetzt kam auch deren Schutz mit den Waffen hinzu. Die Ritterorden bildeten bald einen wesentlichen Bestandteil der militärischen Macht des Königreichs Jerusalem. Die Ritterorden hatten eine spezielle Ordens-tracht, zu der immer auch das auf dem Ordensmantel angebrachte Kreuz gehörte, das sich nach Farbe und Form unterschied und so auch in das Wappen der Orden überging:



Templer



Johanniter



Deutscher Orden

Daher kommt es übrigens, daß bis heute die staatlichen Verdienstorden gewöhnlich die Form eines Kreuzes haben, z.B. das Bundesverdienstkreuz:



Nach dem Ende der Kreuzfahrerstaaten im Jahre 1290 hatten die Ritterorden im Grunde ihre Existenzberechtigung verloren. Sie bestanden aber weiter, weil sie durch fromme Stiftungen ein beträchtliches Vermögen auch im Abendland angesammelt hatten und weil weiterhin der Eintritt in einen solchen Orden für die nachgeborenen Söhne des Adels eine attraktive Lebensperspektive bot. Generell waren sie aber nicht sehr beliebt, weder bei den weltlichen Herrschern noch bei den geistlichen Stellen wie etwa den Bischöfen und auch den Pfarrern. Mit dem Ende ihrer eigentlichen Aufgabe gab es ja auch keinen wirklichen Grund mehr für ihre Privilegien.

Das galt insbesondere für die Templer. Ihr Besitz war erheblich und erregte das Interesse des französischen Königs Philipp IV. Als dieser während eines Aufstandes der Pariser Bevölkerung im "Temple", also dem Pariser Ordenshaus der Templer, Zuflucht suchte, war der Großmeister offenbar unklug genug, dem König die dort aufbewahrten Schätze zu zeigen. Der König ließ daraufhin alle Templer in seinem Reich an einem Tag verhaften und unter der Folter zu der Aussage zwingen, diese Schätze seien auf unrechtmäßige Weise erworben. Er konnte dabei auf eine gewisse Akzeptanz in der Öffentlichkeit spekulieren, denn ein geschickter Umgang mit Geld, der zu dessen Vermehrung führt, war der statischen Denkweise des Mittelalters verdächtig; es handelt sich um dieselben Wurzeln, aus denen sich die Feindschaft gegenüber den zinsnehmenden Juden speiste.

Zu diesem Zweck setzte Philipp eine Rufmordkampagne in Gang, die bis heute nachwirkt, in Fernsehsendungen nachgeplappert wird und sich in einschlägigen Computerspielen austobt. Einen Ansatzpunkt bot das Ordenssiegel. Es zeigt zwei Reiter auf einem Pferd



und verweist auf die Mildtätigkeit des Ordens (der Ordensritter hilft einem Bedürftigen, indem er ihn mit auf sein Pferd nimmt) oder auf die persönliche Bedürfnislosigkeit der Ritter (nur zwei Ritter zusammen haben ein Pferd). Man kann das Bild aber auch mißdeuten im Sinne einer homosexuellen und homoerotischen Beziehung. Die einmal in Gang gesetzte Phantasie schreitet weiter zum Vorwurf abergläubischer und gotteslästerlicher Praktiken beim Aufnahme ritual bis zur Idee des Götzendienstes und der Teufelsanbetung.

Eine andere Idee, die aber mehr die neuzeitliche und gegenwärtige Phantasie nährt, hängt mit dem Sitz des Ordens in Jerusalem zusammen: in den Ruinen des Salomonischen bzw. Herodianischen Tempels. Dort sollen die Templer die alttestamentliche Bundeslade aufgefunden und ihr magische Nachrichten, vielleicht sogar die Weltformel entnommen haben. Tatsächlich ist die Bundeslade schon bei der Eroberung Jerusalems durch die Babylonier 587 v. Chr. verloren gegangen; das Allerheiligste des zweiten und dritten jüdischen Tempels war leer. Und es ist beinahe selbstverständlich,

daß die Templer auch mit dem sog. heiligen Gral in Verbindung gebracht werden.

Die Verleumdungskampagne gegen die Templer beruhte aber hauptsächlich auf der Unterstellung sexueller Abartigkeit und gotteslästerlicher Praktiken. Die erzielten "Geständnisse" präsentierte Philipp IV. dem Papst und verlangte die Aufhebung des Ordens und die Verurteilung der Ordensmitglieder als Häretiker. Papst Clemens V. versuchte, die Entscheidung hinauszuzögern, aber der König kam ihm zuvor. Als der Großmeister und andere Mitglieder der Ordensleitung die erfolgten Geständnisse widerriefen, ließ Philipp sie kurzerhand am 18.3.1314 als rückfällige Ketzer verbrennen. An der Stelle, wo dieser Justizmord geschah, findet sich heute folgende Gedenktafel:



À cet endroit Jacques de Molay dernier grand maître de l'ordre du Temple a été brûlé le 18 mars 1314. (An diesem Ort wurde Jacques de Molay, letzter Großmeister des Templerordens, verbrannt am 18. März 1314.) Das ist ein bißchen wenig finde ich, und kein Nicht-Spezialist wird verstehen, worum es dabei geht. Bekannter als die Gedenktafel und genauso nichtssagend ist folgende, fast routinemäßig abgebildete Darstellung:



Dem Papst blieb nichts anderes übrig, als den Orden aufzuheben. Dies geschah mit der Bulle *Vox in excelso* vom 22.3.1313. Darin wird zunächst auf geheime und geheimgehaltene Aufnahmeriten verwiesen, ohne daß diese näher spezifiziert werden. Dann heißt es: *Contra ipsum dominum Jesum Christum in scelus apostasie nefande, detestabile idolatrie vitium, execrabile facinus Sodomorum et hereses varias erant lapsi.* (Wider den Herrn Jesus Christus sind sie in das Verbrechen des fluchwürdigen Abfalls, das beklagenswerte Laster der Götzenanbetung, das scheußliche Verbrechen der Sodomie und etliche Glaubensirrtümer verfallen.) Beweise oder Zeugen für diese Behauptung sind nicht angegeben, auch nicht in Form des Hinweises, daß es solche Zeugnisse gebe, wie das sonst immer üblich ist; etwa durch die Formel: *prout ex multorum fidedignorum testimonio relatione constat* (wie aus dem Bericht vieler glaubwürdiger Zeugen hervorgeht); eine solche Formel fehlt also. Dann verweist der Papst darauf, daß schon oft Orden aus viel geringerer Ursache aufgehoben worden seien. Und dann: *non sine cordis amaritudine et dolore, non per modum definitive sententie, sed per modum provisionis seu ordinationis apostolice prefatum templi ordinem ... tollimus* ... (nicht ohne Bitterkeit und Schmerzen heben wir diesen Templerorden auf, [aber] nicht durch ein Prozeßurteil, sondern durch päpstliche Verfügung). Die Güter des Ordens reserviert er der Verfügungsgewalt des apostolischen Stuhles mit der Absichtserklärung, sie zugunsten des heiligen Landes zu verwenden.

Wir haben nicht die Zeit, den Text im einzelnen zu analysieren, aber wer sich etwas näher mit dem *stilus curiae*, der typischen Sprache der päpstlichen Kanzlei, auskennt – und ich kann das für mich in Anspruch nehmen –, dem fällt sofort auf, daß gerade das Wesentliche unpräzise formuliert ist. Das Ganze ist ein Dokument des schlechten Gewissens, wobei es für Clemens V. typisch ist, daß er am Schluß doch gegen den König nachtarockt, indem er die Aktion nicht als Ergebnis des Prozesses, sondern als freie Entscheidung des päpstlichen Stuhles hinstellt.

Es wird berichtet, der sterbende Großmeister habe König und Papst verflucht und vor das Gericht Gottes geladen. Die Güter der Templer wurden nicht für einen neuen Kreuzzug nach Palästina verwendet, sondern in Frankreich nahm der Staat sie an sich. Das Ordenshaus in Paris, der Temple, diente später als Gefängnis; zur Zeit der Französischen Revolution wurde dort der Dauphin, also Ludwig (XVII.), gefangen gehalten und höchstwahrscheinlich ermordet. So sah der Temple damals aus:



Auf der iberischen Halbinsel wurden die Besitzungen der Templer anderen Ritterorden übergeben, so in Portugal dem Christusorden, dessen späterer Großmeister Prinz Heinrich der Seefahrer aus diesen Einnahmen die Entdeckungsfahrten nach Afrika finanzierte.

Noch ein Beschluß des Konzils von Vienne ist erwähnenswert: es erließ nämlich das Verbot, unehelich Geborene zum Priester zu weihen. Dahinter stecken zwei Motive: zum einen glaubte man, daß die "Unbeständigkeit" der Eltern, die sie zum außerehelichen Verkehr verleitet hatte, auf das Kind als negatives Charaktermerkmal übergehen könne. Und zweitens wollte man verhindern, daß diese Kinder dem Vater in dessen Pfründe nachfolgten und so de facto eine Erblichkeit der kirchlichen Pfründen eintrat.

Allerdings konnten die Unehelichen sich von diesem *defectus natalium* (dem Makel der unehelichen Geburt) vom Papst dispensieren lassen. Solche Dispense sind in großer Zahl erfolgt, und die darüber ausgestellten Urkunden sind in den päpstlichen Registern festgehalten. Dabei ist stets genau der Stand der Eltern angegeben: bei den Frauen *soluta* (Ledige), *coniugata* (Verheiratete, also Ehebruch), *monialis* (Nonne); bei den Männern *solutus* (Lediger), *coniugatus* (Verheirateter, also Ehebruch), *subdiaconus* (Subdiakon), *diaconus* (Diakon), *presbiter* (Priester), *episcopus* (Bischof) und schließlich *monachus* (Mönch). Diese Angaben gewähren einen farbigen Einblick in die mittelalterliche Lebenswirklichkeit.

28. KAPITEL: DER PAPST AN DER RHÔNE

ES HEISST, DER STERBENDE Großmeister des Templerordens habe den französischen König und den Papst verflucht und binnen

Jahresfrist vor den Richterstuhl Gottes geladen. Die Nachricht ist zwar nicht sicher verbürgt, aber Tatsache ist, daß beide ihm binnen dieser Frist im Tode nachfolgten. Philipp IV. starb am 29.11.1314, und wie sein Tod auch das Ende der kapetingischen Dynastie bedeutete und den Hundertjährigen Krieg zwischen Frankreich und England auslöste, habe ich im 3. Kapitel schon geschildert.

Papst Clemens V. starb sogar schon vor dem König am 20.4.1314, und zwar in Roquemaure, einem ganz kleinen Ort, den ich auf der Karte nicht gefunden habe. Das Konklave, das ja am Sterbeort des Papstes stattzufinden hat, trat deshalb in der nächstgelegenen Bischofsstadt zusammen; das war Carpentras ca. 20 km nordöstlich von Avignon. Die Person des neuen Papstes würde, so wußte man, auch die Frage entscheiden, ob die Päpste weiterhin in Südfrankreich residieren oder nach Rom zurückkehren würden. Deshalb stürmten die französischen Wachmannschaften das Konklave mit der erklärten Absicht, die italienischen Kardinäle zu ermorden, um die Wahl eines Nicht-Franzosen zu verhindern. Die Italiener bekamen aber rechtzeitig Wind von der Gefahr, brachen die rückwärtige Mauer des Gebäudes auf und konnten so entfliehen.

Es dauerte dann über zwei Jahre, bis eine korrekte Wahl zustande kam. Erst am 7.8.1316 wurde in Lyon Jacques Duèse gewählt und in Anwesenheit des neuen französischen Königs gekrönt. Er nannte sich Johannes XXII. Hier eine Federzeichnung aus seinem Register –



Der Papst war ein Kompromißkandidat: er war Franzose, hatte aber längere Zeit in Italien gelebt. Er war aber auch als Übergangspapst gedacht, denn er war schon 72 Jahre alt. Daß er dann, wie das bei Übergangskandidaten immer wieder geschieht, volle 18 Jahre regieren würde, bis er 1344 neunzigjährig starb, hat sicher niemand erwartet – am wenigsten wohl er selbst. Es gibt nur zwei Päpste, die älter wurden als er, nämlich Cölestin III. im 12. und Leo XIII. im 20. Jahrhundert. Von Hause aus war Johannes Jurist; seine theologischen Kenntnisse waren dagegen nur bruchstückhaft; das brachte ihn zeitweise sogar in den Geruch der Ketzerei, und er mußte noch auf dem Totenbett einer Theorie über die Seelen im Jenseits vor dem Jüngsten Gericht abschwören.

Nun kann ein hohes Lebensalter zwei Auswirkungen haben: es kann zur Altersweisheit führen, die aus langer Lebenserfahrung das Wesentliche erkennt und über kleine Unzulänglichkeiten großzügig hinwegsieht. Es kann aber auch zum Altersstarrsinn führen, der an der einmal gefaßten Position stur festhält und neuere Entwicklungen gar nicht mehr zur Kenntnis nehmen will. Zu dieser zweiten Kategorie gehörte Johannes XXII. Und wenn ein solcher Mann dann auch noch Jurist ist ...

Das hohe Alter Johannes' XXII. hatte aber auch eine ganz konkrete Folge, die niemand beabsichtigt hatte. Man wirft Clemens V. zu Recht vor, daß er keinen Versuch unternahm, nach Rom in

seine eigentliche Bischofsstadt zu ziehen. Wie Johannes zu dieser Frage stand, ist unklar. Er bewegte sich zunächst rhôneabwärts in Richtung Italien, machte dann aber Station in Avignon, wo er früher Bischof gewesen war. Und dort in Avignon blieb er. Da nach menschlichem Ermessen jederzeit sein baldiger Tod zu erwarten war, drängte ihn auch niemand zur Weiterreise.

Durch diesen Zufall kam es dazu, daß die Päpste von 1316 an über sechs Jahrzehnte ihren Sitz in Avignon hatten. Da auch Clemens V. dort schon von 1309 an einige Zeit residiert hatte, kommt man insgesamt auf 70 Jahre Papsttum in Avignon. Und das gab Anlaß zu einem satirischen Vergleich: 70 Jahre dauerte auch das Exil des jüdischen Volkes in Babylonien nach der Eroberung Jerusalems im Jahre 605 durch die Babylonier, bis dann 538 der persische König Kyros II. die Rückkehr gestattete. Deshalb sprach und spricht man vom babylonischen Exil der Kirche in Avignon. Und mit Babylon kam eine weitere Assoziation, denn in der Apokalypse des Johannes ist von der "Hure Babylon" die Rede, dem Zentrum des Bösen, das durch wirtschaftliche Maßnahmen, durch Monopole und durch Manipulation des Geldverkehrs die Welt zu beherrschen versucht – bis zu Beginn des 18. Kapitels ihr Sturz verkündet wird.

Rein technisch gesehen hatte der Ort durchaus Vorteile: die umliegende Grafschaft Venaissin war päpstlicher Besitz, denn der französische König Philipp III. hatte sie 1274 dem Papst geschenkt.



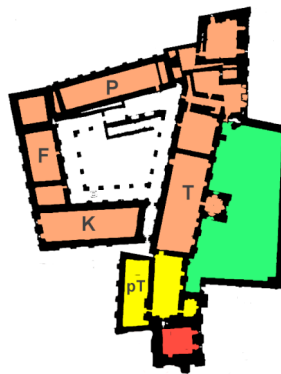
Die darin liegende Stadt Avignon konnte dann Clemens VI. 1348 durch Kauf erwerben. Die verkehrsgünstige Lage an der unteren Rhône muß ich nicht noch einmal begründen; es war von dort etwa gleich weit nach Frankreich und Deutschland in der einen und nach Italien in der anderen Richtung.

Der Aufenthalt der Päpste in Avignon führte aber dazu, daß in den Behörden der Kurie immer weniger Italiener oder gar Römer und immer mehr Franzosen, vor allem Südfranzosen beschäftigt wurden. Zudem betrieben die Päpste, die selbst aus Südfrankreich stammten, einen ausgeprägten Nepotismus, d.h. sie ernannten vor allem Mitglieder ihrer eigenen Familie und Freunde auf die höheren Kurienämter. Das wirkte sich als Bremse für alle Versuche einer Rückkehr nach Rom aus.

Die Situation ist durchaus vergleichbar mit der Frage, ob nach 1989 die deutsche Hauptstadt Berlin oder Bonn sein sollte. Auch damals gab es gute Argumente dafür, die Hauptstadt oder wenigsten

den Regierungssitz am Rhein zu belassen, und gerade die Ministerialbeamten setzten dem Umzug hinhaltenden Widerstand entgegen. Man darf durchaus die Frage stellen, ob und welche Vorteile der Wechsel nach Berlin gebracht hat. Aber wie in Avignon erklärten öffentlich alle Bundesregierungen, Bonn sei nur ein Provisorium, das man so schnell wie möglich beenden wolle.

Ein wichtiges Argument, daß damals für Avignon sprach, war die Sicherheitslage in Italien. Das Attentat auf Bonifaz VIII. war unvergessen, und in der weitläufigen und unübersichtlichen Stadtlandschaft Roms waren die Kurialen und der Papst tatsächlich konkret gefährdet. In Avignon ließ sich das alles viel besser handhaben. Mehr noch: der Nachfolger Johannes' XXII., Benedikt XII., begann mit dem Bau eines festungsartigen Papstpalastes, und als allererstes ließ er einen massiven Turm errichten, in dessen erstem Stockwerk die Räume des Papstes untergebracht waren. Im Untergeschoß lag das Wachtlokal der päpstlichen Leibgarde. Von der Dachterrasse aus hatte man freie Sicht und freies Schußfeld auf die Umgebung. An diesen Turm wurden dann weitere Flügel angebaut, die nach Art eines Klosters einen Innenhof umschlossen.



Den Turm des Papstes sehen Sie ganz unten, rot eingefärbt.

Bei diesem einen Baukomplex blieb es aber nicht, denn der Nachfolger Benedikts XII., Clemens VI., ließ ihn in einem zweiten Bauabschnitt mit einem zweiten Innenhof auf das Doppelte erweitern:



Sie sehen gelb eingefärbt die Erweiterung. Dieser neue Palast wies aber nicht mehr die festungs- und klostermäßige Architektur des alten Palastes auf, sondern wurde ein elegantes Bauwerk in modischem gotischen Stil. Auch die päpstlichen Wohnräume wurden vergrößert und mit eleganten Fresken ausgestattet:



Hier die Darstellung einer Hirschjagd, was für die Gemächer eines Papstes vielleicht doch ein ungewöhnliches Motiv bildet.

Werfen wir jetzt noch einen Blick von außen auf den Papstpalast, so wie er sich heute darbietet:



Die Kosten für den Bau dieses Palastes waren außerordentlich hoch; sie verschlangen zeitweise bis zu 1/7 der gesamten Einnahmen des heiligen Stuhles. Das führte dazu, daß die Kurie, beginnend mit Johannes XXII., alle vorhandenen Finanzquellen rücksichtslos ausschöpfte und darüber hinaus neue Quellen erschloß. Rücksichtslos bedeutet, daß Schuldner schon wegen geringster Zahlungsrückstände gnadenlos exkommuniziert wurden.

Avignon war im Vergleich zu Rom leicht zu kontrollieren und übersichtlich. Aber die Stadt bot keinen ausreichenden Raum für die Wohnansprüche der Kardinäle und hohen Beamten. Diese wichen deshalb auf die andere Rhône-Seite aus, nach *Villeneuve-lès-Avignon*. Diese "Neustadt" erreichte man die sprichwörtliche steinerne Brücke, von der wir in der Einleitung der Vorlesung schon gesprochen haben. Auch die Päpste hielten sich manchmal dort auf.

Die Brücke wurde erstmals am Ende des 12. Jahrhunderts gebaut, und zwar der Legende nach von einem Schäfer namens *Bénézet*, was im Okzitanischen so viel bedeutet wie Benedikt. Ohne jede Vorkenntnis, dafür aber mit göttlicher Hilfe gelang ihm der Bau; das brachte ihm die Verehrung als Heiliger ein. Später stürzte die Brücke durch Kriegereignisse und Hochwasser teilweise ein. Ich darf daran erinnern, daß Europa vom 14. Jahrhundert an eine massive Klimaverschlechterung durchlebte, die man geradezu als die "kleine Eiszeit" bezeichnet, so daß es zu Eisgang auf den Flüssen usw. kam. Seit 1660 stehen nur noch drei Brückenbögen:



Clemens VI. war ein weltlich gesinnter Papst und wohl der einzige, der die Rückkehr nach Rom nicht einmal ansatzweise in Betracht zog. Das gilt so nicht für seinen Nachfolger Innozenz VI., unter auch die Vorstellung einer päpstlichen Insel der Seligen in Avignon brüchig wurde. Eines der Argumente für den Aufenthalt in Avignon war immer gewesen, daß man von dort aus leichter Hundertjährigen Krieg zwischen Frankreich und England vermitteln und Frieden stiften könne als vom fernen Rom aus. Dieses Argument wurde jetzt hinfällig, denn die Kriegshandlungen dehnten sich bis an die untere

Rhône aus. Einmal mußte der Papst sogar ein hohes Lösegeld zahlen, um eine Erstürmung und Plünderung der Stadt zu verhindern.

Urban V. war es dann, der die Rückkehr der Päpste nach Rom dann tatsächlich ins Werk setzte, wobei die Ermahnungen der heiligen Birgitta von Schweden, die ihm in dieser Sache buchstäblich die Hölle heiß machte, ein wichtiger Antrieb waren. Hier sehen wir ihn unterwegs in einer zeitgenössischen Federzeichnung:



Neben der Figur des Papstes lesen wir: *Urbanus Romam navigat*. Dort in Rom hielt er am 16. Oktober 1367 seinen Einzug. Die Schwierigkeiten seines Aufenthaltes erwiesen sich aber als so groß, daß er 1370 aufgab und entnervt nach Avignon zurückkehrte. Birgitta von Schweden prophezeite ihm, er werde sterben, falls er Rom verlasse, und das geschah dann auch am 19.12.1370.

Diese erste Rückkehr war also gescheitert, aber immerhin war das Beispiel gegeben. Der neue Papst, Gregor XI., stand ebenfalls unter dem Einfluß einer Heiligen, Katherina von Siena, die auf seine Rückkehr nach Rom drängte. Diese erfolgte auch am 17.1.1377, wobei die Landung in Ostia in einen regelrechten Schiffsbruch ausartete. Wir wissen nicht, ob auch Gregor XI. mit dem Gedanken spielte, nach Avignon zurückzukehren. Es kam aber nicht dazu, weil er am 27.3.1378 in Rom starb, im Alter von nur 47 Jahren.

Wäre Gregor XI. nicht so jung gestorben, wäre die folgende, höchst verhängnisvolle Entwicklung vielleicht nicht eingetreten. Das Papstwahlrecht schreibt vor, daß die Neuwahl an dem Ort zu erfolgen hat, an dem der Vorgänger gestorben ist, in diesem Fall also erstmals seit 70 Jahren wieder in Rom. Die Römer fürchteten, das mehrheitlich französische Kardinalskollegium könne einen Franzosen wählen, und der würde dann wieder nach Avignon zurückkehren. Deshalb demonstrierten sie vor dem Konklave und verlangten einen Römer als Papst, wenigstens aber einen Italiener. Der Text der Sprechchöre ist überliefert: *Romano lo volemo, o almanco Italiano*. Schließlich stürmten sie das Konklave. Zu diesem Zeitpunkt war die Wahl aber bereits erfolgt, und die getroffene Entscheidung wurde auch später, als sich die Lage beruhigt hatte, von allen Wählern bestätigt.

Der neue Papst war Bartolomeo Prignano, kein Kardinal, sondern ein bewährter Verwaltungsfachmann an der Kurie, der auch eine Weile in Neapel gelebt hatte, wo damals die französischstämmige Königin Johanna I. regierte. Also ein Kompromißkandidat, der Italienern und Franzosen gleich genehm sein mußte. Er nannte sich Urban VI. aus Verehrung für Urban V., den ersten Papst, der nach Rom zurückgekehrt war. Damit war die Richtung seiner Politik vorgezeichnet. Hier der Anfang einer von ihm ausgestellten Urkunde:



So weit ging alles gut. Aber der neue Papst begann sehr schnell ein seltsames Verhalten an den Tag zu legen: der bisher

freundliche und umgängliche Herr wurde auf einmal schroff und abweisend. Statt in der delikaten Situation die Gegensätze auszugleichen, setzte er auf schärfste Konfrontation, vor allem gegenüber den Kardinälen, und stellte seine Rechte und seine Vollgewalt in krassester Weise in den Vordergrund. Ich versuche mir das so zu erklären, daß er in eine Art päpstlichen Cäsarenwahn verfiel.

Die Wahl fand im Frühjahr statt. Im Laufe des Sommers verließen die Kardinäle Rom und trafen in Fondi, gerade außerhalb des Kirchenstaates zusammen. Sie erklärten, die Wahl Urbans sei ungültig, weil sie unter dem Zwang der Römer erfolgt sei; somit sei der Heilige Stuhl vakant. Deshalb führten sie eine Neuwahl durch, aus der Kardinal Robert von Genf als Papst hervorging, der sich Clemens (VII.) nannte. Urban VI. in Rom dachte gar nicht daran, das anzuerkennen. Somit war es zum Schisma, zur organisatorischen Kirchenspaltung gekommen.

Es gelang fast vierzig Jahre lang nicht, dieses Schisma zu heilen. Zunächst versuchte Clemens (VII.), der Person seines Konkurrenten habhaft zu werden, was aber mißlang. So mußte er schließlich nach Avignon ausweichen. wo er von Resten der Kurie, die noch nicht mit Gregor XI. nach Rom gezogen waren, freudig begrüßt wurde. So wurde Avignon also erneut zum Papstszitz an der Rhône. Die verschiedenen Versuche, das Schisma zu beenden, will ich hier nicht schildern. Zum Niederringen des Gegenpapstes schien jedes Mittel recht, und die Päpste von Rom und Avignon erhielten jeweils auch Nachfolger, sobald sie starben. Erwähnenswert ist in unserem Zusammenhang nur, daß Benedikt (XIII.), der avignonesische Nachfolger Clemens' (VII.), im Laufe der Auseinandersetzungen vom 16. September 1398 bis zum 1. April 1403 im Papstpalast von Avignon belagert wurde, wobei der festungsmäßige Bau seine Bewährungsprobe bestand.

Das Schisma endete dann 1417 auf dem Konzil von Konstanz. Danach war der Papstpalast nur noch Sitz des päpstlichen Legaten für Avignon und Venaissin, für diese Zwecke aber viel zu groß und begann zu verfallen. Die französischen Könige Ludwig XIV. und Ludwig XV. ließen den Kirchenstaat an der Rhône wiederholt besetzen, um den Papst unter Druck zu setzen. Während der Französischen Revolution wollte man den Papstpalast als "Bastille des Süden" abreißen, was sich aber als zu teuer erwies. Erst in jüngerer Zeit hat er das Interesse der Denkmalpflege gefunden.

29. EPILOG: SCHIFFFAHRT HEUTE

UND JETZT NOCH EIN ganz kurzes Schlußkapitel.

Zunächst möchte ich wenigstens mit einem Satz darauf hinweisen, daß es bedeutende Flüsse natürlich nicht nur in Europa gibt. Schon die Bibel nennt uns im Buch Genesis ein Quartett bedeutender Flüsse, die vom Paradies ausgehen: Euphrat, Tigris, Gison und #. Der Vierströmebrunnen auf der Piazza Navona in Rom zeigt Nil, Ganges, Rio de la Plata und die Donau stellvertretend für die vier

Erzteile; wir würden heute vielleicht noch den Sambesi, den Mississippi und den Gelben Fluß in China vorschlagen (und dabei viele wichtige Ströme übergehen).

Die Flüsse haben als Transportwege heute an Bedeutung verloren, zumal auch aus Gründen wie der Klimaveränderung prekäre Situationen wie Niedrig- und Hochwasser häufiger auftreten; wie weit sich Projekte zur Renaturierung regulierter Flüsse darauf auswirken, ist schwer zu sagen. Der Warenverkehr über die Ozeane erreicht dagegen ständig neue Höchstwerte, auch weil diese Transportart kostengünstig ist – selbst im Vergleich mit dem hochsubventionierten Flugverkehr.

Politische Probleme, in deren Mittelpunkt Rhein, Donau, Elbe und Rhône stehen, gibt es derzeit nicht, und auch die Fragen, die sich an die weiteren Flüsse knüpfen, die wir erwähnt haben, wie Maas, Weichsel und Memel, sind insoweit nicht mehr aktuell. Für eine Vorlesung zur Zeitgeschichte, die aber ohnehin außerhalb meiner Kompetenz läge, wäre die Formulierung des Themas also wenig geeignet.

Was die großen Ströme in anderen Weltgegenden angeht, sähe das allerdings anders aus. Die Wasserverteilung etwa des Nils oder des Euphrats oder des Indus' oder des Mekongs sind hochbrisante Fragen, die die künftige Politik und Geschichte nachdrücklich beeinflussen werden.